Ph. Pz. 709 3c
Keller

Di

<366352048900011

<366352048900011

Bayer. Staatsbibliothek

Georg Viktor Kellers

Nachlass.

Eine Reihe

moralischer, politischer und wissenschaftlicher Aufsätze
mit beigefügter Biographie.

[hrsg. von J. Baechtisch]

Erster Band.

Freiburg im Breisgau,

Gedruckt und im Verlag bei Friedrich Wagner.

1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt

des ersten Bandes.

Kellers Leben von Seite 1 bis 56.

Ueber Moral.

1. Absicht . . Seite 57
2. Absprechen . . . 58
3. Abwechslung . . 58
4. Achtung . . . 59
5. Aeußerliches . . 60
6. Affecte . . . 60
7. Almosen . . . 61
8. Andacht . . . 63
9. Anfang . . . 63
10. Anlagen, geistige . 65
11. Angesicht . . . 65
12. Anmaßung . . 66
13. Anmuth . . . 67
14. Ansinnen . . . 67
15. Anstand . . . 68
16. Anstößigkeit . . 68
17. Arbeit . . . 69
18. Argwohn . . . 71
19. Armuth . . . 72
20. Aufrichtigkeit . . 74
21. Aufschub . . . 75
22. Auge 76
23. Aussicht . . . 77
24. Boden . . . 77
25. Bart . . . 78
26. Bedürfnisse . . 79
27. Begehren . . . 79
28. Begeisterung . . 80
29. Beglückung . . 81
30. Begnadigung . . 82
31. Beharrlichkeit Seite 82
32. Beispiel . . . 83
33. Bekehrung . . 84
34. Beklagen . . . 86
35. Bekümmern . . 87
36. Belehrung . . 87
37. Beleidigung . . 88
38. Belohnung . . 89
39. Belustigung . . 89
40. Benehmen . . . 90
41. Bequemlichkeit. . 91
42. Beruf . . . 92
43. Beruhigung . . 92
44. Bescheidenheit . 93
45. Besonnenheit . . 94
46. Besserwerden . . 95
47. Bestimmung . . 97
48. Beten . . . 97
49. Betrug . . . 99
50. Bettelei . . . 99
51. Beurtheilen . . 101
52. Bewährung . . 103
53. Beweis . . . 103
54. Bewundern . . 104
55. Bewußtseyn . . 104
56. Beifall . . . 105
57. Blindheit . . . 105
58. Blüthe . . . 106
59. Bös 107
60. Buch, gutes . . 108

61. Buchstab u. Geist Seite 110
62. Bund . . . 110
63. Buße . . . 113
64. Charakter . . 114
65. Cultur . . . 115
66. Dank . . . 117
67. Demuth . . . 118
68. Denken . . . 120
69. Diebstahl . . . 122
70. Dienen . . . 124
71. Dreistigkeit . . 125
72. Druck . . . 127
73. Du 128
74. Duldung . . . 129
75. Dummheit . . 132
76. Ehe 133
77. Ehre . . . 140
78. Ehrbarkeit . . 144
79. Ehrlichkeit . . 147
80. Ehrsucht . . . 149
81. Eid 151
82. Eifer . . . 155
83. Eifersucht . . 156
84. Eigennutz . . 158
85. Eigensinn . . 158
86. Eigenthum . . 159
87. Einbildungskraft . 160
88. Einfachheit . . 165
89. Einfalt . . . 166
90. Einfluß . . . 166
91. Einheit . . . 167
92. Einsamkeit . . 168
93. Eintracht . . 170
94. Eitelkeit . . 174
95. Elend . . . 175
96. Empfänglichkeit . 175
97. Empfindlichkeit . 176
98. Empfindsamkeit . 180
99. Engherzigkeit . 181
100. Entartung . . 182
101. Enthaltsamkeit . 182
102. Entschluß . . 183
103. Entschuldigung . 184
104. Erbe . . . 186
105. Erde . . Seite 186
106. Ereignisse . . 189
107. Erfahrung . . 190
108. Erfindung . . 191
109. Erholung . . 192
110. Erkenntniß . . 192
111. Ermunterung . 193
112. Erniedrigen . . 194
113. Erndte . . . 194
114. Erwartung . . 195
115. Erziehung . . 195
116. Ewig . . . 199
117. Fähigkeiten . . 200
118. Fallen . . . 202
119. Falschheit . . 203
120. Familienleben . 204
121. Fanatismus . . 205
122. Fassung . . 207
123. Fasten . . . 207
124. Fastnacht . . 214
125. Faulheit. . . 216
126. Fehlen . . . 217
127. Feind . . . 218
128. Feinheit . . 221
129. Finsterlinge . . 221
130. Formwesen . . 223
131. Fortschreiten . . 224
132. Fragen . . . 224
133. Frauen . . . 225
134. Freiheit . . . 227
135. Freimüthigkeit . 231
136. Fremdes . . . 237
137. Fremdling . . 237
138. Freude . . . 240
139. Freundschaft . . 244
140. Friede . . . 248
141. Fröhlichkeit . . 251
142. Frömmelei . . 252
143. Frömmigkeit . 252
144. Frohsinn . . 254
145. Frucht . . . 257
146. Furcht . . . 258
147. Gabe . . . 259
148. Gastfreundschaft . 260

149. Gaunerleben Seite 261
150. Geberdenspiel . 265
151. Gebet . . . 265
152. Gebote . . . 270
153. Gebrechlichkeit . 271
154. Geburtstag . . 275
155. Gedächtniß . . 280
156. Gedanken . . 281
157. Geduld . . . 283
158. Gefälligkeit . . 286
159. Gefahr . . . 287
160. Gefallsucht . . 287
161. Gefühle . . 288
162. Gegenwart . . 289
163. Geheimnisse . . 291
164. Gehorsam . . 296
165. Geist . . . 297
166. Geistererscheinung . 301
167. Geiz . . . 310
168. Gelassenheit . . 312
169. Geld . . . 313
170. Gelehrigkeit . . 314
171. Gelingen . . 315
172. Gelübde . . 317
173. Gemächlichkeit . 320
174. Gemein . . 321
175. Gemeingeist . . 322
176. Gemeinnützigkeit . 323
177. Gemeinschaft . 328
178. Gemüth . . 330
179. Genauigkeit . . 332
180. Genesung . . 334
181. Genugthuung . 335
182. Genügsamkeit . 337
183. Genuß . . . 339
184. Gerechtigkeit . 339
185. Gerüchte . . 342
186. Geschwätzigkeit . 343
187. Geselligkeit . . 344
188. Gesellschaft . . 346
189. Gesinnung . . 350
190. Gesundheit . . 351
191. Gewerbfleiß . . 353
192. Gewissen . . 354
193. Gewohnheit . . 358
194. Gleichförmigkeit . 359
195. Gleichgültigkeit Seite 360
196. Gleichheit . . 362
197. Gleichmuth . . 363
198. Gleichnisse . . 365
199. Glück . . . 365
200. Gnade . . . 371
201. Gottesverehrung . 373
202. Gotteswort . . 373
203. Grab . . . 378
204. Greis . . . 380
205. Größe . . . 383
306. Großmuth . . 385
207. Gunst . . . 386
208. Gruß . . . 387
209. Gut . . . 388
210. Habsucht . . 390
211. Häuslichkeit . . 391
212. Handlung . . 392
213. Hart . . . 395
214. Haß . . . 396
215. Hausfriede . . 397
216. Haushaltung . . 397
217. Heilswissenschaft . 398
218. Heimlichthun . 399
219. Heiterkeit . . 400
220. Herablassung . 400
221. Herkommen . . 400
222. Herz . . . 402
223. Heuchler . . 403
224. Hingebung . . 403
225. Hindernisse . . 404
226. Hitze, blinde . 404
227. Hochmuth, Hoffart 405
228. Hochzeit . . 406
229. Höflichkeit . . 406
230. Hoheit . . 409
231. Hospitäler . . 409
232. Jammerthal . 409
233. Immoralität . 410
234. Indifferentism . 410
235. Interesse, Interessirt 411
236. Irreligion . . 411
237. Irrthum . . 412
238. Jugend . . 412
239. Kampf . . 414

Kellers Leben.

Nur mehr Kernmenschen, und wir werden auch wieder mehr Kernworte hören.

Luden

Wenn gleich die Wahrheit ein kostbares und heiliges Gut ist, das Aller Herzen in Bewegung setzt, so hat dieselbe doch nicht allenthalben die warmen und offenen Vertheidiger, die man billig für sie erwarten sollte. Mag die Zahl ihrer stillen Verehrer auch größer seyn, als man glaubt, so dürfte dem Volkshaufen damit um so weniger gedient werden, da er auf die Führung der einzelnen Kräftigen die gerechtesten Ansprüche hat. Wer der Wahrheit nur im Verborgenen den Beifall zollt, ohne für sie im Werke thätig zu werden, der hat seiner Pflicht nicht genüge gethan, wenn er Kraft und Gelegenheit besitzt. Eben so wenig ist mit Wünschen und Hoffen ausgerichtet; eigene Thätigkeit und eifrige Verwendung überheben uns dessen. Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Strenge dich an und die Zeiten werden besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen; wer sich mit Hoffnungen speiset, der stirbt vor Hunger, sagt Heinichen.

Von diesem Gefühle geleitet, wagte Keller auf verschiedene Weise mit Wort und That sich auf das kräftigste der Wahrheit und ihrer Förderung anzunehmen. Zum Lichte vorzudringen galt ihm als die wichtigste Aufgabe. «Wir schwimmen weiter; nie aber kehrt der Strom zu seiner Quelle zurück. Alles hat zwar seine Zeit; sein Maaßstab ist das jedesmalige Bedürfniß. Es ist eben so wenig rathsam, der Zeit

entgegen zu streben, als sie in ihrem Laufe zu drängen. Mit den Zeiten wechseln die Bedürfnisse, denen zusagen muß, was gut heißen soll. Jedoch verräth unbedingtes Ringen nach dem Alten allemal Eulensinn, weil nur Eulen zwischen alten zerfallenen Mauern und moosbewachsenen Ruinen behaglich sind.»

Da Kellers Andenken, das er sich vielseitig erwarb, bei Manchem noch lange fest gegründet ist, so mag seine gegenwärtige Lebensgeschichte vielleicht nicht ohne Interesse aufgenommen werden, besonders, da ihr die eigene mündliche und schriftliche Erzählung zum Grunde liegt.

Georg Keller wurde zu Ewatingen auf dem Schwarzwalde, in Bonndorfs Nähe, von katholischen Eltern im Jahre 1760 am 14ten May geboren, und verlebte die zarten Kinderjahre in der Gesellschaft von drei Brüdern und drei Schwestern. *) Sein Vater, Benedikt Keller, ernährte die Familie durch Schmiedsgewerbe, während sich seine Mutter, Agnes Lindner, mit einer kleinen Handelschaft abgab. Als sie sich ehelichten, bestand ihr ganzes Vermögen in 700 Gulden Schulden. Dessen ungeachtet gelang es ihrem Fleiße und Sparsamkeit, daß sie jedes Kind mit 1300 Gulden späterhin aussteuern konnten. Benedikt Keller war ein strenger, häußlicher, frommer und äußerst rechtlicher Mann. Von seinem Ernste machte er zwar bei Erziehung der Kinder, jedoch stets nur mit weiser Ueberlegung, niemal aber gegen die Gattin Gebrauch. Agnes Lindner zeichnete sich durch Herzensgüte, Sparsamkeit, Ordnung und ein sanftes liebevolles Wesen aus. Darum ruhte Segen auf dieser Verbindung.

---

*) Der älteste Bruder Leopold lebte in Wien als K. K. Oesterreichischer Oberstwachtmeister und Militär-Kommandant im Wiener Thierarztnei-Institut und starb daselbst. Seine einzige Tochter Maria Karolina verehlichte sich nach Pest an den dasigen Stadtkommandanten Urban. Der zweite Bruder, Konrad, kam nach Siebenbürgen, wo er gegenwärtig noch als Oberarzt unter der Seekler-Infanterie dient. Der Jüngste hatte das Unglück in den Kinderjahren zu ertrinken. Eine der Schwestern starb ebenfalls in ihrer Jugend plötzlich auf einem Spaziergange; die übrigen zwei befinden sich noch in der väterlichen Heimath.

Der junge Georg wuchs heran und besuchte die Schule. Sein Lehrer ersetzte durch Kraft und Gewalt, was ihm an pädagogischen Kenntnissen abgieng. Diese mußte Keller um so öfter empfinden, da er auf manchen besondern Einfall gerieth. So befand er sich einmal in einer nicht geringen Verlegenheit, als er zur Winterszeit mit einigen Gehülfen den Gänsen der benachbarten Bauern alle Federn ausgerauft und dieselben ganz entblößt auf die schneebedeckten Wiesen hinausgetrieben hatte. Zur Ausführung dieses Vorhabens benützte er zwar die Abwesenheit seines Vaters, konnte aber keineswegs verhindern, daß der Lehrer nicht davon benachrichtigt wurde. Eines Tages zog derselbe alle Theilnehmer zur strengen Verantwortung. Seine finstere Miene verkündete auf den kommenden Nachmittag ein furchtbares Gewitter. Keller wollte zu seinem Schutze alle Vorkehr treffen und berieth in dieser Angelegenheit den Schmiedknecht, der in der väterlichen Werkstätte arbeitete. Beide wurden darüber einig, daß Keller mit zwei eisernen Ketten, welche in der Schmiede immer vorräthig waren, die Beinkleider befestigen sollte. Der Plan wurde ausgeführt und die Verwahrung so sicher, daß ihn niemand der Kleidung berauben konnte, ohne sie vollends zu zerreißen. Sein Rock mußte bis zur Zeit der Exekution alles verdecken. Schon hatten einige Vorgänger die empfindlichste Strafe erhalten, als Keller an der Reihe stand. Sein Lehrer befahl ihm die Beinkleider auszuziehen, worauf er sich mit dem Vorgeben weigerte: es sey nicht möglich. Dadurch noch mehr entrüstet, legte Ersterer eigene Hand an. Als er aber den eisernen Hosenträger fand, konnte er sich des Lachens nicht enthalten, und erließ Keller und den Uebrigen die Strafe.

Bald wurde an ihm bemerkbar, daß er sich vermöge seiner Geistesfähigkeiten höher erschwingen könnte, als zu dem Gewerbsstande. Deswegen willigten die Eltern ein, daß er mit der lateinischen Sprache bei seinem Lehrer den Anfang machen durfte. Noch kaum der Schule entlassen, kam er ins Benedictiner-Kloster nach Villingen, um die Studien zu beginnen. Die Fortschritte, die er an diesem Orte machte, müßen nicht sehr glänzend ausgefallen seyn, indem er nach einem bereits

zweijährigen Aufenthalte noch zu unbeholfen war, einen Brief nach Hause zu schreiben. Er entlehnte ein Schreiben von einem Jugendfreunde, kopirte dasselbe und sandte es an die Eltern ab, weswegen ihn sein Vater ernstlich tadelte. Von diesen Klostergeistlichen sprach Keller jederzeit mit Achtung, weil sie Wissenschaft und Gelehrsamkeit pflegten.

Von Villingen begab er sich nach Freiburg im Breisgau, um seine literäre Laufbahn fortzusetzen. Hier arbeitete er mit mehr Glück. Bald wurde ihm die Liebe und das Zutrauen seiner Professoren zu Theil. Insbesondere war er der Begünstigte bei dem verewigten Herrn Professor Ruef, unter dessen Anleitung er sehr glückliche Fortschritte in der griechischen Sprache machte. Eine vorzügliche Geläufigkeit erlangte er nebenbei im lateinischen Versbau; oft schrieb er in einem Tage zu hundert Hexametern nieder. Mit weit geringerm Glücke arbeitete er in der deutschen Sprache. Diesen Mangel fühlte er frühzeitig und nahm deshalb seine Zuflucht zur Lektüre. Am meisten sprachen ihn poetische Schriften an, welche er darum allenthalben aufsuchte und mit ausgezeichneter Vorliebe las. Da er bei der elterlichen Unterstützung nur auf das Nöthigste rechnen durfte, war er häufig im Falle an manchem Zuträglichen Abbruch erleiden zu müssen. Nichts desto weniger belebte ihn der feurigste Eifer für Wissenschaften; je mehr sich ihm Hindernisse entgegen stellten, desto größer war sein Muth sie zu beseitigen. So vermochte ihn nichts abzuhalten die Werke von Dr. Swift in einer Uebersetzung lediglich in nächtlichen Stunden beim Mondscheine zu lesen. Dessen ungeachtet hatte Keller an seinem Gesichte nichts zu leiden; sah ohne Brille manches Wahre, das tausend bewaffneten Augen entgeht.

Unter den schönen Künsten nahm ihn die Musik in Anspruch. Er wählte zum Unterrichte im Violinspielen den berühmten Umstatt als seinen Lehrer. Beide hatten aber das Unglück in den festgesetzten Lehrstunden einander selten zu treffen, weswegen der Fortgang äußerst langsam war. Als Kellers Vater einst in Freiburg einen Besuch abstattete und mit ungeübtem Ohr den Sohn ein Stück auf der Violine

spielen hörte, unterbrach er dasselbe mit wehmüthigen Worten: «Georg! du kannst doch blutwenig.» Durch diese Aeußerung veranlaßt, entsagte er der Musik ganz. Einem eifrigern Unterrichte und vielleicht auch geregeltern Kultivirung würden seine Anlagen entsprochen haben.

Nachdem er in Freiburg die Gymnasialstudien zurückgelegt hatte, begab er sich, mit einigen Rekommendationsschreiben versehen, nach Wien auf die Hochschule. Seine entschiedene Vorliebe für Literatur fand hier reichliche Nahrung. Mit rastlosem Eifer besuchte er die philosophischen und theologischen Hörsäle. Wie sehr Keller in Wien empfohlen war, beweißt der an ihn später *) von dorther ergangene ehrenvolle Ruf zum Professor der Dogmatik, den er jedoch ablehnte. Er genoß einen sehr dürftigen Lebensunterhalt, indem er nach Anordnung seines Vaters nur das Nöthigste durch Wechsel erheben konnte. Freigebiger bewies sich dagegen seine Mutter in den jedesmaligen Herbstferien, wo sie ihn mit manchem kleinen Rekreationsgelde ausstattete. Diese geheimen Zuschüsse brachte er immer sorgfältig nach Wien und verwendete sie an das Theater. Schauspiele und Opern machten bereits sein einziges Vergnügen aus, das er daselbst genoß. Um sich dasselbe nicht versagen zu müssen, litt er lieber selbst an seiner Nahrung Abbruch. Galanterie vermochte über ihn, daß er zuweilen Abends die Tochter des Hauswirthes oder irgend eines Bekannten durch einen Fiacker in die Opernloge führen ließ, und am folgenden Tage sein Mittagmahl an einer Klosterpforte genoß. Unwillkührlich wird man hier an Franklins Behauptung erinnert: «der Mensch ist bisweilen freigebiger, wenn er wenig Geld, als wenn er alle Taschen voll hat, vielleicht um sich nicht merken zu lassen, daß er nur wenig besitze.»

Wenn Keller gleich fast immer nur ein sparsames Auskommen hatte, so wurde seine muntere Laune dadurch nie trübe. Er besaß die Gabe allenthalben aufzuheitern und Frohsinn einheimisch zu machen. Seine Jugend überhaupt, so wie

---

*) Nach St. Blasien.

die Studienjahre insbesondere waren sehr reich an lustigen Einfällen und launigen Geschichten. Niemal ermangelte sein guter Humor irgend eine Unterhaltung ausfindig zu machen, und das Gespräch stockte in keiner Gesellschaft, an der er Theil nahm. Daß er deshalb überall willkommen und beliebt eintrat, ergiebt sich natürlich. Sein aufgeregtes Wesen sprach allseitig an und sein Umgang reizte nur zur Sehnsucht nach einem längern Genusse.

Als Akademiker kehrte er im Jahre 1778 in den Herbstferien von Wien nach Hause zurück. Während dieser Zeit besuchte er das nahe gelegene Stift St. Blasien. Da unter dem berühmten Fürsten Martin Gerbert die Wissenschaften daselbst vorzüglich blühten, und mehrere Männer, wie Rauch, Neugart, Kreuter, Herrgott und Andere bereits neben einander im rühmlichen Wetteifer arbeiteten, blieben Kellers Anlagen und Kenntnisse nicht lange unbeachtet; man wurde bald auf ihn aufmerksam. Gerbert selbst fieng an für ihn nicht mehr gleichgültig zu bleiben. Es wurden Versuche gemacht, seine Neigungen für das klösterliche Leben zu stimmen. Diese hatten bald einen um so glücklichern Erfolg, da Keller von der Gelegenheit, in der Literatur thätig zu seyn, längst eingenommen war. Die treffliche Bibliothek, welche die Abtei besaß, der Verkehr mit wissenschaftlichen Männern und das Verschwinden der Nahrungssorgen hatte bei seiner Wahl die entscheidende Stimme. Noch mit diesem Jahre trat er in das Noviziat ein. Schon als Novize übertrug man ihm die Lehrkanzel der Philosophie, die er mit allem Eifer versah. Ihm waren die erfreulichsten Aussichten geöffnet. Frühzeitig entkam er dem Chor mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Seine Hoffnungen giengen wirklich in Erfüllung: nach einem geringen Zeitumflusse wurde Keller zum Professor der Mathematik, Diplomatik und Numismatik erwählt. Am schwierigsten arbeitete er nach wiederholten Geständnissen in dem Fache der Diplomatik, indem er in damaliger Zeit zur größten Noth ein dürftiges Kompendium vor sich liegen hatte. Eine berühmte deutsche Universität wollte die Lehrkanzel der Diplomatik besetzen und wendete sich deßhalb an das Stift St. Blasien.

Keller war der einzige, der diesem Fache gewachsen wäre, allein man fand Anstand ihn während des Noviziates an eine Hochschule abzusenden, indem man seine Rückkehr ins Kloster nicht bezweifeln wollte. Ihm wurde vielmehr das Geschäft zugewiesen, einen andern zu unterrichten und mit Heften auszurüsten.

Im Jahre 1785 begab er sich, nachdem er zuvor die Klostergelübde abgelegt hatte, nach Konstanz zum Empfang der Priesterweihe. Kaum traf er wieder in dem Stifte ein, so übernahm er die Professorstelle von dem Kirchenrechte und der Kirchengeschichte. Pater Viktor, so nach dem Klosternamen genannt, lebte nun in seinen neuen Verhältnissen mit voller Zufriedenheit und kannte keine weitern Wünsche. Er selber schreibt: „Es machte mir Vergnügen in der wohlbesetzten Stiftsbibliothek lustzuwandeln. Ich war vom Fürsten Gerbert und Ribbele geachtet. Höheres zu erstreben dachte ich nicht; mir genügten die Wissenschaften, für die ich ganz lebte.“ Und wirklich bot Keller hier allen Kräften auf. Er arbeitete mit rastlosem Fleiße und widmete die Zeit von frühe sechs bis Nachts Ein Uhr in der Regel den Studien.

Bei einem so anhaltenden Eifer war ihm Störung und Unterbrechung das Unbehaglichste. Nichts desto weniger hatte er dergleichen Vorfälle öfter zu erfahren. Gern überließ er deshalb seinen Ordensbrüdern an Sonn- und Festtagen die Besorgung der Beichtenden. Indessen konnte er sich mancher Zudringlichkeit nicht erwehren, wenn er auch auf seinem Zimmer einsam den Studien oblag, während die Uebrigen in der Stiftskirche das heilige Richteramt verwalteten. Keller nahm zu einem Sicherungsmittel Zuflucht, das bald kräftige Wirkung that. Er setzte einige geladene Leidnerflaschen mit dem Thürschlosse und einem vor der Thüre liegenden Brett so in Verbindung, daß jeder, der zu ihm eintreten wollte, einem sehr empfindlichen electrischen Schlag nicht ausweichen konnte. Bald erzählten sich die alten Mütterchen von wunderbaren Ereignissen, die sie vor der Thüre des Pater Viktor erlebten. Sie fanden für rathsamer ihre Herzensangele-

genheiten vor einen andern Beichtvater zu bringen, wo ihnen nicht so unheimliche Dinge begegneten.

Während eines fünf und zwanzig jährigen Aufenthaltes daselbst durchgieng er die gesammte Bibliothek, welche aus 36000 Bänden bestand. Nebenbei entwarf er als eigene Arbeit zwei Bände von dem Bisthum Werden, und zwei von Eichstädt; drei über die Geschichte der Diezös Augsburg; vier über alte Diplomatik und einen Band über Alterthumskunde, welche gegenwärtig noch auf der Kantonsbibliothek in Aarau stehen. Die Kantonsregierung übersandte ihm für dies Vermächtniß im Jahre 1821 unterm 8ten Jänner ein sehr ehrenvolles Geschenk nebst einem rühmlichen Danksagungsschreiben

Da St. Blasien ein Werk unter der Aufschrift: „Germania sacra" zu veranstalten im Begriffe stand, wurde Keller im Jahre 1791 mit Philipp Jakob Umber in das Bisthum Augsburg, und im Jahre 1792 mit Georg Rottmann in die Diezös Eichstädt von dem Fürsten Martin Gerbert zur Sammlung der nöthigen Urkunden abgesandt.

Wenn er sich gleich um seine Obern im Kloster wenig bekümmerte, genoß er doch vor andern sehr viele Freiheiten. Vielfältig lag hierin der Grund, wenn er mit schiefem Auge angesehen und alle seine Schritte einer genauern Kritik unterworfen wurden. Es begegnete ihm öfter, daß man seine freien Lehrvorträge anstößig fand und Klage gegen ihn anbrachte. Darüber stellte ihn der Fürst Martin zu Rede, entließ ihn aber mit den Worten: «Lehren Sie wie Sie wollen und was Sie wollen, ich will Ihnen nichts vorschreiben: aber lernen Sie auch ränken, wenn man Sie packen will.» In wie weit Keller seine Vorträge nach einer so freisinnigen Aeußerung des Fürsten beschränkt haben werde, mag leicht gedacht werden. Lange bewahrte er ein in der Stiftsbibliothek gefundenes Buch über kirchliche Unfehlbarkeit, dem er sein erstes Licht verdankte, wie er sich auszudrücken pflegte.

Als nach Gerberts und Ribbeles Tod endlich Rottler Abt wurde, fiel Keller gegen seinen Willen in die Wahl. Er selbst veranstaltete, daß Rottler drei Stimmen mehr erhielt. Ihm bekam indessen diese Wahl nicht zum sonderlichen Vor-

theile. Er wurde, wie er von sich stets im Scherze bemerkte, als ein gefehlter Fürst zuerst auf die zum Kloster gehörige Probstei Gurtweil, dann auf die Pfarrei Schluchsee abgesandt. Obgleich diese Gegend dem wildesten Schwarzwalde angehört und bereits von allem Verkehr abgerissen ist, so lebte Keller in dem Zeitraume von sieben Jahren nicht einsam und freudenlos. Geistliche, Beamte, Studirende und Reisende strömten ihm aus allen Richtungen zu und fanden in seinem Umgange Vergnügen und Wohlbehagen. Selbst der Fürst der Abtei veranstaltete wiederholte Besuche nach Schluchsee.

Hier tauschte er für immer sein Breviarium monasticum gegen die literären Zeitschriften und die Werke der klassischen Welt aus, obwohl ihm dieser Wechsel anfänglich ungewohnt vorkam. Zwei Gelehrte, protestantischer Konfession, die bei Keller Herberge nahmen, wunderten sich sehr, in der Bibliothek eines Klostergeistlichen die Werke Herders ansichtig zu werden.

Dieser Aufenthalt wurde ihm sehr theuer; mit schwerem Herzen trennte er sich davon. Er bekannte das Gleiche in folgenden Worten: «Ich wurde durch besonderes Zusammentreffen der Umstände nach der Schweiz verschlagen. Mit sträubendem Herzen mußte ich auf Befehl meiner Obern das mir lieb gewordene Schluchsee gegen das öde Wislikon umtauschen, und zwar zu einer Zeit, wo St. Blasien seiner Auflösung nahe war. Aus dem Schooße meines Vaterlandes gerissen, von meinen Pflegempfohlenen getrennt, an die ich seit sieben Jahren gewöhnt war, die mich wie einen Vater liebten, und geschieden von so vielen Freunden, in deren Umgang mir so manche Stunde heiter dahin floß, vertrauerte ich in Wislikon voll Unmuths anderthalb Jahre, bis eintraf, was zu besorgen stand. Mit St. Blasiens Sturz erlosch der letzte Hoffnungsfunke, je wieder ins Vaterland zurück zu kommen und da Anstellung zu finden. Mein Lebensloos wurde nachher durch den ehrenvollen Ruf nach Aarau am 14ten Februar 1806 einigermaaßen gemildert; ich führte dort acht Jahre lang unter den Augen und mit voller Zufriedenheit der Kantonsregierung das Pfarramt; ich mußte Sitz und Stimme

in der obersten Schulbehörde nehmen; das Gedeihen des Schulwesens in sämmtlichen katholischen Bezirken würde mir zur Berichterstattung zugewiesen. Dazu übertrug mir noch Konstanz am 18ten März 1812 das bischöfliche Kommissariat, um Einheit ins Kirchenwesen des Kantons zu bringen und in dieser Beziehung mit der höchsten Staatsbehörde in Berührung zu kommen. So mit Geschäften überladen und oft fast zu Boden gedrückt, hatte ich nicht Zeit lange Weile zu bekommen und der Sehnsucht nach meinem Vaterlande Raum zu geben.» Stets rechnete Keller dessen ungeachtet die in Aarau verlebten Jahre zu den glücklichsten seines Lebens. Die Unbeschränktheit, mit der er wirken konnte; die Kraft, durch die er von Seite der Regierung unterstützt war; der Umgang und Verkehr, der ihm allenthalten offen stand, sagte ihm zu innig zu, als daß er den Werth desselben nicht zu schätzen gewußt hätte. Kein Fest wurde begangen, keine Unterhaltung genossen, wozu Keller nicht beigezogen worden wäre. Seine muntere Laune brachte ihn häufig auf ganz besondere Einfälle, die man überall mit Wohlwollen erwiederte. Das einzige Mißbehagen kann hier abgerechnet werden, das einst die ehrwürdigen Frauen eines Klosters in der Schweiz während einer Patroziniums-Predigt empfanden, die sie dem verewigten Keller durch Einladung übertragen hatten. Da sich unter ihnen im Verlaufe des Jahres wohl öfter Fehde einschleichen mochte, wenn jede ihr vermeintliches Recht geltend zu machen suchte, glaubte ihr Festprediger keinen Mißgriff zu thun, als er in seiner Rede das Thema durchführte: «Ein wunderbarer Heiliger und ein wunderlicher Heiliger!»

Obwohl er nie Anstand nahm, seine Meinung unumwunden auszusprechen, so hatte er hier in der Gesellschaft von lauter Freisinnigen am wenigsten Ursache nur das Geringste zurück zu halten. Sein Ansehen, seine ausgebreiteten Kenntnisse und die Ueberzeugung von seinem redlichen Willen war zu fest gegründet, als daß sein Wort nicht jeder geehrt und berücksichtigt hätte. Nur Böswillige konnten ihn fälschlich in die Klasse der Carbonari einreihen

Unter dem großen Drange der Geschäfte und den vielen

Korrespondenzen blieb Keller für Literatur nicht müßig. Mit allem Eifer benutzte er die Bibliotheken, und fieng an zu seinem Buche: Ideale für alle Stände, den Grund zu legen.

Nach einer sehr ausgebreiteten Meinung fällt in eine vielleicht etwas frühere, jedoch nahe an diese grenzende Periode die Bearbeitung der Stunden der Andacht, welche der Rezensent der Ideale für alle Stände in der Leipziger Literaturzeitung einen prächtigen Wunderstern an dem literarischen Himmel nennt, und zugleich erinnert: der Verfasser der Ideale stehe mit jenem der Stunden der Andacht in der nächsten geistigen Verwandschaft, wenn er nicht mit Mehrern verbunden, oder ganz allein an ihrem Ursprunge Theil habe. Für den richtigen Blick dieses einsichtsvollen Rezensenten bürgt das von Keller in seinen letzten Tagen wiederholt abgelegte Geständniß: er sey der Verfasser von mehrern in diesem Buche befindlichen Aufsätzen. Wenn Keller die übrigen Arbeiten in den Stunden der Andacht von sich ablehnte, schützte er immer den Grund vor: Partheinamen seyen nicht geeignet für die Sache Gewinn zu bringen, darum werde Stillschweigen hier zu einer unerläßlichen Pflicht. Wie er oft erzählte, kam nicht das Manuscript, sondern die Abschrift eines Frauenzimmers in die Hand des Setzers.

Obschon viele geneigt sind zu diesem Buche mehrere Verfasser anzunehmen, so scheint doch der Styl, der Ideengang, die Ansicht der Sache selbst und die Disposition in den Aufsätzen nur auf Einen hinzuweisen. Wenn nun mehrere derselben aus Kellers Feder floßen, dürfte ihre große Aehnlichkeit Veranlassung genug seyn, einstweilen in ihm auch den Verfasser der übrigen zu ehren. Schwer läßt sich vermuthen, daß er bei seiner unermüdeten Thätigkeit während eines siebenjährigen Aufenthaltes in Schluchsee und später in Wislikon die Hand unthätig niedergelegt haben sollte. Zuverläßig dürfte der größte Theil dieses Buches aus Kellers Predigten entstanden seyn, in denen dieselbe Ordnung, Ansicht und Wahl der Gegenstände herrscht. Nach Hinweglassung des Einganges und einer kleinen Abänderung konnte jede Rede leicht die Form erhalten, in welcher die Aufsätze der Andachtsstunden erscheinen.

Und wirklich entsprechen viele der beigefügten Texte den sonn- oder festtäglichen Perikopen. Wer seinen Religionsvorträgen immer anwohnte, oder die schriftlichen Arbeiten las, kann in dieser Meinung keine große Unwahrscheinlichkeit finden.

Wenn der Verleger dieses Werkes sich auch dagegen sträubt, so hat man immerhin zu beherzigen, daß der Absatz eine sorgfältige Berechnung der obwalteten Vorurtheile zwischen den Konfessionen bedürfe. Schon früher veranlaßten die Gegner dieses Buches den Verleger zu dem Entschlusse: eine Ausgabe für Katholiken zu veranstalten. Als er sich um Kellers Meinung erkundigte, und dieselbe mit allem Eifer mißbilligend ausfiel, stand er von seinem Vorhaben ab, und glaubte noch im Jahre 1820 am 6ten Juni in der fünften Auflage allen Veranlassungen zu Glaubensscrupeln vorgebeugt zu haben. Trotz die Vorwürfe bereits verstummt sind, mit denen dieses Buch entweiht wurde, ungeachtet der Verleger in einem Schreiben an Keller selbst bekannte: „Sie hatten vollkommen Recht, daß die Kastrirung der Andachtsstunden nichts tauge, und ich bin auch gänzlich von meinem Vorhaben abgestanden, eine besondere Ausgabe für Katholiken zu veranstalten, — erblickt doch eine kastrirte Ausgabe das Tageslicht. Sey die Behandlung noch so gelinde, bestehe zuletzt die Aenderung in der bloßen Aufschrift, so gilt sie doch als Schranke, die zwischen Konfessionen gelegt wird, und somit der guten Sache Abbruch thut. Keller würde einer solchen frühern Ausgabe weder bedeutend in dem Wege gestanden, noch eine Anfrage um sein Gutachten nöthig gewesen seyn, wenn ihm an diesem Buche nur ein geringer Antheil zugekommen wäre. Immerhin fällt es einigermaßen auf, daß der Verfasser, der doch ganz ohne Rücksicht auf Partheien schrieb, dieses Bedenkliche nicht würdigen soll. Indessen war das Schicksal in so weit günstig, als sich Keller zur Ruhe legte. —

Fast kein Buch lag dem Verewigten so dringend am Herzen, als die Stunden der Andacht. Wer es immer wagte, in seiner Gegenwart eine Bedenklichkeit dagegen laut werden zu lassen, durfte sich stets auf eine kräftige Zurechtweisung bereit halten. Nirgends sprach er seine Theilnahme an diesem

Buche so warm aus, als in einem bisher noch unbekannten Aufsatze, betitelt: „Dankaddresse des Satans an die Kritiker der Stunden der Andacht.“

Nicht weniger merkwürdig bleibt in dieser Beziehung die Bemerkung, welche der Verleger der Stunden der Andacht einem Exemplare beilegte, das er im Jahre 1820 am 10ten Jänner an Keller absandte. Seine Worte sind: „Belieben Sie ein Exemplar dieser verrufenen Andachtsstunden als ein freundschaftliches Andenken zum neuen Jahre gütigst aufzunehmen. Es wird mich besonders freuen, wenn Sie in Stunden der Muße mit einiger strengen Aufmersamkeit das Werk durchgehen, nnd dann etwaige anstoßende Stellen in Hinsicht auf die Glaubenslehren der katholischen Kirche gütigst andeuten, und nur durch die Seitenzahl und Angabe des Bandes gefälligst bemerken wollen. Wir fangen eben die fünfte Auflage zu drucken an, und ich möchte wenigstens jede gegründete Behauptung gegen einzelne Stellen dabei berücksichtigen und keinen Anlaß zum Aerger erwecken.“

Die Ermunterung verdient nicht minder berücksichtigt zu werden, welche der Verleger im Jahre 1820 am 11ten August an den Verewigten schrieb, als die bekannten kritischen Briefe über die Stunden der Andacht bereits ans Licht getreten waren, wo er denselben in nachstehenden Worten ermuthigt, dies Werk durch eine Gegenschrift zu widerlegen. «Wollen Sie einen Versuch machen, den Gegenstand kräftig zu beleuchten und zu widerlegen, ohne Gleiches mit Gleichem zu erwiedern, so wird eine solche Schrift wenigstens das Gute hervorbringen, daß die Schwachen im Lande gestärkter werden und das Licht für sie nicht blendend wird, sondern sich daran mehr gewöhnen lernen. Ich will daher diesen Gegenstand gänzlich Ihrem Ermessen anheimstellen, und im Fall Sie etwas darüber wirklich vollenden wollen, so wird mich die Mittheilung und Verbreitung stets interessiren und ich werde stets Ihrem Wunsche zu entsprechen trachten.“

Hätte noch ein Verfasser von diesem Buche irgendwo gelebt, so müßten ihm die Korrekturen einer andern Hand befremdend und sein Geisteskind entstellt vorgekommen seyn. Die

Noth würde in diesem Falle dem Verleger keinen Drang aufgelegt haben, sich bei Keller eine Abänderung anstößiger Stellen, oder um eine Widerlegung jener kritischen Briefe umzusehen, da er sich die kräftigste Wirkung von der gewandten Feder des Verfassers zu versprechen gehabt hätte. Ob derselbe bei seinen großen und umfassenden Kenntnissen auf dem dogmatischen Gebiete aller Konfessionen bewandert gewesen sey, kann keineswegs in Zweifel gezogen werden. Ihm wäre deßhalb die Verbesserung und Vertheidigung vor allen Andern zugestanden. Da Keller überdies unter jeder Form nur das Eine im Auge hatte, war die Zumuthung: den Stunden der Andacht den Stempel der Katholizität aufzudrücken, höchstens zuläßig, wenn dieselben sein Werk, nie aber, wenn sie die Arbeit eines Andern sind. Schon die öffentliche Meinung setzte in seine Kraft Zutrauen genug, wenn sie ihn auch ohne nähere Gründe zum Verfasser dieses Werkes erhob; er hatte darum nicht nöthig sich auf fremder Gemarkung zu verlieren, so lange er in seiner eigenen etwas Aehnliches aufzubauen im Stande war.

Daß Keller Verfasser der Stunden der Andacht sey, wird endlich erhärtet durch seine eigene Erzählung: wie er einst in Zurzach eine sehr bedeutende Menge Manuscripte vertilgt habe, als er von seiner obern Behörde eine Untersuchung erwartete. Er stellte nicht in Abrede, daß nicht ein beträchtlicher Theil aus Entwürfen zu Aufsätzen in den Stunden der Andacht bestanden sey. In die gleiche Zeit — in das Jahr 1815 und 1816 — fiel auch die erste Original-Ausgabe dieses Buches.

Alle diese Gründe und Umstände zusammengefaßt und erwogen, müssen die frühere Vermuthung: "Keller möchte Verfasser der Stunden der Andacht seyn," endlich zur Gewißheit und somit auch die Werthschätzung eines so verdienten, aber in der Folge doch so verkannten und gelästerten Mannes auf das Höchste steigern. Die abgeschleuderten Steine seiner Gegner mögen nun gesäet um dieses herrliche Denkmal liegen, — die Mit- und Nachwelt schreitet darüber dem erhabenen Meisterwerke zu, um den anspruchlosen Urheber und seinen großen Geist zu bewundern.

Kellers Geschäftskreis in Aarau hatte sich erweitert, als

ihm die Kantonsregierung am 14ten April 1806 zum Mitgliede der Bibliothek-Kommission; am 11ten Mai 1807, wie er oben selbst bemerkt, zur Theilnahme an dem Schulrathe, und endlich am 30sten November 1813 zur Mitbesorgung der Kantonsschuldirektion ernannte. Die Bibliothek wurde besonders auf sein Verwenden mit mehrern sehr trefflichen und kostbaren Werken bereichert. Ausgebreiteter war der Raum, in welchem er als Schulrath für das gemeine Beste thätig seyn konnte. Mochten die Geschäfte noch so große Bemühungen und die Beseitigung der obwaltenden Hindernisse noch so bedeutenden Kraftaufwand erfordern, so konnte weder sein Muth erschlafft, noch seine Bereitwilligkeit erschöpft werden. Erst im Jahre 1811 veranlaßten die getheilten Meinungen bei einer Stipendienverleihung, daß Keller aus dem Schulrathe austreten und in die beengtere Sphäre seiner Pfarrgeschäfte zurückkehren wollte. Als er darauf antrug, daß dieses Stipendium einem Protestantischen zugewandt werden möchte, dessen Fähigkeiten und Zeugnisse mehr empfahlen und dabei einen in die Wahl gezogenen Katholiken übergieng, weil er zu minder erfreulichen Hoffnungen berechtigte, wurde Veranlassung genommen, ihn einer Beeinträchtigung der Katholiken und einer nachtheiligen Neuerungssucht zu beschuldigen. Einem Vorwurf dieser Art glaubte er vorzubeugen, da er nachstehendes Entlassungsgesuch einreichte.

Hochgeachtete Herren!

Bleibe stehen auf einem gewissen Punkte, lasse alles beim Alten, und verhindere, soviel du vermagst, daß auch kein anderer aus dem Geleise des Herkömmlichen trete, ist der Grundsatz der Trägheit und der gemächlichen Herrschsucht. Ich hütete mich immer sorgfältig, diese verderbliche Maxime zu der meinigen zu machen, und ließ mirs in jeder Stellung angelegen seyn, ihrem Einflusse aus allen Kräften entgegen zu wirken. Nie that ich dieses mit mehr Freudigkeit, mit festerm

Muthe und mit mehr Hoffnung eines gesegneten Erfolgs, als seit meiner Anstellung im Kantonsschulrathe. Ich freute mich innig Ihres Zutrauens, das mir einen so schönen Kreis des Wirkens anwies; mir war jede Gelegenheit willkommen, zum Guten die Hand zu bieten; ich theilte da unbefangen, unpartheyisch, offen und freimüthig meine Ansichten mit, und glaubte, es liege in meinen Pflichten, nichts zu versäumen, was, besonders im katholischen Theile des Kantons, etwas zur Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens beitragen könnte. In dieser Ueberzeugung nahm ich gutmüthig alles, was mir zur Berichtserstattung zugewiesen wurde, und redete die Sprache meines Herzens, ohne den mindesten Argwohn, daß je meine Unbefangenheit Veranlassung werden könnte, meine Grundsätze zu verdächtigen. Aber zweijährige Erfahrung überwies mich des Gegentheils; meine reiflich erwogenen Vorschläge prellten an religiösen Vorurtheilen fruchtlos ab; ich zog mir dadurch unverdiente Abneigung zu, und sah mich der Kränkung preisgegeben, daß in den katholischen Bezirken des Kantons jede Verfügung der obersten Schulbehörde, die sich gegen das Herkömmliche verstieß, als eine unverzeihliche Sünde und als Hochverrath an der katholischen Religion auf meine Rechnung geschrieben wurde.

Hochgeachtete Herren! Sie fühlen ohne Zweifel mit mir das Unangenehme meiner Stellung, und verargen es mir demnach nicht, wenn ich mich wieder in den beschränkten Kreis meines Pfarramtes zurückziehe. Ich fülle nicht gern einen Platz aus, an dem ich nicht wirken, nicht so reden darf, wie es in meiner Ueberzeugung liegt. Da bei mir guter Wille den Mangel an pädagogischen Kenntnissen ersetzen mußte, so dürfte es Hochselben nicht schwer fallen, statt meiner ein tauglicheres Subjekt zu finden. Inzwischen danke ich noch einmal Hochdero Zutrauen, und bitte die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht zu genehmigen.

Der kath. Pfr. K.

Als eine Aufforderung an ihn ergieng, von seiner Entlassung abzustehen, schützte er vorzüglich seine seelsorgerlichen Verrichtungen als ein Hinderniß vor, das ihm von einem Amte mit so umfassenden Geschäften abzustehen gebiete. Welchen Werth aber die Regierung auf sein Mitwirken legte, ist in dem Erlasse an den gesammten Schulrath mit folgenden Worten ausgedrückt: „Wir würden die Entlassung eines so einsichtsvollen und thätigen Mitgliedes als einen Verlurst bedauern. Betrachten Wir, daß die Leitung des öffentlichen Unterrichtes mit dem ihm übertragenen Pfarramte keineswegs unverträglich ist, und daß Pfarrer Keller bisher neben seinen Pfarrverrichtungen noch hinreichende Muße gefunden hat, um die ihm obliegenden Pflichten mit allem Eifer und zu Unserer Zufriedenheit zu erfüllen, so haben Wir demselben die verlangte Entlassung nicht bewilligt, sondern wünschen vielmehr, daß er auf seinem Ansuchen nicht bestehen und die ihm anvertraute Stelle eines Schulrathes ferner beibehalten möchte.“

Auf sein wiederholtes Ansuchen um die Entlassung erwiederte ihm die Regierung: „Aus einer Uns vom Schulrath gemachten Anzeige mußten Wir gegen Unsere Erwartung entnehmen, daß Sie sich wiederholt erklärt haben, ferner nicht mehr Mitglied dieser Behörde seyn zu können, in so fern Wir Sie nicht durch bestimmtere Wünsche hiezu vermögen würden.

Als Wir das hiesige katholische Pfarramt zum zweitenmal zu vergeben im Falle waren, mußten Wir einen Priester ins Auge fassen, der nicht nur die nöthigen Eigenschaften für die wichtigen kirchlichen Verrichtungen besaß, sondern der auch in der wichtigen Hinsicht des öffentlichen Unterrichtes dem Staate von besonderm Nutzen werden sollte.

Wenn Wir Ihnen nun bezeugen, daß Wir seit Ihrer diesfälligen Anstellung mit Ihren seelsorgerlichen Verrichtungen sowohl, als mit Ihren im Lehrfache geleisteten Diensten, nicht nur zufrieden waren, sondern daß es auch außer Unserer Willensmeinung lag, dieser Verdienste uneingedenk zu seyn, so glauben Wir hingegen auch, daß die Landesregierung gegen ein solches beruhigendes Zeugniß zuverläßig erwarten dürfe, daß Sie Ihrer wiederholten Aufforderung, von dem gedachten

Entlassungsbegehren abzustehen, um so mehr folgen würden, weil Wir Ihre Einsichten, besonders wegen besserer Einrichtung der Landschulen, zum allgemeinen Besten, zur Bildung fähiger Staatsbürger noch länger angewendet und die Früchte Ihrer daherigen Bemühungen mit Unserer Zufriedenheit im Fernern belohnt wissen möchten.

Aus dieser Unserer Zuschrift werden sie die Ueberzeugung schöpfen, daß Wir bei Ihrer Beibehaltung im Schulrath nicht gleichgültig sind, und daß Wir jedem andern Wink den des Wünschens vorzogen, weil Wir Vertrauen genug haben, um von Ihnen nun einen bereitwilligern Entschluß erwarten zu können."

Ein so huldvolles Schreiben wußte Keller sehr wohl zu würdigen; indem er wieder mit dem gewohnten Eifer und den redlichsten Gesinnungen wie zuvor in dem Vereine des Schulrathes erschien.

In der Führung des Pfarramtes hemmte ihn keine fremde Einmischung, wenn man die kleine Rüge nicht in Anschlag bringen will, mit der ihm der damalige Präsident entgegen kam, als er am achten Tage nach dem Feste corporis Christi das Venerabile auf dem Altare auszustellen vergaß. Keller versicherte ihn zuerst, in der Kirche habe der Pfarrer ebenso ausschließend anzuordnen, wie der Präsident auf der Rathsstube, erklärte ihm aber auch zugleich: wenn sein Glaube nicht durch das Tabernakelthürchen dringe, so werde er das ausgesetzte Venerabile eben so wenig erreichen.

Die Seelsorge hatte hier besonders das Erfreuliche, daß sein Publikum alle Religionsvorträge mit gespannter Aufmerksamkeit vernahm. Vorzüglich jedoch wurde dasselbe hingezogen, als ihn einst die Stelle Luk. 11, 14 — 28 veranlaßte: über den Teufelsglauben zu sprechen. Er bemerkte: was man sich unter den Einwirkungen des Teufels gewöhnlich denke; wie diese Lehre entstanden und in die Bibel gekommen; was von diesem Glauben zu halten sey; wie er mit dem Christenthum zusammenhänge, und bereitete somit die Frage vor: ob die Tugend, welche die Furcht vor dem Teufel erzeuge, wahr, gottgefällig und beseligend genannt werden könne? Schon

anfänglich bekannte er, dieser Gegenstand sey bedenklich, weil manchem Teufelsadvokaten ins Herz gegriffen werde, fügte aber im Schlusse bei: es möchte sich niemand grämen, wenn der Teufel sein Bürgerrecht verloren habe, indem die Welt noch lange keinen Mangel an Teufeln leide. Der vollgültigste Beweis sey geliefert, durch die Hoffartsteufel, Zankteufel, Eifersuchtsteufel und alle Teufel ähnlicher Art. Endlich räumte er ein: wer an diesen Teufeln nicht genug habe, und sich mit der sanften Lehre Jesu nicht zu behelfen wisse, der möge noch einen eigenen schaffen, nur sey er gebeten ihn für sich zu behalten. — Der Zankteufel trat am folgenden Tage vor einem Gerichtszimmer in Aarau zwischen zwei Waibel, als der Eine diese Predigt vertheidigte, während der Andere dagegen sprach. Er wich nicht eher von ihnen, bis sie sich blutige Köpfe schlugen.

Eine andere Rede, gehalten auf die Geburt des Kronprinzen Napoleons, erregte Aufsehen und erschien mit großen Lobeserhebungen im Moniteur.

Mit größern Beschwerden war das bischöfliche Kommissariat verbunden, welches ihm Konstanz für den schweizer'schen Antheil aufgetragen hatte. Da Viele dieses Bezirkes nur auf die Sicherung verjährter Rechte des Herkömmlichen ausgiengen und die bessern Einrichtungen in Gottesdienst und Schulwesen zu verdrängen suchten, konnte es bisweilen nicht an auffallenden Anmaßungen und ahndungswürdigen Machinationen fehlen. Um so schwieriger mußte nun die Ausführung der Aufträge werden, zu der ihn seine Oberbehörde verband. Als Beispiel mag ein gewisses Kollegialstift genügen, wo Keller die größten Zerwürfnisse zu schlichten und eine Schrift unter dem Motto „O Zeiten, o Sitten!" in pleno capituli aus dem Stiftsprotokoll auszutilgen hatte.

Eben so sehr erfüllte Unmuth sein mitleidsvolles Herz, als man ihm entdeckte, wie Unmenschlichkeit und Unverstand in einem weiblichen Kloster zwei Büßerinnen, von allem Umgang und Verkehr abgesondert, schon Jahre lang unter einem Dachgiebel gefangen halte, wo die eine bereits gestorben, die andere noch in Verrücktheit schmachte. Wenn Kellers Hülfe auch zu

spät herbei eilte, so brachte er es doch dahin, daß die arme Geopferte wieder in ein bewohnbares Zimmer und unter Menschen gebracht werden mußte. Wer wird nicht an die Bleidächer von Venedig oder an Feßlers Löwen in Wien erinnert?

In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht,
Und ist ein Mensch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht. — —

Die Kantonsregierung bestimmte, einverstanden mit dem Hochwürdigsten Generalvikariate Konstanz im Jahre 1813 am 30sten September gemäß des abgeschlossenen Konkordates, den bischöflichen Kommissär Keller zum Vorstande der geistlichen Prüfungskommission nebst vier Mitgliedern, welche der Hochw. Hr. Dekan Hausherr im Kapitel Mellingen und Pfarrer zu Wohlen; der Hochw. Hr. Dekan Mäschli im Kapitel Bremgarten und Pfarrer zu Eggenwyl; der Hochw. Hr. bischöfliche Deputat Dreyer, Pfarrer zu Lengnau; und der Hochw. Hr. Pfarrer Surrer zu Rohrdorf waren.

In dieser Eigenschaft hatte Keller einst mit einem Amtsgenossen Mury zu besuchen. Da die Kandidaten wußten, wie viele Zeit die Abgeordneten zu diesem Behufe übrig hatten, führten sie dieselben so lange im Kloster umher, bis die gesetzte Frist der Prüfung unverrichtet abgelaufen und dringende Geschäfte ihre Abreise ohne Verzug nothwendig machten.

Kellers Lebensloos in Aarau wurde durch eine Reihe der würdigsten Freunde verschönt. Er genoß die seligsten Stunden in Gesellschaft eines Herzog, Schmiel, Troxler, Zschokke, Baldinger, Feer, Sauerländer, Fetzer, Friedrich, Kastenhofer, Zimmermann, Fahrländer u. a. m. Sein eigenes Geständniß ist folgenden Inhaltes: "Ich habe in Aarau acht frohe Jahre verlebt; ich erhielt Beweise von Achtung, Liebe und Freundschaft aller Art. Man kam meinen Wünschen von allen Seiten entgegen; nicht Eine Kränkung ist mir zugegangen. Meine öffentlichen Lehrvorträge wurden mit ungesuchtem Zuspruche beehrt. Die Verschiedenheit der Lehrmeinungen, der Gottesverehrung und Kirchengebräuche trennte die Gemüther nicht,

und diente zum anschaulichen Beweis, daß nicht Einheit der Vorstellung der Form bei der Gottesverehrung, sondern Einheit der Gesinnung, Einheit des Strebens nach Tugend und Gottähnlichkeit den Christen vollende. Gegenseitige Zutraulichkeit vereinigte unter sich Katholiken und Protestanten. Der gehäßige Ketzername, den nur unchristliche Lieblosigkeit erzeugen oder billigen kann, wurde nie gehört. Nach dem täglichen Verkehr mit einander zu urtheilen, konnte man fast glauben, daß wir Einer Kirchengemeinde angehörten."

So viele unzweideutige Merkmale des Glückes Kellers Verhältnisse an sich trugen, konnte er doch den Wunsch nicht undrücken, dem Vaterlande und seinem hochverdienten Gönner und Freunde Ignaz Heinrich Freiherrn von Wessenberg näher zu kommen. Als im Jahre 1814 unerwartet die Stelle eines Dekans und Pfarrers in Zurzach erledigt wurde, glaubte er demselben Gehör geben zu müssen, und suchte, jeder wohlgemeinten Warnung ungeachtet, darum nach. Die Kantonsregierung, welche ihm am 9ten Mai 1814 die Entlassung ausfertigte, gab darin deutlich genug zu erkennen, wie schwer sie ihn vermisse, wenn sie sagt: „Das Amt, welches sie in Unserm Schulrathe und der Bibliothek-Kommission, wie später in der Direktion der Kantonsschule als Mitglied mit Unserer ungetheilten Zufriedenheit vorgestanden haben, legen Sie, Wohlehrwürdiger Herr, deßwegen in Unsere Hände zurück, weil Wir Uns berufen fühlten, Sie zum Zeichen verdienten Lohnes für gut geleistete Dienste auf die Pfründe eines Pfarres und Dekans von Zurzach zu befördern. Wir müssen Ihrem daherigen Ansuchen, wegen Ihren neuen Verhältnissen allerdings, obwohl ungerne, Rechnung tragen, und erklären Ihnen, Wohlehrwürdiger Herr, demnach mit dem wiederholten Ausdruck Unsere Dankbezeugung für die bei allen drei erwähnten Behörden geleisteten Dienste, daß Wir Ihrem Entlassungsgesuch heute in allen Ehren entsprochen haben."

Keller wurde nun am 18ten April 1814 Dekan und Pfarrer in Zurzach. Sein ganzes Streben gieng dahin, im neuen Wirkungskreise recht viel Gutes zu stiften, wie er sich in der Antrittsrede daselbst über Joh. 16, 25 aussprach. „Ich rede

heute zu euch die Sprache meines Herzens, weil ich von der Stunde an euch ganz angehöre. Ich werde künftig das unter euch seyn, was der Vater im Kreise seiner Kinder ist. Euer Glück für Zeit und Ewigkeit ist die große Aufgabe, deren Lösung ich freudig meine noch übrigen Lebensjahre weihen werde. Ich kenne kein reineres Vergnügen, als mit Segen unter den Mitmenschen zu wirken, und ich hoffe zu Gott: dieses Vergnügen soll mir in Zurzach werden." Seine schönen Hoffnungen giengen aber nicht in Erfüllung; in Aarau hatte sein Glück den Kulminationspunkt erstiegen. Durch die bevorstehende Ablösung des schweizerschen Antheiles von dem Bisthume Konstanz und die dabei gewinnenden Kräfte seiner Gegner, erhielt Kellers Schicksal eine ganz neue und unerwartete Wendung. Die erste Wolke an seinem Horizont erhob sich, als die Trennung bereits erfolgte, und die Kantonsregierung ihm auftrug, eine provisorische Bisthumsverwaltung bis zu weitern Einrichtungen anzuerkennen. Ihr Erlaß ist folgender:

Aarau den 30sten Jänner 1815.

Bürgermeister und Rath des Kantons Argau

an

Den Herrn Dekan des Kapitels von Zurzach.

Hochwürdiger Herr!

Wir benutzen die ersten Augenblicke nach den von dem großen Rathe Unsers Kantons erhaltenen Vollmachten, um in Folge derselben sowohl einen die Gewissensruhe störenden Stillstand in der oberhirtlichen Pflege Unserer Kontonsangehörigen der Konstanzer-Diezös — als eine gefährliche Collision geistlicher Gewalten in derselben zu verhüten.

Noch ist zwar von seiner bischöflichen Gnaden von Konstanz an Uns unmittelbar über die von Sr. Exzellenz dem päbstlichen Herrn Nunzius getroffenen Verfügungen keine Erklärung

eingelangt, und die Titl. Offizialität von Konstanz erklärt Uns noch unterm 18ten dieses, daß sie sich diesfalls ohne Verhaltungsbefehle von Ihrem Titl. Ordinarius befindend sich verpflichtet halte, die ihr übertragenen Funktionen fortzusetzen. Indessen giebt Uns ein an Uns gerichtetes Schreiben Sr. Eminenz des päbstlichen Herrn Nunzius vom 20sten dieses die feierliche Zusicherung, das Se. bischöflichen Gnaden von Konstanz auf die an Hochdieselben gelangte Anzeige von der wirklich angeordneten Trennung der Schweiz von dieser Diezös — ihre unbedingte Unterwerfung in Hinsicht auf diese im Namen Sr. päbstlichen Heiligkeit geschehene Verfügung schon unterm 1sten dieses eigenhändig bezeugt haben.

In diese so bestimmt ausgesprochene Versicherung erlauben Wir Uns nicht, den geringsten Zweifel zu setzen, so sonderbar es anderseits auffällt, daß die Titl. Kuria von Konstanz weder Kenntniß davon, noch dießfällige Verhaltungsbefehle erhalten haben will. Wie dem auch sey, Wir finden hierin einen hinlänglichen Beruhigungsgrund für Sie, Hochwürdiger Herr! wenn Sie sich in den Fall gesetzt sehen, die delegirte Gewalt des Titl. Ordinariats von Konstanz durch die Verzichtleistung des Titl. Bischofs als für einmal suspendirt zu betrachten.

Die wichtigsten Rücksichten fordern Uns auf, noch vor der herannahenden Fastenzeit Fürsorge zu treffen, daß Unsere Ehrwürdige Geistlichkeit nicht zwischen zwei Oberhirten gestellt, im Zweifel bleibe, von wem Sie Befehle zu empfangen habe; was besonders in Beziehung auf das gewöhnliche Fasten-Mandat ein Anlaß zu gefährlicher Gewissensbeängstigung und Aergerniß werden könnte.

Wir ersuchen deshalb nach dem Beispiel Unsers löblichen Mitstandes Luzern, den Hochwürdigen Herrn Göldlin von Tiefenau, Probst zu Beromünster, unter heutigem Datum, bis und so lange die sämmtlichen Diezösen-Stände über den kirchlichen Zwischenzustand, der bis zur Vollendung der festzustellenden neuen Bisthums-Einrichtungen bestehen soll, dasjenige gemeinsam verfügt haben werden, was für Kirche und Staat gleich wohlthätig und den gegenseitigen Rechten angemessen seyn wird —

die höhere kirchliche Verwaltung an der Stelle des bisherigen Bischofes und in den für diesen zum Staat bestehenden Verhältnissen für den bisher zur Konstanzer-Diezös gehörigen Theil Unseres Kantons zu übernehmen, und diese geistliche Verwaltung also bald in volle Wirksamkeit zu setzen.

Mit Unserm diesfälligen Schreiben ordnen Wir zugleich den Hochwürdigen Herrn Dekan Hausherr und Pfarrer Bock in Aarau an Hochdenselben ab, um in Betreff des Fasten-Mandats die angemessene Verabredung zu treffen.

Demnach müssen Wir schon jetzt Sie, Hochwürdiger Herr! anweisen, die Rechte und Befugnisse eines Titl. Ordinariats von Konstanz einstweilen als suspendirt zu betrachten, und diese in der Person und seiner Eigenschaft eines provisorischen Bisthums-Verwalters des Hochwürdigen Herrn Probst Göldlin von Tiefenau anzuerkennen.

Indem wir hiemit für die ungestörte Fortsetzung der kirchlichen Ordnung in Unserm Kanton und die Verhütung ärgerlicher, religiöser Zwistigkeiten gesorgt zu haben glauben, werden Wir inzwischen Uns ernstlich bemühen bald möglichst im Einverständniß mit Unsern löblichen Mitständen die neuen kirchlichen Verhältnisse Unseres Kantons fester zu begründen.

In der Erwartung, daß Sie, Hochwürdiger Herr! die sämmtlich Ihnen untergeordnete Wohlehrwürdige Geistlichkeit hienach verständigen, und Uns den Empfang dieses Schreibens beförderlich anzeigen werden — empfehlen Wir Sie nebst Uns dem Machtschutze des Allerhöchsten.

Der Amts-Bürgermeister
Zimmermann.

Der Staatsschreiber
Kastenhofer.

Ungesäumt wendete sich Keller mit nachstehendem Schreiben an die Regierung:

Zurzach am 5ten Februar 1815.

Hochwohlgeborne

Hochgeachtete Herren!

In Hochdero Weisung an mich unterm 30sten Jänner, die ich vorgestern erhielt, heißt es unter anderm: „Mit Unserm dießfälligen Schreiben ordnen Wir zugleich den Hochwürdigen Herrn Dekan Hausherr und Pfarrer Vock in Aarau an den Hochwürdigen Herrn Göldlin ꝛc. ab, in Betreff des Fasten-Mandats die angemessene Verabredung zu treffen." Ich glaubte also heute Hochdero Absichten zu entsprechen, indem ich mit Vorlesung des Münsterischen Fasten-Mandats an mich hielt, bis mir von hoher Stelle der Erfolg jener Verabredung einberichtet, und mir weiterer Verhaltungsbefehl ertheilt wird. Ohnehin erhielt ich das Münsterische Fasten-Mandat nicht auf officiellem Wege, sondern aus der Hand des Herrn Probsten, dem ich zu Folge erster Stiftung in Beziehung auf das Pfarramt nicht unterstehe, indem es in der Stiftungsurkunde dd°. 1279 ausdrücklich heißt: volumus etiam etc. In der Bestättigungsurkunde ist dd°. 1296 wieder beigefügt: His novem etc. — Man flüstert sich hier ins Ohr, daß er vom Apostolischen Vikar schon wirklich das Anstellungsbreve als Provikar im Kanton Aargau erhalten habe, wofür ich Ihn erst dann erkennen werde, wenn er mir die Landesherrliche Sanktion vorweiset, und auch dann mit Widerwillen, weil mir das Herz blutet, mich im Falle zu sehen, am Thurm zu Babel mitbauen zu müssen. Veränderte kirchliche Verhältnisse bringen keine Aenderung in meine Grundsätze. Ich hätte eine Reform gewünscht, die nicht beim Magen anfängt. Sie kennen, Hochgeachtete Herren, meine Freimüthigkeit und meinen festen Charakter. Erscheint Ihnen mein Benehmen unklug, so mögen Sie wenigstens wissen, daß ich an keine Gespenster glaube, also auch keine fürchte. Die Landleute in hiesiger Gegend, (ich sage das zur Ehre des gesunden Menschenverstandes) sind

mit der bevorstehenden kirchlichen Ordnung gar sehr anzufrieden. Wir wissen bald nicht mehr, was wir glauben, an was wir uns halten sollen, sagten mir einige erst heute, man wird uns wohl auch bald die Feiertage aufdringen ꝛc. Auf jeden Fall, Hochgeachtete Herren! werden viele auf das neue Abstinenzgebot wenig achten, und schon dadurch wird der Weg zur Geringschätzung anderer Kirchensatzungen von mehr Erheblichkeit angebahnt. Die nachtheiligen Folgen in Beziehung aufs Volk sind nicht zu berechnen. Wir Geistliche stehen nun isolirt, ohne Diezös, ohne Diezösanverordnungen, ohne Kirchenagende da, allen Umtrieben und Verfolgungen preisgegeben. Gott wolle sich unser erbarmen! Jeder warme Aargauer singt dermalen so herzlich froh: „Wohlan Aargauer" ꝛc. und: „Hoch leben, die im Sturm das Schiff regierten!" sollen wir denn allein nicht mit gleicher Herzlichkeit einstimmen dürfen; sollen wir uns in dem nun so glücklichen Kanton allein unglücklich fühlen; sollen wir allein im Lichte der Drillingssterne erblinden?

Keller,
Stiftsdekan und Pfarrer.

Die Kantonsregierung beantwortete seine Eingabe durch den eingeführten Erlaß.

Aarau den 8ten Hornung 1815.

Bürgermeister und Rath des Kantons Aargau

an

den Herrn Stiftsdekan Keller in Zurzach.

Hochwürdiger Herr!

Sie werden ohne Zweifel seit Ihrem am 5ten dies an Uns gerichteten Schreiben durch den Herrn Amtmann von Zurzach von Unserer am 3ten dies erfolgten landesherrlichen Bewilligung zur Bekanntmachung des von Sr. Hochwürden

dem apostolischen Herrn Vikar in Münster erlassenen Fastenpatents in Kenntniß gesetzt worden seyn, und daraus vernommen haben, daß es in Unsern Ansichten liegt, daß dasselbe auch in Ihrer Kirchengemeinde auf gewohnte Weise verlesen werde.

In Beantwortung des übrigen Inhaltes Ihres Schreibens haben Wir Ihnen zu bemerken, daß Wir zur Vermeidung kirchlicher Verwirrung und Zerwürfnisse den herbeigeführten provisorischen Zustand der bisher zum Bisthum Konstanz gehörigen Theile Unsers Kantons einstweilen anerkannt und auch die Ernennung des Herrn Probsten zu Zurzach als Vicarius foraneus zugegeben haben.

Nach diesen von Uns gethanen Schritten, werden Euer Hochwürden Ihre Verhältnisse gegen den apostolischen Herrn Vikar und seinen Stellvertreter selbst zu beurtheilen und Ihren Weisungen und Aufträgen nachzukommen wissen, wozu Sie andurch von Uns aufgefordert werden. Wir erwarten nun von Ihnen, daß Sie der gegenwärtigen Lage der Dinge Rechnung tragen, und ruhig erwarten werden, bis zur Zeit, wo Umstände und Unterhandlungen den gegenwärtigen provisorischen Zustand vorüberführen und nach Unserm sehnlichen Wunsch in einen endlichen Zustand umändern werden, wobei Wir Euer Hochwürden bei diesem Anlaß, in gerechter Würdigung Ihrer Verdienste und schätzbaren persönlichen Eigenschaften Unsers fortdaurenden Schutzes versichern, in der Ueberzeugung, daß Sie darin eine kräftige Aufmunterung zu fernerer Ausübung der Ihnen übertragenen Pflichten finden werden. Womit wir Sie, Hochwürdiger Herr, Unserer besondern Achtung versichern.

Der Amtsbürgermeister
Zimmermann.
Der Staatsschreiber:
Kastenhofer.

Keller ermangelte nicht zur Beseitigung dieses provisorischen Zustandes alle Kräften anfzubieten; er reichte deshalb bei der Kantonsregierung folgende Vorstellung ein:

Zurzach am 16ten Hornung 1815.

Hochwohlgeborne

Hochgeachtete Herren!

Sie verargen es mir nicht, wenn ich als bischöflich Konstanzischer Kommissär, dem sein Amt noch nicht abgenommen ist, noch einmal vor höchster Landesbehörde das Wort für die Sache meines hochwürdigsten Kommittenten nehme. Ich vermisse bei dem ganzen Geschäfte der Bisthumstrennung die kanonische Form, und mir graut vor den Folgen des provisorischen Zwischenzustandes. Kirchliche Anarchie wirkt zerstörender, als politische. Sie kennen, Hochwohlgeborne Herren! den Erfolg der übereilten Aufhebung der schweizer'schen Mediationsakte; ich besorge ähnliche Folgen bei übereilter Losreißung von der kirchlichen Gerichtsbarkeit des Konstanzischen Bischofs, bei der wir uns seither wohl befanden. Eine Trennung der Art schlägt Wunden, die kein provisorischer Zustand heilen kann. Kirchliche Gährungen sind das unfehlbarste Mittel, das Volk zu empören und Mißtrauen gegen jene zu wecken, die dazu auch ohne bösen Willen den Grund legten. Man wohnt immer lieber in einem morschen Gebäude, als im Freien ohne Obdach. Bei Angelegenheiten, die das Gewissen ansprechen, kann man nicht behutsam genug auftreten. Ich zweifle nicht: Ihr letzter Beschluß war väterlich gemeint, aber er beruhigt das Gewissen des rechtlichen Priesters nicht, der sich immer noch durch einen heiligen Eid an seinen Bischof gebunden glaubt, weil er dieses Eides von dem nicht entlassen ist, dem er geleistet wurde. Gott Lob, die Zeiten sind vorüber, wo Päbste willkührlich Völker vom Eid der Treue entbinden und Gelübde auflösen durften, die den Priesterstand an seinen Bischof knüpften. Gewiß wünscht mit mir jeder brave katholische Religionsdiener, daß Sie, Hochwohlgeborne Herren! Ihrem ersten so würdigen Beschluß getreue, an dem neuerlich aufgestellten Grundsatz sich festgehalten hätten, nämlich mit Rück-

sprache anderer Kantonen die Einrichtung eines neuen Bisthums zu versuchen, indessen aber bei Konstanz zu bleiben mit Beseitigung alles kirchlichen Provisoriums! Die Geschichte lehrt, daß nichts mehr geeignet ist, alle Bande kirchlicher Subordination zu lösen, als eine provisorische Kirchenbehörde. Dieser Zwischenzustand, der so wenig dem Kirchenzweck entspricht, ist um so schädlicher, je länger seine Dauer ist, und je ungleicher die Grundsätze sind, die nun vermuthlich von der provisorischen Kirchenbehörde werden geltend gemacht werden. Es können viele Jahre vorüber gehen, bis das projektirte Bisthum realisirt wird. Bedarf es schon so langer Zeit, bis eine einzige Regierung über eine wichtige Angelegenheit zum Beschluß kommt; wie lange mag es da anstehen, wo so viele Stände zur Sache ein Wort zu sprechen haben, wo so mancherlei auszugleichen ist, wo sich die verschiedenartigsten Interessen so gewaltsam durchkreuzen, wo die Ansichten und Grundsätze so weit von einander abweichen! Und was wird der Erfolg des Kampfes seyn? Sollen Männer, mit dem Geiste Jesu vertraut, gutmüthig zusehen, wie da und dort wieder alles vernichtet wird, was sie so mühsam und unter so vielen Widersprüchen zu Stande gebracht haben? Was wird das sonst arglose Volk denken, wie sich dabei benehmen, wenn der Eine wieder einreißt, was der Andere aufgebaut hat? Hochgeachtete Herren! das Volk hält sich stets am liebsten an das Vorhandene, und ihm erscheint gewöhnlich jede neue Ordnung der Dinge verdächtig, wenn es nicht darauf vorbereitet ist. — Ich wiederhole es, man hätte das alte Haus uns nicht überm Kopfe einreißen sollen, bevor das Neue mit mehr Haltung dasteht, um so mehr weil Dalbergs Cession noch manchem erheblichen Zweifel unterliegt.

Wenn Dalberg abgab, sollte man nicht von ihm erwarten, daß er seinen Abtritt den betreffenden Kantonen vorzeige? daß er von seiner Officialität in Konstanz Notitz gebe? daß er seine Beamten entlasse? daß er seinem schweizer'schen Diözesanklerus den Eid abnehme, der ihm geschworen wurde? Und muß nicht das alles nach kanonischer Satzung nothwendig jeder Veränderung kirchlicher Verhältnisse vorangehen? Nichts

dergleichen geschah. — Wenn Dalberg abgab, wie kommts, daß er dem ungeachtet am Wiener-Kongreß gegen die Bisthumstrennung seine Beschwerde eingab? Wie kommts, daß seine Officialität bei der Tagsatzung protestando einkam? Diese und ähnliche Gründe bewogen St. Gallen, Thurgau und Zug mit Konstanz noch nicht zu brechen, sondern damit so lang in kirchlicher Verbindung zu bleiben, bis nach rechtlicher Beseitigung aller Hindernisse das projektirte schweizerische Bisthum dasteht. Hochwohlgeborne Herren! sollten diese Gründe nur vor Ihnen kein Gewicht haben? sollten Sie gar keine Rücksicht nehmen auf den Wunsch der Edlern im Aargauischen Klerus? Wenn sie es für unnöthig fanden bei einer so wichtigen Sache das Gutachten der Geistlichkeit einzuholen, sollten Sie sich auch weigern, Vorstellungen zu würdigen, welche Ihr Beschluß erzeugte, und gewiß aus der reinsten Quelle fließen? Fordern Sie von uns, Hochwohlgeborne Herren! jedes beliebige Opfer, nur schonen Sie unser Gewissen, das sich sträubt, ohne vorangehende Entlassung in kirchlicher Beziehung Verhaltungsbefehle bei einem Manne einzuholen, der selbst seines Eides noch nicht entlassen ist. Das ist wenigstens unsere Ueberzeugung, und Ueberzeugungen unterstehen keinen Hoheitsbefehlen.

Selbst wenn Dalberg wirklich abgegeben hat, wenn er in die Bisthumstrennung ohne Vorbehalt einwilligte — was einstweilen noch Problem ist, — scheint uns diese Bisthumstrennung doch noch nicht rathsam, weil so mancherlei Interessen, zum Beispiel des Domkapitels ꝛc. dadurch tief gekränkt werden. Um über eine Sache gültig zu verfügen, muß man der Sache Eigenthümer seyn. Sie halten sich selbst nicht befugt, in eine Trennung des Kantons einzuwilligen. Bischof und Bisthum stehen in ähnlichen Verhältnissen.

Ich vertraue Ihrer Weisheit und Liebe für öffentliche Ruhe, daß Sie Bedenklichkeiten der Art, die ins Gewissen eingreifen und die gewiß jeder rechtliche Religionsdiener mit mir theilt, nicht unbeachtet lassen werden. Uns ängstigt gerechte Besorgniß des Meineides, gegen das wir gerne verwahrt seyn möchten. Nur Zurücknahme Ihres letzten Be-

schlusses kann und wird uns beruhigen. Bestehen Sie darauf, dann müssen wir zwar nachgeben, aber mit blutendem Herzen; wir werden dann die Weisungen des apostolischen Herrn Vikars befolgen, weil wir in denselben Ihren Befehl anerkennen, der uns stets ehrwürdig bleiben wird, selbst wenn er mit unserer Ueberzeugung im Widerspruche stehen sollte. Im Herzen werden wir so lange Konstanzische Diezösanangehörige bleiben, bis ein eigenes Bisthum zu Stande kommt. Nur kein provisorischer Zustand, der mit dem kirchlichen Zweck unvereinbarlich ist! Wer im Provisorium sein Heil sucht, ist gewiß Neuling in der Geschichte.

Wenn meine Bedenklichkeiten und meine gewiß aus dem Herzen fließenden Vorstellungen Ihnen auffallen, Hochwohlgeborne Herren! wenn Ihnen meine Sprache zu freimüthig scheint, so schreiben Sie es auf Rechnung meines Eifers für alles, was recht und gut ist, und sehen Sie es wenigstens als einen Beweis meines Zutrauens an, daß ich's wage, furchtlos vor Ihnen mein Herz auszuschütten:

Nur kein Provisorium!!

Bitte die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung zu genehmigen.

Keller, Stiftsdekan.

Vergeblich sehnte er sich nach Beseitigung dieses kirchlichen Zwischenzustandes. Obschon der Kanton noch nicht vollends von dem Konstanzer'schen Sprengel getrennt war, trugen die im Verlaufe eines Jahres erfolgten geistlichen Verordnungen vorbedeutende Zeichen genug an sich, daß Keller über den Gang der Zukunft unmöglich ganz irre seyn konnte. Er legte deßhalb im Jahre 1816 am 25sten April der Regierung seine Ansichten mit diesen Worten vor:

„Schüchtern wage ich's noch einmal meine Bedenklichkeiten vor höchste Landesbehörde zu bringen, weil ich mich nicht entschließen kann, meine Gewissensfreiheit am Altare der Bigotterie zu opfern. Die traurigen Folgen des herbeigeführten

kirchlichen Zwischenzustandes werden täglich fühlbarer und drückender, und machen den entschlossensten Priester in Führung des Pastoralamtes muthlos, der gern Geist und Leben in die Verrichtung seines heiligen Berufes bringen möchte. Noch blieb mir seither der einzige Trost, die provisorische Kirchenbehörde werde es beim Gegebenen belassen, bis in der Schweitz ein heimathliches Bisthum zu Stande komme, und die neuen bischöflichen Verordnungen von 1801 bis 1816, welche so sehr den Bedürfnissen der Zeit zusagen, werden in Kraft bleiben, bis sie durch eine eigene Diezösanverfassung ersetzt werden: aber leider wurde mein letzter Trost durch den lateinischen Hirtenbrief vernichtet, den das apostolische Generalvikariat in der Quatemberwoche nach allen Richtungen versandte.

Dadurch sind wir auf die constitutiones tynodales von 1761 verwiesen und auf einmal um ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen. Uns wird von Neuem als Lebensnorm die berüchtigte Regula recti vorgeschrieben; die neuen Diezösanverordnungen sind stillschweigend zurückgenommen und wir mit Suspension und andern Kirchenstrafen bedroht, wenn wir uns ferner weigern, dem guten Volke lateinische Vorlesungen zu halten, in einer fremden Sprache mit ihm zu beten und es auf dem Sterbbette in unverständlichen Formeln zu trösten. Der Teufel, der einst so große Gewalt übte, ist wieder in Thätigkeit gesetzt, und wir sollen ihn mit unserm ganzen Kraftaufwand überall befehden und jeder Segnung die einst üblichen Exorzismen voranschicken ꝛc. Sie mögen sich's denken, Hochwohlgeborne Herren! wie sehr sich dagegen das Herz des Priesters sträuben werde, der seinen Pflegempfohlenen mehr, als bloßer Funktionär seyn möchte. Soll er blind gehorchen und gegen seine Ueberzeugung die Heuchlerrolle spielen, oder aber durch ferneres Widerstreben gegen höhere Weisung sich der Gefahr preisgeben, in die Strafe der Suspension verfällt zu werden? — Nur Ihnen steht das Mittel zu Gebote, den Bedrängten aus der Verlegenheit zu ziehen, wenn sie nämlich solchen Zumuthungen, in deren Kenntniß Sie gesetzt sind, Ihre Sanction versagen. Ohne vorangehende Regiminalgeneh-

migung sollte nichts der Art in den Landkapiteln umgeboten werden. Mit beklemmtem Herzen sehe ich Hoch Dero Bescheid entgegen.

Wollten Sie mich unbedingt fallen lassen, dann bleibt mir noch das traurige Loos, um die letzte Gnade mit blutendem Herzen bei Ihnen einzukommen, um Bewilligung der Permutation ins Ausland. Sie werden mir doch die Erklärung nicht als Undank aufrechnen, daß der Kanton Aargau, so lieb er mir in jeder Beziehung ist, doch meiner Geistesfreiheit nachstehe. Mag da geschehen, was will: nie soll mich verdienter Vorwurf des Undankes treffen! Lebendig wird meiner Seele das Gute überall vorschweben, was mir während zwölf Jahren von der großmüthigen Aargauischen Kontonsregierung reichlich zufloß, wohin mich auch der Sturm der Zeiten künftig verschlagen mag.

Bitte sehr diese Versicherung, so wie jene meiner unbegränzten Hochachtung gefälligst zu genehmigen."

Nicht mit Gleichgültigkeit wurde Kellers Eingabe von der Kantonsregierung übergangen. Sie erließ unterm 17ten Mai 1816 an den Hochwürdigen Herrn Generalvikar Göldlin in Münster eine Vorstellung folgenden Inhalts.

«Nachdem Wir das von Euer Hochwürden Uns mitgetheilte Pastoralschreiben haben näher untersuchen und Uns darüber Bericht erstatten lassen, sind Wir im Falle über den Inhalt desselben Ihnen einige Bemerkungen mitzutheilen.

So sehr Wir auch den Absichten Euer Hochwürden Gerechtigkeiten widerfahren lassen, so bedauren Wir, daß durch dieses Pastoralschreiben mehrere heilsame und wohlthätige Vorschriften, die seit dem Jahre 1801 von dem bischöflichen Stuhle von Konstanz für Unsern Kanton ertheilt und von der Regierung genehmigt worden sind, aufgehoben und zernichten werden.

Aber auch unabhängig von dem Gegenstand dieser Vorschriften, so wie des Hirtenbriefes von Euer Hochwürden, ist jede Abänderung bestehender Verordnungen, die während einem provisorischen Zustande vorgenommen wird, mit wesentlichen Nachtheilen verknüpft.

Der Kanton Aargau befindet sich in einem von den übrigen Theilen der Schweiz, die vormals zur Konstanzischen Diezös gehörten, verschiedenen Falle; er hat zwar, um seinen Mitständen einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, in die provisorische Bisthums-Verwaltung eingewilliget, allein noch ist er keineswegs von dem Konstanzischen Sprengel getrennt. Es wird von der Einrichtung der neuen schweizerischen Bisthümer abhangen, ob und welchem derselben er beitreten kann.

Euer Hochwürden mögen nun bedenken, welche Verwirrungen nicht allein für die Geistlichkeit, sondern auch für das Volk entstehen müßten, wenn die vorhandenen Vorschriften durch die auf cónstitutiones synodales in Ihrem Hirtenbriefe geschehenen Hinweisung ganz, oder zum Theil aufgehoben würden, um vielleicht morgen wieder hergestellt zu werden.

Wir müssen Sie daher ersuchen, die Verfügungen Ihres Pastoral-Schreibens für die Geistlichkeit Unsers Kantons dahin zu beschränken, daß durch dieselben die bisherigen Konstanzischen Verordnungen nicht außer Kraft gesetzt werden."

Der immer mehr zunehmende Drang in diesen äußern Verhältnissen und die durch Widersacher veranlaßten Beschwerden in der Führung des Dekanats und Pfarramtes waren die kräftigsten Beweggründe in seinem Herzen, das sich ohnehin längst nach dem Vaterlande sehnte, den Entschluß zur Reife zu bringen: dasselbe durch eine Permutation mit einem Berufsgefährten zu erreichen. — In wenigen, aber scharf gezogenen Umrissen, zeichnet er sein Loos in der eigenen Erzählung.

«Mit dem besten Willen kam ich nach Zurzach, ganz den Erwartungen derjenigen zu entsprechen, durch die ich meinen Ruf erhielt. Trotz der Vorurtheile, welche mir vorangiengen und wodurch gleich bei meinem Amtsantritte die Gemüther gegen mich verstimmt wurden; trotz der pharisäischen Umtriebe, wodurch man bereits meine Rechtglaubigkeit verdächtiget hatte, hoffte ich, der Vorsehung vertrauend, recht viel Gutes zu stiften. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, die Ehre meiner

neuen Stellung zu behaupten und durch gewissenhafte Amtsführung mich ins öffentliche Zutrauen zu setzen. Der Gedanke: du hast seit zwanzig Jahren in Gurtweil, Schluchsee, Wislikon und Aarau das Pfarramt so geführt, daß dich dafür allgemeines Zutrauen, Achtung und Liebe lohnten, hob mein Herz, daß ich furchtlos und mit fester Entschlossenheit allen Hindernissen und Beschwerden entgegen trat, womit man mir zum Guten den Weg verlegen wollte. Ich setzte mich muthig über alle menschlichen Rücksichten weg, und begann Jesum im Herzen und das Evangelium in der Hand das neue Tagewerk. Allein plötzlich riß sich die Schweiz vom Verbande mit dem Bisthum Konstanz los. So ohne oberhirtliche Aufsicht hingestellt, sah ich mich also allen Umtrieben unberufener Eiferer preisgegeben. Lange gelang es mir, mich ihrer Zudringlichkeit zu erwehren; ich behauptete mich mit Würde, ihre Verläumdungen prellten fruchtlos an meiner Standhaftigkeit ab. Aber endlich wurde ich des ewigen Kampfes müde; es gelang mir durch mächtige Gönner wieder einen Rückweg ins Vaterland anzubahnen und durch hochheitliche Bewilligung kam ich dahin, wo mich schon vor fünfzehn und mehr Jahren mein Herz zog.»

Welchen Werth die Kantonsregierung auf Kellers Verdienste legte, gab sie ihm auf sein Entlassungsgesuch vom 2ten May 1816 in der Dimmissorialurkunde zu erkennen, welche hier folgt:

Wir Bürgermeister und Rath des Kantons Aargau urkunden hiemit:

Da der Wohlehrwürdige Herr Pfarrer und Stiftsdekan Viktor Keller in Zurzach bei Uns mit der ehrerbietigen Bitte eingelangt ist: daß Wir in Beherzigung der besondern Umstände, welche in ihm den angelegenen Wunsch erregt haben, sich in sein deutsches Vaterland zurück zu begeben, ihn von der Stelle eines Pfarrers und Stiftsdekans von Zurzach und von allen in dieser Eigenschaft übernommenen Pflichten ent-

lassen und dem zu Folge den zwischen ihm und Herrn Philipp Häfeli von Klingenau, Pfarrer zu Grafenhausen, des Großherzoglich Badischen Oberamtes Bonndorf, unterm 14ten dieses geschlossenen Permutationsvertrag großgünstig genehmigen möchten: so ertheilen Wir hiemit in geneigtester Willfahrung der Uns von dem benannten Wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Keller vorgetragenen Bitte diesen Permutationsvertrag, soviel an Uns ist, Unsere Landesherrliche Genehmigung so wie dem Herrn Pfarrer Keller selbst die Entlassung in allen Ehren von seiner Stelle eines Stiftsdekanes und Pfarrers zu Zurzach, wobei Wir nicht umhin können, ihm, als einem getreuen Staatsbürger und eben so gebildeten als eifrigen Priester, Unsere vollste Zufriedenheit mit den vielfältigen Diensten zu bezeugen, die er während einer dreizehnjährigen Anstellung Unserm Kanton, theils als Pfarrer zu Wislikofen und Aarau, theils als Stiftsdekan und Pfarrer zu Zurzach geleistet hat.

Gegeben in Aarau den 24sten Mai 1816.

L. S.

Der Amtsbürgermeister

Fetzer.

Der Staatsschreiber

Kastenhofer.

Ein nachfolgendes Schreiben der Regierung an Keller vom 9ten Oktober 1816 würdigt ihn auf ähnliche Weise, wo gesagt ist: «Wir haben Ihr Schreiben erhalten, durch welches Sie Uns die nahe bevorstehende Abreise nach Grafenhausen ankündigen, und genehmigen die in dieser Schrift enthaltene Zusicherung Ihrer Gesinnungen. Sie haben die Aufrichtigkeit derselben in Unserm Kanton durch Ihr Betragen während einer dreizehnjährigen Amtsverwaltung bewiesen. Wie sehr Wir bedauren, daß die Umstände Sie bewogen haben, Unsern Kanton zu verlassen, und wie sehr Wir Ihre um

denselben erworbenen Verdienste schätzen und anerkennen, haben Wir Ihnen schon früherhin angezeigt: es bleibt Uns daher nur noch übrig, Sie, Hochwürdiger Herr! unter Bezeugung Unseres Wohlwollens, — Unserer dankbaren und achtungsvollen Gesinnungen zu versichern."

Er entgieng auf diese Weise seinen Gegnern, in die er kurz zuvor das Mißtrauen setzte, sie möchten ihm eine Untersuchung der Papiere und Schriften von Seite der Obern veranlaßt haben. *)

Mit ehrenvollen Zeugnissen ausgestattet, trat Keller nach vorangegangener Permutation mit seinem benachbarten Herrn Amtsbruder Philipp Häfeli am 26sten November 1816 wieder ins Vaterland nach Grafenhausen auf dem Schwarzwalde zurück. Hier versprach er sich, obgleich in einem abgeschiedenen Dorfe, dennoch die erfreulichsten Aussichten, wie seine erste Rede laut zu erkennen gab, die er an die neu anvertraute Pfarrgemeinde hielt. Die schönsten Hoffnungen ruhten auf dem vertraulichen Umgange mit jenen Ordensbrüdern, die eine Ansiedelung auf dem heimathlichen Schwarzwalde der Auswanderung in die Kaiserlich Königlich Oesterreichischen Staaten vorzogen. Allein bald mußte er die traurige Erfahrung machen, sich in seinen Erwartungen getäuscht zu haben. Die alten treuen Freunde, in deren Mitte ihm einst so manche selige Stunde dahinfloß, waren für ihn verschwunden. Aus

---

*) Da Keller zu seiner Sicherstellung sich der Unterstützung der weltlichen Regierung beworben hatte, übersandte ihm der Staatsschreiber des Kantons Aargau am 15ten Mai 1816 ein Schreiben mit dem Beisatze: "Wenn die Gesetze des Staates jedem Bürger Schutz gewähren sollen, so können sich Euer Wohlehrwürden für überzeugt halten, daß die hohe Regierung dieselben zu Gunsten eines Beamten zu handhaben und demjenigen Schutz zu verschaffen wissen wird, auf den er als Bürger von wegen der ihm geschenkten Theilname, und wegen den sich um den Staat erworbenen Verdienste besondern Anspruch hat." Bei diesem Anlasse zernichtete er die oben erwähnten schriftlichen Aufsätze der Stunden der Andacht.

einem gebildeten Verbande herausgerissen, von allem wissenschaftlichen Verkehr abgeschnitten und isolirt, in eine wilde Gegend des Schwarzwaldes hingestellt, war für ihn ein zu großer Absprung, als daß er an der Sonne seines Glückes nicht eine merkliche Verfinsterung hätte gewahr werden sollen. Oft wiederholte er den Ausruf: "Ich sehne mich, in einen literarischen Zirkel zu kommen; ich bedarf in meiner Oede einer Sonne, die mich vor Lethargie schützt.» Doch war sein reger, helldenkender Geist nicht lange verlegen; er fand bald in sich selbst die reichlichste Nahrung. Sorgsam erzog er die lieblichsten Blumen am winterlichen Fenster, wie er in der Vorrede zu den Idealen sich ausdrückt, während draußen Stürme, Schneeflocken und Regenschauer vorüber trieben. Die gelehrten Blätter aus Jena und Leipzig entschieden über den Werth dieses Buches schon lange auf das rühmlichste. Seine Auszeichnung ist genug ans Licht gestellt, wenn der Rezensent mit der Frage beginnt: "Wer mag der edle, aufgeklärte, kenntnißreiche, vielseitig gebildete Mann seyn, welcher dieses vortreffliche, durch Inhalt und Ausdruck gleich ausgezeichnete, und dennoch, wie es scheint, bisher nicht genug gekannte und geschätzte Buch schrieb?*) So viel erhellt aus diesem selbst, daß er der katholischen Kirche angehört, und nach aller Wahrscheinlichkeit ist er ein sogenannter Weltgeistlicher, welcher aber auch diesem an sich sonderbaren Namen dadurch, daß in ihm die ausgebreitetste und geläuterste Welt- und Menschenkenntniß mit der innigsten und reinsten Geistlichkeit des Sinnes sich vereinigt, die ehrenvollste Bedeutung gewährt." Fiel die Rede auf dies Werk, so pflegte Keller stets mit Bedauern beizufügen: "Es ist ein schlimmes Zeichen der Zeit, wenn ein Schriftsteller mit Verwahrungen beginnen muß."

Im Jahre 1818 am 27sten Dezember eröffneten ihm seine hohen Obern den Wunsch, er möchte die Verwesung des im betreffenden Kapitel erledigten Dekanates bis zu weiterer Verfügung übernehmen. Keller zog aber als ein Mann, der

---

*) Keller setzte keinem seiner Werke den Namen bei.

in den Jahren bedeutend vorangeschritten und an literare Beschäftigungen gewöhnt war, das stille Wirken im beschränktern Kreise des Pfarramtes vor, da er als bischöflicher Kommissär im Aargau die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Ehre, an der Spitze eines Kapitels zu stehen, für so viele oft fruchtlose Arbeiten und unvermeidliche Verdrießlichkeiten schlecht entschädige. Von diesen und ähnlichen Einwendungen abgesehen, erneute die geistliche Regirung am 17ten Jänner 1819 den vorigen Wunsch. Um sich nicht den Vorwurf aufzuladen, als wüßte er das ehrende Vertrauen nicht zu würdigen, schränkte er seine Weigerung auf das Bedingniß ein: wenn sie die Zustimmung des Kapitels bewirke. Unzufrieden mit der Abstimmung der Hochwürdigen Kapitularen, bestand dieselbe unterm 10ten Mai 1819 auf ihrem frühern Willen mit der Erklärung, daß sie es der Würde ihres Amtes schuldig sey, den Dekanatsverweser Keller ohne Dazwischenkunft des Kapitels aufzustellen. Letzterer sträubte sich mit der einfachen Einrede: er könne sich nicht verstehen „Aufgedrungener" zu heißen, indem ohne Zutrauen und Liebe der Zweck des Amtes verloren gehe und die Gemüther stets zu neuen Gährungen reitze; darum sey nur ein kathegorischer Imperativ vermögend ihn so lästigen Amtsverrichtungen zu unterwerfen. Nicht minder wendete er sich am 23sten Juni bittend an das Großherzogliche Ministerium, ihn aus der peinlichen Verlegenheit zu ziehen einem Kapitel vorzustehen, das nach einer ganz andern Richtung ziele. Obschon Keller für immer auf diese Ehre verzichten wollte, erhielt er doch von der Bischöflichen und Großherzoglichen Regierung die Dekretur, daß er seiner Weigerungen ungeachtet die Dekanatsgeschäfte zu führen habe. Was er gefürchtet hatte, traf genau zu. Nur ein strenger Ministerialbefehl konnte bewirken, daß er in Besitz der nöthigen Schriften und Dokumente gelangte. So unzweideutig Kellers Wahrheitsliebe war, so warmen Eifer er allenthalben für die gute Sache zeigte, lag doch in dem aus der Schweiz vorangetretenen Vorurtheile der Grund, wenn er abgeneigte Gemüther und vorgefaßte Widersetzlichkeit fand. Dieß geschah um so mehr, als seine gelungenen Ideale zur Publizität kamen. Die

Behauptung von Schaftesbury durfte hier vollkommen angewendet werden: „Die Wurzel des Neides ist der Stolz, der nicht leiden will, daß jemand uns gleiche oder etwas bevorthue.“ Von neuem hatte er das Loos als Häretiker verzollt zu werden. Wie zimlich laut bekannt wurde, hatte man, um in Bezug auf Dekanatsbesetzung Obhand zu gewinnen, sogar Rekurs an die päbstliche Nunziatur in Luzern ergriffen. Die Nachricht von einem solchen Beginnen drang bis zu dem Großherzoglichen Ministerium, welches das Direktorium des Seekreises beauftragte die Sache genau zu untersuchen. Da indessen zu einer neuen Dekanatswahl geschritten wurde und Kellers Funktionen am 25sten Mai 1820 aufhörten, verloren sich die frühern Vorfälle allmählig mehr in dem Hintergrunde, und böswillige Umtriebe legten sich von selber. Am 17ten August 1820 entledigte ihn das Hochwürdigste Generalvikariat dieses so äußerst beschwerlichen Amtes vollkommen mit der Bemerkung: „Wir erfüllen eine angenehme Pflicht, indem Wir Euer Hochwürden die thätige und eifrige Führung der mühsamen und mit vielen Schwierigkeiten umwundenen Dekanatsverwesung aufs verbindlichste verdanken und Sie Unserer wahren Werthschätzung versichern.“

Wenn Keller gleich den Kanton Aargau verlassen hatte, erhielt sich sein Andenken daselbst doch noch auf die rühmlichste Weise fort. Ein Beweis dessen fällt in diese Zeit. Schon im Jahre 1815 wollte die Kantonsregierung das Archiv zu Leuggern, welches aus administrativen, gerichtlichen, alten Original-Urkunden und Dokumenten bestand, und in das Staatsarchiv aufgenommen werden sollte, zu diesem Behufe füglicher geordnet und verzeichnet wissen. Ihr lag deßhalb an, einen in diesem Fache sachkundigen Mann zu finden, um ihr Vorhaben durch ihn auszuführen. Sie fand denselben in dem verewigten Keller, und übertrug ihm dieses Geschäft unterm 8ten November. Keineswegs ermangelte er, den erhaltenen Auftrag zur vollen Zufriedenheit der Regierung zu besorgen, welche ihm als Zeichen des Dankes und der Würdigung seiner Verdienste im Jahre 1817 eine goldene Denkmünze übersandte. Ihr materieller Werth betrug sechs Louisd'or. Die eine Seite

zierte das aargauische Kantonswappen, die andere das Bildniß der Minerva mit der Umschrift: salus populi suprema lex. Auch Ring und Band mit den Kantonsfarben fehlte nicht, um die Dekoration vollständig zu machen.

Bei dem gleichen Anlasse fand er Gegenheit und Quellen den ganzen Stammbaum der von Wessenbergischen Familie aufzustellen, was er zum größten Wohlgefallen derselben nebenbei ausführte.

Obgleich er nun der lästigen Dekanatsgeschäfte los war, hatten die Verfolgungen doch noch nicht geendet. Er selber schildert sein Loos in folgenden Worten: „Ich bin wie ein Hühnchen, das sich auf einen fremden Hof verflogen hat; alles, was einen Schnabel hat, Huhn und Hahn, dreht sich schielend und höhnend um mich her. Ich lebe wie Robinson auf seiner Insel, und kämpfe mit den Waffen meiner alten Philosophie. Fände ich nicht Schutz und Nahrung in meiner Bibliothek, so stände mir das Schicksal bevor: noch auszutrocknen. Doch umsonst streiten Unwissenheit und Stolz, Habsucht und Ehrgeitz für Emporhaltung des Alten und für das Reich des Aberglaubens. Lieber will ich mit Koth und Steinen geworfen werden, als Verrath an der Wahrheit und Tugend begehen."

So vieler widerlichen Auftritte müde, lag ihm nichts näher an, als die Veränderung seines Wirkungskreises. Er hatte den Entschluß unwiderruflich festgesetzt, zuletzt um eine Kaplanei zu kompetiren, im Falle keine Pfarrpfründe vacant seyn sollte. In eben dieser Zeit wurde Pfaffenweiler im Breisgau erledigt. Unverzüglich richtete er ein Bittschreiben an das Großherzogliche Ministerium, wo er unter andern auch folgende Gründe als Ursache seines Ansuchens um Versetzung aufführt: „So lieb mir Grafenhausen ist; so fest ich mir vornahm, da meinen Wanderstab in die Erde zu stecken, und in nützlicher Berufsthätigkeit mein Lebensende abzuwarten; so schwer es mir aufs Herz fällt, von einer Pfarrgemeine mich zu trennen, die mich achtet und liebt, und meine Bemühungen mit zutraulicher Folgsamkeit lohnte: so ist mir doch der fernere Aufenthalt daselbst verleidet. — Es ist mir nicht mehr

möglich den Unmuth zu dämpfen, mich ununterbrochen verkannt, verlästert, muthwillig geneckt und gekränkt zu sehen, wo ich so gerne und freudig zu allem Guten die Hand bieten möchte. Es müßte mich zu tief schmerzen, mit meinem guten Willen so fast allein da zu stehen, um der Verläumdung als beharrliche Zielscheibe zu dienen, da ich mich zu Beßerm berufen fühle. Ich will mich lieber bescheiden zurückziehen, um anderswo unbeachtet mit Segen zu wirken. Nicht erst an meinem Lebensende möchte ich gegen mein Naturell grämlich werden, sondern heiter und frohsinnig, wie ich lebte, auch zu Grabe gehen. Mich drängt gerechte Besorgniß, es möchte endlich doch meinen Gegnern durch ihr leidenschaftliches Treiben und durch unredliche und niedrige Mittel gelingen, mich bei meinen Pflegempfohlenen um Achtung, Zutrauen und Liebe zu bringen. —

Was mich antreibt, für die Pfarre Pfaffenweiler mich zu melden, ist nicht das Einkommen, das sich vielleicht nicht auf achthundert Gulden beläuft; ich kann mich mit Wenigem begnügen: es ist mehr das milde Klima des anmuthigen Breisgaues, es ist der beschränktere Wirkungskreis, der mehr meinen Kräften zusagt, es ist Sehnsucht nach stiller Zurückgezogenheit, welche das Gemüth erheitert und die Arbeit erleichtert; Sehnsucht nach Ruhe auf so viele Stürme, mit welchen ich oft einen schweren Kampf zu bestehen hatte; es ist das trauliche Zusammenleben mit alten Freunden, die ich im Breisgau wieder finde; es ist die Nähe von Freiburg, wo eine reichhaltige Bibliothek meinem Geiste Nahrung bietet. Indessen will ich Einem Hochpreislichen Ministerium nicht vorgreifen, wenn Es irgend eine andere Pfarrei mit ähnlichen Vorzügen meinen Fähigkeiten und Kräften angemessener finden sollte. Ich trage meine Dienste überall an, nur an keinem Krähwinkel!" —

Rühmlich war der Beisatz in einer Zuschrift, die ihm das Bischöfliche Generalvikariat im Jahre 1820 am 10ten Mai bei demselben Anlasse überreichte. "Wir werden bei dem Vorschlag für die Pfarre Pfaffenweiler, und für jede Pfarre, um welche Euer Hochwürden sich als Kompetent anmelden werden,

nicht nur in Hinsicht Dero vorzügliche Kenntnisse und erprobten Fähigkeit, sondern auch ganz besonders wegen dem reinen thätigen Eifer in Kirche und Schule nach Verdienst die ausgezeichnetste Empfehlung einlegen."

Keller wurde am 28sten November 1820 als Pfarrer zu Pfaffenweiler bestätigt. Wenn gleich seine Erwartungen daselbst nicht allseitig in Erfüllung giengen und viele Wünsche unbefriedigt blieben, so konnte doch sein jetziges Schicksal mit dem frühern fast in keine Vergleichung gebracht werden. Einerseits brachte es die Ungewißheit, ob Herr von Wessenberg zum Bischofe von Konstanz geweiht werde, anderseits das freundschaftliche Verhältniß, in welchem Keller mit dem Erstern stand, mit sich, wenn die abgeneigte Parthei ihre Gesinnung nicht ganz durfte laut werden lassen. Sie hielt es für rathsamer, ihn mehr im Stillen, als öffentlich und unmittelbar mit Lästerungen zu überhäufen, obschon er auch widerrechtliche Eingriffe in sein Pfarramt zu erdulden hatte. Kurz nach seiner Ankunft traf ihn das Loos in öffentlichen Blättern als Bilderstürmer aufgeführt zu werden, weil er die Heiligenbilder einfach und ansprechend, aber nicht durch überladenen Schmuck verunstaltet oder unkenntlich gemacht, in dem Tempel aufgestellt wissen wollte. Obgleich er die alten Freunde, die er zu treffen gehofft hatte, nicht alle mehr fand, so beschenkte ihn das Glück mit einigen Edlen, auf die er früher nicht rechnete, da sie ihm noch fremd waren. Schade nur, daß das Schicksal sie in der Folge von seiner Seite trennte.

Die Zeit, innerhalb welcher ihm daselbst zu wirken vergönnt war, beschränkte sich kaum auf zwei Jahre; doch hatte er mit dem wärmsten Eifer in Pallas geweihtem Tempel gedient. Vorzügliches Vergnügen gewährten ihm die damals noch üblichen Pastoralkonferenzen in Hausen, bei welchen er stets mit gediegenen Aufsätzen erschien. Mehrere derselben nehmen eine Stelle in den Heften des Konstanzer Pastoral-Archivs ein.

Kellers Aufenthalt in Pfaffenweiler kam vorzüglich den Akademikern der benachbarten Hochschule in Freiburg zu statten. Besonders zahlreich versammelten sich um ihn die Can-

didaten der theologischen Fakultät. Die tief eindringenden Kenntnisse, die uneigennützige Gastfreundschaft und seine damit verbundene heitere Laune, zogen immer den bessern Theil derselben herbei, welcher die Pflege der Wissenschaften sich zur heiligen Pflicht gemacht hatte. Dieser Verkehr gab Veranlassung, daß er sich um die Lehrkanzel der Dogmatik, welche in der gleichen Zeit offen stand, an der albertinischen Hochschule zu bewerben anfieng. Er ermangelte nicht gemäß den Erfordernissen seines Vorhabens die nöthigen Hefte zu entwerfen und zu einem Buche zu ordnen. Keine Schriften bewahrte er sorgsamer, als diese; wenn er alles Uebrige offen mittheilte, so war er damit nie freigebig. Sein Ansuchen wurde zwar verweigert, jedoch nicht, als wäre eine Ursache vorhanden gewesen in die Kenntnisse Mißtrauen zu setzen, sondern weil man das dogmatische Gebäude nach herkömmlicher Weise beleuchtet genug glaubte. Politische Wege schlug er freilich bei seinem Ansuchen nicht ein, so wie er überhaupt Politik nur dem Namen nach kannte. Schon in dem Bittschreiben gab er zu erkennen, wie er die Dogmatik aufheitern und von allen scholastischen Schlacken säubern wolle. Seine Absicht gieng niemal dahin, diesen theologischen Zweig in der gewöhnlichen Form, sondern als Dogmengeschichte zu behandeln.

Für seine rastlose Thätigkeit in dem literarischen Gebiete zeugt das Katholikon und sein bis zur Hälfte vollendetes moralisch religöses Lexikon, welches auf vier Bände berechnet war. Nebenbei arbeitete er noch eine Schutzschrift für den Edlen Freiherrn Ignaz Heinrich von Wessenberg und die Dankaddresse des Satans an die Kritiker der Stunden der Andacht aus. Die Manuscripte des Katholikons übersandte er dem verewigten Werkmeister in Stuttgart, theils um sein Gutachten zu vernehmen, theils dessen Ausgabe daselbst zu veranstalten. Keller wurde von einem Freunde aufmerksam gemacht, daß er sich in Werkmeister einen sehr scharf sehenden Kritiker gewählt habe. Und wirklich traf diese Voraussage zu: Werkmeister fand zwar großes Wohlgefallen an dem Buche, bemerkte indessen doch dem Verfasser, obwohl er Einiges geändert wünschte, so wage er es nicht, seine Hand daran zu legen. Keller äu-

ßerte in der Folge selber wiederholt den Wunsch, daß es ihm vergönnt seyn möchte mehrere Aenderungen vorzunehmen. Wenn dies bei der ersten Ausgabe nicht geschah, so lag die Ursache in der schweren Krankheit, die ihn überfiel. Einer seiner Bekannten veranstaltete dieselbe, ohne daß Keller etwas mitwirken konnte, so wie auch die Korrekturen der zweiten Auflage aus seiner Feder floßen.

Um des genannten Buches willen war der Verewigte manchen Verfolgungen preisgegeben. Als Beweis mag nachstehende erbärmliche Poesie gelten.

An die Einwohner von Pfaffenweiler. *)

Ihr ließt nie einen fremden schlechten Wein
In einen Keller euers Dorfs herein.
Ich lob euch Pfaffenweiler! deswegen.
Jetzt kömmt gar eine fremde schlechte Lehr
Von einem Keller euers Dorfes her.
Euch ist an ihr mehr, als an euerm Wein gelegen?
Geschwind schickt ihr die Weine wieder fort;
Laßt auch des Kellers schlechte Lehr nicht dort!
Zerstreut liegt sie in den Andachts Stunden,
Ganz wird sie im Katholikon gefunden.

Gleichen Schritt hält damit:

Quid Catholicon? latine universitas errorum.
Anticatholicon dictum quando fuisset
Istud opus, verum nomen haberet idem.
Si Neocatholicon foret a scriptore vocatum
Hoc quoque competeret non male nomen ei.
Dogmata catholicae fidei fere cuncta neganda
Omnibus id fectis haereticisque fovet.
Catholicon malis tamen id si dicere, lector,
Errorum poteris dicere Catholicon!

Auf die ehrenvollste Weise wurde Keller durch folgendes Gedicht schadlos gehalten, das ihm von unbekannter Hand zugesendet wurde.

---

*) Pfaffenweiler liegt in einer Gegend, wo der Weinbau sehr getrieben wird.

An den Baumeister des Katholikon.

Wer bist du, der uns das Katholikon
Mit glühender Sabonsschrift aus reinem Gold
Auf ewig unverwüstlichen Granit
Geätzt? Ein hehrer Obelisk, erhebt
Es sich, auf dem des Abends letzter Strahl
Noch weilt, wenn schon des Morgens frühster sich
An seiner Spitze wieder glänzend zeigt;
Ein fester Lichtpunkt, wie ein heller Stern,
Der jede Nacht des Wahnes mild durchdringt,
Und aller Menschen Blick, die sich in Gott
Und göttlichem gefallen, auf sich zieht,
Daß alle dort in Bruderliebe sich
Begegnen! Ein Altar der ewigen
Und einen Wahrheit kraftvoll aufgeführt!
Wer bist du, der ....
Da schleicht ein Männlein sich
Zu mir: nicht alt, nicht jung, doch zeigt das Haupt
Die Glatze; abgenutzt, einst schwarz, jetzt falb
Sein Kleid, auf glatter Stirn scheint Freundlichkeit
Ihm nie zu fehlen; sauersüß verzieht
Sein Mund zum Lächeln sich, und schmeichelnd raunt
Er mir ins Ohr:
„Ihr fragt? Vielleicht kann ich
Euch dienen, will es gern, wenn ihr auch schon
Euch nicht zu uns bekennt, im Irrthum noch
Ungläubig zweifelt an der Kirche Macht
Die einzig Heil dem Menschen bringt. Ich darf
Euch wohl das Räthsel lösen, wenn ihr mir
Vertrauen schenkt, und wenn ihr hören wollt.
Vernehmt's! Ein Priester von den unsern ist
Der Mann, der dieses Werk zu Stand gebracht!
Es fehlt ihm nicht an Kenntniß; nur zu viel
Hat in die Bibel er, in manches Buch,
Das sonst verpönt, den Schnabel naseweis
Gesteckt, und alles aufgeschnüffelt, was
In seinen Kram ihm diente. Böse meint
Vielleicht er's nicht; doch Alles schickt sich auch
Für jeden nicht. Ich halte auch für klug
Und unpartheyisch: müßt ihr selber nicht
Mir eingestehen, weil jeder doch zuletzt
Auch etwas Glauben muß, ein solcher sey

Im Grunde nur ein faſſelnder Phantaſt
Dem Glauben nicht genügt? Ein irrend Lamm?
Was hieltet ihr von Einem wohl
Der öffentlich ſich zu Calvin bekannt
Und doch verkleidet in die Meſſe ſchleicht?
Ein ſolcher aber wär' doch auf dem Weg
Das Heil zu finden! Dieſer Renegat
Aus unſrer Mitte iſt viel ſchlimmer noch
Als bloße Ketzer, denn das Feyerkleid,
Das er zur Schau trägt, hat er ſchon entweiht
Sobald er Roms unfehlbar Machtgebot
Zu deuteln ſich vermißt. Er nähret ſich
Von dem Altar, und rüttelt doch daran
Ihn umzuſtürzen. Tief im Herzen ſitzt
Ihm Schalkheit, und der Eigendünkel bläht
Des Eiteln Sinn. Berufen wähnt er ſich
Dem falſchen Irrlicht menſchlicher Vernunft
Das Wort zu reden, weil er viel zu tief
Nach ſeiner Meinung ſteht, und nie ſein Theil
Der Krummſtab würde. — Anders ſpräch er wohl
Wenn Gottes Stellvertreter, Petri Sohn,
Den Aufklärling erhöhen wollte, — doch
Davor bewahr' uns aller Heiligen Chor,
Der unſre Kirche ſchützet!"

Hier erglüht
Des Sprechers Aug', wie eine Kohle, die
Der Windſtoß anhaucht, ſeine Hand, die feucht
Und kalt mich wie geſtreichelt, faßt mich jetzt
Von Krampf geballt als wie mit Krallen an,
Und aus der Rolle fallend fährt er laut
Und grimmig fort:

"Es ſchwingt zwar frech
Zu Mordbrand ſeine Fackel, die er ſich
An ſchnödem Zeitgeiſt angezündet, jetzt
Der Trotzkopf! Hofft des alten Tempels Pracht
In Aſche zu verwandeln, und ſich auf
Die Trümmer einen eignen aufzubau'n,
Wie jeder Carbonaro, der zerſtört
Aus Neid, weil er empor zum Regiment
Sich ſelber ſchwingen möchte. Leider! muß
Mit ſolcher Natterbrut die Kirche noch
Zum Scheine ſäuberlich verfahren: doch
Aus Spania's ſchickſalſchwangerm Schooß erhebt,
Ein Phönix aus der Aſche, wieder ſich

Die dreimal heil'ge Inquisition!
Nicht lang mehr, und ihr Rachesittig rauscht
Durch alle Welt, schnell zu vertilgen was
In frevelm Muth sich tollkühn aufgelehnt!
Schon schleppt der Treugeblieb'nen wache Schaar
Durch Nacht und Nebel Stock und Block herbei
Zum Scheiterhaufen, der bald heller brennt
Als jene Neuerungsfackel der Vernunft!
Dort sollst du flackern in der rothen Gluth,
Verwegnes Pfäfflein, das uns höhnt, und sollst
Vergebens stöhnen! Dein peccavi heulst
Du dann zu spät! Wir schüren frisch drauf los
Die Flamme! Spotten dein" . . . .
Heb' weg dich Sohn
Der Finsterniß und Lojolas, du lügst!
Wer das Katholikon, den Obelisk
Der Wahrheit aufgeführt, kein Heuchler ist
Der Edle! Nur Versöhnung predigt er,
Und Christusliebe! Jesu eignes Wort
Von eitlem Menschenmachwerk unverfälscht,
Und rein und klar, verständig und gerecht,
Für eignen Vortheil nicht bedacht, das Reich
Des Vaters auszubreiten, predigt er!
Ob er dafür verkannt, verketzert selbst,
Verfolgung dulden müsse, ihm der Kranz
Erst jenseits winke — er steht fest und stark,
Und mild und sanft in jener hohen Kraft
Auf einem Fels, dem Fels der Wahrheit, den
Die aufgeregte Brandung nie zernagt,
Den auch des ganzen Pfaffthums wüthend Heer,
Von seinem dreigekrönten Oberhaupt
Geführt, geschützt, nie mehr im Sturm erklimmt
Und stürzt! Denn Gottes ernster Wink gebot:
„Es werde Licht!" Und sieh der Tag bricht an!
Du aber, der in seinem Namen sprach,
Und frei von aller Menschenfurcht, dir wird
Kein Haar gekrümmt; kein Bonze wagt es dich
Nur anzutasten, denn die Schleuder führt'st
Du rüstig, wie des Isaiden Sohn,
Und zu dir steht ein ganzes Volk! — Wie du
In äußrer Form mir auch dich zeigen magst —
(Doch keine äußre Form, die Schaale nicht,
Den Kern nur achtest du!) — ich reiche dir
Die treue Hand, und grüße segnend dich

Als Bruder! Lehrer bist du mir! Und wenn
Was du verkündest deiner Kirche Sinn
Und Lehrsatz würde — ach wohl nimmer wird
Der fromme Wunsch erfüllt! — so träte selbst
Mein Glaubensheld, mein Zwingli, lebt' er noch
Auf diesem vielbewegten Erdenrund,
Zu dir hinüber, und ich würde gern,
An meines Lebens Abend noch, wie du,
Wenn ich es nicht schon bin, ein Katholik
Im ersten, einzig wahren Sinn des Worts!*)

Noch kaum hatte Keller das Pfarramt in Pfaffenweiler zwei Jahre geführt, als seine Gesundheit anfieng wankend zu werden. Dessen ungeachtet beseitigte er die Studien nicht. Am 7ten Dezember 1823 vollendete er Abends eif Uhr noch einen Aufsatz für sein moralisch religiöses Lexikon und genoß dann der nächtlichen Ruhe. Als er um halb Ein Uhr plötzlich wieder aufwachte, fühlte er sich schwach und hatte das Wortgedächtniß vollends verloren. Seine ganze Sprache bestand jetzt noch in den Ausdrücken: Bischquiquill, Zwider, Helfe, Hilfe, Wieder. Nach ärztlicher Vermuthung hatte irgend ein Theil seines Gehirnes eine Lähmung erlitten. Er vermochte weder die Gegenstände um sich, noch seinen eigenen Namen, oder was immer zu nennen. Als man ihm sein Katholikon vorlegte, das so eben die Presse verließ, konnte er gar nicht begreifen, daß er je ein solches Buch verfaßt hatte. Erst nach Umfluß einiger Jahre bemerkte man die Wiederkehr seines Wortgedächtnisses. Obwohl indessen das Sachgedächtniß bei ihm sehr glücklich war, so kehrte ersteres doch nur ganz kärglich zurück. Je mehr seine übrigen körperlichen Uebel ab- oder zunahmen, desto mehr gewann oder verlor er an dem Wortgedächtnisse. Als den schrecklichsten Zustand schilderte er immer jene Periode, in der er seines ganzen Gedächtnisses beraubt war, und weder denken, noch sich ausdrücken konnte. Das Erste, was er nach langer Zeit wieder zu schreiben versuchte,

---

*) Obiges Gedicht erhielt schon einmal eine ehrenvolle Stelle in der allgemeinen Kirchenzeitung.

mag mit Styl und Orthographie hier als Beispiel seines zerrütteten Geistes eingereiht werden.

„Christenthum war mihr nie Pfaffenthum eine und daßelbe Sache. Mir war mihr zeitlebens alles verhaßen. Die Kleineste war mir das eigentliche Catholicon; die meisten können sie entwahr gar nicht, oder sie können sie nur aus Politik. Christenthum und Pfaffenthume ewig nie das gleiche. Mit der Politik wahr mir wenig zu verehen. Ich hatte mich mit der Religion nie vergennt. Pfarrereihe sind mehr befreundet.

Er ließ kein ärztliches Mittel unversucht, obgleich die Wirkungen derselben sehr gering ausfielen. Wenn er zuletzt gegen alle Arztneikunst äußerst mißtrauisch wurde, so lag die Ursache allein in seinen so vielfältig getäuschten Hoffnungen. Mehr, als durch Arzneimittel und Badekuren, wurde seine Wiedergenesung, wenn auch nicht ganz herbeigeführt, doch befördert, durch eine kleine Reise nach Lichtstal bei Basel in der Schweiz, wo er im Schooße der edlen Huber'schen Familie längere Zeit verweilte. Als er im Jahre 1825 am heiligen Medardus-Tage wieder in seine Heimath zurückkehrte, sang ihm in lieblichen Versen eine Dichterin nach:

Während die Sonne dich heut zur glücklichen Reise begleitet,
Wird sie im Tagwerk gehemmt, — in Wolken verhüllt sie sich oft.
Sey sie denn heut noch gehemmt: bald leuchtet helle was trüb war.
Aus dem Dunkel erhebt erst sich ja schöner das Licht!
— — Wer schreitet im Glanze daher? Hygiea mit Oehl in der Schale
Naht dir mit freundlichem Blick, und träufelt Gesundheit dir ein.
Lebens- und Willensfroh, find'st wieder du selige Wonne
In dem Geben vielmehr, als wenn du selber empfängst.
Wohl dir, verehrtester Mann! dem Lehren ist Leben und Speise;
Wohl dir, dich preiset noch spät als Weiser, die späteste Welt.

Kommst du, und gehst du von uns, du würdiger Liebling
der Gottheit,
In den Nächten der Tage, strahlst du als Licht unsr'er
Zeit!
— Jedes fernere Wort ist deinem Verdienst zu geringe. —
Darum schweige ich nun — Edler! und bete für dich.

S. R.

In einem Briefe an diese Freunde bemerkte Keller: „So sehr mir noch das Denken schwer fällt, und ich Mühe habe, besonders die eignen Namen aufzufinden, und meine Gedanken auszudrücken: so mache ich doch von Zeit zu Zeit zum Schreiben Versuche, und die kleinsten derselben machen mir mitunter große Freude, wie mir auch das Lesen geläufiger vorkommt."

Erst in den Tagen der Krankheit lernte Keller die lange Weile und ihre Schmerzen kennen. Oft schrieb er weinend und unter den größten Anstrengungen sein Schicksal nieder. Nachstehende Bemerkungen gehören unter die mühsam errungenen Früchte solcher Leidensstunden. — „Ich bin schon seit geraumer Zeit für die Welt todt, indem eine völlige Nervenschwäche alle Kraft meines Geistes abspannt und ihn zu gelehrten Arbeiten unfähig macht. Nur Studiren machte mich krank. — Gegen meine Genesung hat sich alles verschworen. Was ist aus mir geworden? Wie verschieden ist's nun mit mir seit jetzt und einst! Schon seit Jahren außer Verkehr mit gebildeten Menschen, suchte ich Unterhalt bei den Todten und fieng an zu schreiben. Wie geläufig war einst meine Feder; wie muß ich nun oft lange suchen, bis ein geeignetes Wort von ungefähr mir einfällt! Wie muß ich schwitzen, um nur ein Briefchen zu Stande zu bringen! — Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation bin ich doch noch empfänglich für den Trost des Christenthumes. Ich wirkte, so lange es Tag war; nun ist um mich her schwarze Nacht. — Mein Wissen und Wirken ist dahin! O Gott, mit welcher Sünde habe ich diese Ruthe verdient? — Gottes Ungnade hat mich schwer getroffen! Ich habe mein Fegefeuer ausgestanden und für meine Sünden gebüßt. Doch, gegen die Vorsehung will

ich nicht murren. — Von jeher war ich thätig; in höhern Aemtern genau; schrieb, dessen ich mich nicht schämen darf, habe noch Manches im Vorrath und bin darum nicht ganz mit den Geringsten zu vermengen. Nur Heuchler und Faullenzer durften durch mich ins Gedränge kommen. Ich that mehr, als die gewöhnliche Pflicht von mir forderte, und doch sind jene die ersten, denen ich diente, die mich zu erniedrigen suchen. Manches Gute habe ich versucht und glaube wenigstens auf Achtung und Schonung Anspruch machen zu dürfen; — dafür aber werde ich gelästert. — Sey es denn; schon daß ich verkannt und verfolgt werde; ist ehrenvoll für mich."

Wenn er gleich oft in der tiefsten Niedergeschlagenheit über seinen kranken Zustand trauerte, und fast von allen Seiten verlassen, zuweilen sogar noch Unbilden oder Kränkungen zu erdulden hatte, so kam er nichts desto weniger manchmal auf die muntersten Einfälle. An politischen und kirchlichen Ereignissen nahm er stets den innigsten Antheil, wobei er unverhalten seine Meinung mittheilte. Diese sprach er um so freisinniger aus, da er seine Krankheit immer als eine Schutzwehr gegen jede ernstliche Rüge ansah.

Wiederholt trug er auf Pensionirung an, wobei ihm edle Männer hülfreiche Hand boten. Welche Zwecke ihn leiteten, giebt er zu erkennen, da er sagt: "Wenn ich auf Pension antrage, so ist nicht meine Absicht mich blos todt füttern zu lassen: mein eigentlicher Zweck ist, daß ich Ruhe bekomme, um nachher, wenn ich meine Gesundheit erhalten habe, wieder thätig zu werden. Das Faullenzen war nie meine Sache; ich will lieber sterben, als nur essen. Um Unterhalt war ich nie verlegen, als ich noch die Wissenschaften pflegen konnte. Aus einem geschätzten Verbande herausgerissen, mußte ich erst eigenes Brod suchen, als ich bereits 45 Jahre alt war und leer ausgieng. Wenn ich in der Folge ein kleines Ersparniß zurücklegte, so mußte ich es gegen meinen Willen geschehen lassen, daß Unwürdige mich vollends zum Bettler machten und mir den letzten Nothpfenning stahlen, da ich nicht schreiben und denken konnte. Als ich noch thätig zu seyn vermochte, kam bessere Besoldung nicht in Berechnung: mir genügte ein

frugales Mahl. Da ich aber krank, lang und schwer krank bin, ist's anders; nun fühle ich erst, wie schwer er fällt, im Alter zu darben.»

Nach einem fünfjährigen meistens äußerst schweren Leiden, welches größtentheils von innern organischen Fehlern herrührte, setzte nach ärztlicher Angabe sich bei ihm als beschleunigende Ursache des Todes die Lungenschwindsucht an. Keller fühlte sein nahendes Ende deutlich. Allenthalben knüpfte er nun die Bande des Friedens und der Eintracht, um sein Andenken zu segnen. Noch kurz vor seinem Lebensende schrieb er: „Ueber Religion bin ich so ziemlich im Reinen; ich fürchte mir nicht zu sterben, weil mein Christenthum geläutert ist. Ueber Kirchthum bin ich nicht verlegen: ich habe weniger mit Formen, als mit der Sache zu thun. „Täglich deutete er auf ein über seinem Krankenlager aufgeheftetes Christusbild mit den Worten: „Bei diesem allein suche ich meinen Trost, und habe die Ueberzeugung ihn zu finden."

Da er die Auflösung nicht mehr ferne glaubte, rief er seinen Amtsgehülfen zu sich, dankte ihm mit nassem Auge für die erwiesene Liebe und Freundschaft, und bath denselben ihm die Heilsmittel der Religion zu reichen. Aeußerst rührend war der Anblick, als die gesammte Schuljugend, die er noch einmal sehen wollte, nach Empfang der heiligen Sakramente paarweise an sein Sterbelager trat, mit den herzlichen Worten die Mahnung erhielt: die Lehren des göttlichen Sohnes treu im Andenken zu bewahren, dann ihre Hand in die seinige legte, und von ihm beim Abschiede unter rinnenden Thränen noch einmal gesegnet wurde. Mit aller Ruhe harrte er der letzten Stunde entgegen, mit deren Annäherung er sich nicht getäuscht hatte. Obgleich ihm das Leben eine sehr theure Gabe war, verrieth er niemal Schüchternheit vor dem Tode. Voll Gelassenheit wiederholte er oft die Worte: „Sterben ist mein Gewinn; es geht zum Bessern." Als zu den schon vorwaltenden Uebeln noch Entzündung des Magens und der Eingeweide hinzu kam, erreichten seine Schmerzen den höchsten Grad. Tage und Nächte hindurch erscholl sein Jammerruf, selbst für den Gefühllosesten herzzerreißend. Das Innerste eines Jeden

mußte erschüttert werden, wenn er mit schweißbedeckter Stirne sich auf dem Lager wand, und den Anwohnenden mit aufgehobenen Händen entgegen rief: „O habet Erbarmen und Mitleiden mit mir!“ — Diese leidenvolle Lage begann den 24sten Oktober 1827, milderte sich aber gegen den 5ten November wieder einigermaßen. Am 22. traten seine vorigen Qualen neuerdings ein, nnd dauerten bis zum 4. Dezb. Am 6. verlor er die Sprache ganz. Da er indessen noch immer das volle Selbstbewußtseyn behielt, so verständigte er sich durch Zeichen und Gebärden. Seine Schwäche nahm zusehends überhand, bis am folgenden Tage alle Kräfte erschöpft waren. Im Verlaufe desselben genoß er einen mit vieler Unruhe unterbrochenen Schlummer. Als zuverläßige Vorbedeutung der herannahenden Auflösung begleitete ein dumpfes Röcheln jeden Athemzug. Abends 9 Uhr erlosch der Glanz des Auges und die Pulsschläge wurden regellos. Ohne Miene und Geberde im Geringsten zu ändern, entschlummerte er endlich am 7ten Dezember 1827 Nachts drei Viertel auf eilf Uhr nach einem vieljährigen und äußerst schmerzlichen Leiden.

So wandelte ein Redlicher durch's Leben. Der Anstoß, den er bereits allenthalben fand, und die Widersetzlichkeit, die sich ihm entgegenstämmte, war größtentheils Folge des Vorurtheils, womit man ihn empfieng. Mochte die Leidenschaft über ihn vielleicht die genauesten Beobachtungen angestellt haben, so machten sie doch irrige Schlüsse. Will man der Wahrheit nichts vergeben, so läßt sich nicht läugnen, daß Keller von einem sehr reizbaren Gemüthe belebt wurde; indessen dürfte dabei unstreitig ein bedeutender Theil auf Rechnung seiner Gegner geschrieben werden. Sie gaben Veranlassung, wenn er, wie Jean Paul sagt, unter der Taucherglocke einer heftigen Idee sich vor dem ganzen äußern Ocean beschirmte. Jeder wird mit seinem Süden oder Norden geboren; darum verdient Individualität als Wurzel alles Guten geehrt und geschont zu werden. Nur das Besondere und die warme Entschiedenheit begründet den menschlichen Charakter, giebt den Ausschlag in den Handlungen und den Impuls zu kräftigem Wirken. Wer wollte Gebrechen dieser Art mit denen in eine Paralelle setzen,

die der Mensch sich eigen macht, wenn man sie unter einem solchen Namen aufführen darf?

Keller gehörte unter jene Klasse von Menschen, bei denen ein plötzlicher Sturm entstehen, aber eben so augenblicklich wieder vergehen kann. Sein Herz nahm alle Eindrücke leicht auf. Die Thränen des Hülflosen lockten die seinigen hervor, wie das Lächeln des Fröhlichen sein Angesicht erheiterte. Sich in die Lage eines Andern zu denken, kostete ihn keine Mühe. Darum hielt ihn auch eigene Dürftigkeit niemal zurück, freigebig zu seyn. Junge Leute, vorzüglich Studirende, empfanden allenthalben seine Gastfreundschaft, weswegen sie ihn selbst von den entferntesten Universitäten aufsuchten. Nie fehlte es ihm an Witz und geeigneten Einfällen.

Mit Ausnahme der Rechtsgelehrsamkeit und Medizin, war Keller fast in jedem wissenschaftlichen Zweige eingeweiht. In philosophischer Hinsicht schloß er sich am engsten an die kantische Schule an; die Naturphilosophie, zu der sich gegenwärtig so Viele hinneigen, erregte nie sein Interesse. Allgemeine Geschichte sowohl, als Kirchengeschichte insbesondere, gehörte zu seinen Lieblingsfächern. Daß er sich mit Mathemathik, Alterthumskunde und den Naturwissenschaften befreundet hatte, leuchtet schon daraus hervor, daß ihm St. Blasien diese Lehrkanzeln einräumte. In Bezug auf Sprachkunde würde die Wahrheit Verletzung erleiden, wenn man ihn über das Gewöhnliche erheben wollte; die französische erlernte er erst in Aarau. Dogmatik kannte er aus bloßer Abneigung, weil er sich nicht gerne in Polemik, Grübeleien und Distinktionen einlassen wollte. Welche Gewandtheit ihm hingegen im Gebiete der Moral zukam, beweisen seine zur Publizität gekommenen Schriften.

So sehr Keller Munterkeit und Frohsinn liebte, durfte doch eine gewisse Schranke nie überschritten werden; ein sittlicher Wandel behauptete bei ihm die obersten und heiligsten Rechte. Sich selber zu vergessen, oder sein Ansehen auch nur im Scherze zu vergeben, gestattete sein gesetzter männlicher Sinn in keinem Falle. Eben so wenig wußte er steife Höflichkeit und erzwungenen Anstand zu ertragen. Allenthalben trat er im kunstlosen Gewande der Geradheit und Redlichkeit auf, bot uneigennützig

seinen Arm wo er konnte, um ohne Rücksicht der guten Sache Vorschub zu geben.

So vielseitigen Verkehr und Umgang Keller hatte, so zählte er doch nur wenige edle Freunde. Ihm wurde das saure Loos, die Zeit der Wonne mit Manchem zu theilen, der ihn später den Leidensbecher allein trinken ließ. Bis zum letzten Lebenshauche schlug sein Herz mit aller Wärme für den Höchstverdienten und Würdigen Freiherrn Ignaz Heinrich von Wessenberg und die oben erwähnte ausgezeichnet edle Familie Huber aus Lichtstal. Unstreitig läßt sich ein großer Theil der erlittenen Verfolgungen von seiner unbefangenen Offenheit herleiten. Ohne genau zu untersuchen, rechnete er oft auf Freunde im bessern Wortsinn, schloß ihnen das Herz auf und überzeugte sich erst mit der Folge, daß er getäuscht und das Anvertraute zu seinem Nachtheile mißbraucht wurde. Nie hatte man Ursache, Aehnliches von ihm zu besorgen. Einer seiner Freunde lieferte in kurzen Worten für ihn ein ehrenvolles Zeugniß: „An der Treue seines Herzens durfte ich im geringsten nie zweifeln; er war kein wankend Rohr."

Schaftesbury bezeichnet in wenigen Umrissen, was von Kellers Verdiensten gesagt werden kann: „Nur wer nichts versäumt, hat alles geleistet." Und wirklich galt ihm als heiliger Wahlspruch: Ich will im Weltmeere wie ein Lebendiger durch Schwimmen aufsteigen, aber nicht wie ein Ertrunkener durch Verwesen. Das Epithaphium über der Asche des Verewigten dürfte deshalb nicht unrecht angebracht seyn:

„Durch Nacht zum Licht!"
Rief dir die Wahrheit zu,
Und treu gehorchtest du.

Seine Stätte errinnert an Friedrich Richters Frage: Wenn die Ruinen eines Tempels wehmüthig begeistern, warum sollen es nicht noch mehr die Ruinen einer großen Seele? —

Ueber Moral.

1. Absicht.

Der Mensch, als vernünftiges Wesen, soll nie ohne einen vernünftigen Bestimmungsgrund handeln, nie etwas ohne eine gute Absicht unternehmen, wenn er die Würde seiner Natur behaupten will. Eine schlimme Absicht verdirbt die schönste That vor Gott. Die Selbstachtung geht unter, wo die böse Absicht einer an sich tadellosen Unternehmung das Gepräge der Schlechtigkeit aufdrückt. Aller Anspruch auf die Achtung Anderer ist dahin, wenn es offenbar wird, daß man krumme Wege betreten habe.

Oft ist es zum Gelingen eines Unternehmens gut, seine Absicht geheim zu halten, damit von schlechten Menschen der Weg ans ersehnte Ziel nicht verlegt werde. Mit offenen Karten spielen ist unklug, und bringt kein Glück. Es ist keine Seltenheit, daß Betrüger des Redlichen Arglosigkeit zu seinem Verderben wenden.

Nur hüte man sich vor zu ängstlichem Geheimthun! — Nichts verräth mehr den kleinen Geist, als die kleinen ins Ohr geflüsterten Geheimnisse, die Gespräche in einer Fensterbrüstung, das Wichtigthun über Kleinigkeiten, winzige List — und Heimlichkeitskrämereien. Mit Geheimthun über Dinge, die wenig oder nichts zu bedeuten haben, mit Verdeckung seiner Absichten bei Alltagsverrichtungen macht man sich nur lächerlich.

Die Menschen, so geheim sie thun mögen, verrathen ihre Absichten nie leichter und stärker, als wenn sie dieselben ver-

fehlen. Man muß schon große Gewalt über sich erlangt haben, um nicht durch sichtbare Grämlichkeit die verfehlte Absicht bei einer vollbrachten Unternehmung gleichsam zur Schau zu tragen.

2. Absprechen.

Man muß eine Sache sehr genau kennen, wenn man über ihren Werth oder Unwerth sicher absprechen will. Das gilt besonders bei Würdigung des Menschen, weil man ihm nicht ins Herz sehen kann. Was dem Menschen Werth und Würde giebt, fällt nicht in die Augen; es liegt in der Tiefe des Gemüthes, wohin allein Gott sieht. Man wird leicht ungerecht gegen Andere, wenn man sie nach der trüglichen Aussenseite, oder nach einzelnen Fehlern beurtheilt, welche gewöhnlich mehr auf Schwachheit als auf vorsätzliche Bosheit hinweisen. Um einem Menschen den Stab zu brechen, dazu gehört mehr, als man sich meistens einbildet.

Vorzüglich ist es gewagt, über ganze Korporationen und Sektionen unbedenklich abzusprechen; da ein jüdisches Synedrium einen Joseph und die Pharisäer einen Nikodemus hatten. Mit welchem Namen soll man erst das unbesonnene Absprechen über Völker und Nazionen bezeichnen? — Man verräth allemal großen Unverstand, wenn man einem Menschen seine Abkunft von diesem oder jenem Volke zum Vorwurfe macht, weil keines in der Wurzel verdorben ist, und sich überall, in jedem Lande, gute Menschen finden.

3. Abwechselung.

Das ewige Einerlei ermüdet; dagegen ist Abwechselung die Würze des Erdenlebens. Bei anhaltender Einförmigkeit der Geschäfte würde unfehlbar der regste Geist erschlaffen. Den Beweis liefern die geistlosen Menschengestalten in so manchen Fabriken, die an einförmige Geschäftigkeit gewöhnt, unwiederbringlich für jeden Beruf verloren sind, in welchem einige Anstrengung der Denkkraft unentbehrliches Bedürfniß ist.

Absichtlich gab die Natur dem Menschen das Gefühl von Langerweile, Dumpfheit, Eckel, Ermüdung und Schmerz,

als Symptome bedürfender Abwechselung, um für Erhaltung seiner Organisation und seiner Geistesthätigkeit zu wachen.

Wo die Geschäfte gehörig abwechseln und in einander greifen, wo Verstand diesen Wechsel ordnet, und auf jedes Geschäft so viel Zeit und Fleiß verwendet wird, als verwendet werden soll, damit gelinge, was man vor hat: da ist der Unlust, dem Eckel und Ueberdruß wohlthätig vorgebaut, die bei einförmiger Arbeit so leicht den Menschen beschleichen. Reges Leben kömmt allein durch klug berechnete Abwechselung in den Geschäftsgang. Nur regellose Abwechselung kann Nachtheil bringen. Der Mensch wird nie Großes vollbringen, der unstät und mit leichtem Sinn zwischen den angewiesenen Geschäften hin und her flattert, und so gleichsam mit der Arbeit tändelt.

4. Achtung.

Jeder nützliche Bürger im Vaterlande hat Anspruch auf Achtung. Es ist kein Handwerk, kein Gewerb so niedrig, kein Stand so gering, so bei Berufstreue nicht ehrenvoll wäre. Man nehme den niedrigsten der Stände aus dem bürgerlichen Leben hinweg, und man wird unfehlbar die Lücke fühlen. Das Höchste wird vom Niedrigsten getragen. Ohne innere Würde ist der Höchste verachtungswerth.

Das Amt allein, so hoch es seyn mag, begründet keinen Anspruch auf Achtung; das Vertrauen mag nur innere Rechtschaffenheit. Wir können einem Menschen unsere Achtung nicht versagen, sobald wir sehen, das Amt bedürfe seiner, nicht er des Amtes. Der Mensch ist wenig werth, wenn er seine Ehre dem Amte verdanken muß, oder wenn er durch einen schlechten Nachfolger gewinnt. Der Vornehme begiebt sich alles Rechtes auf innere Achtung, wenn er nichts weiter als vornehm ist. Der Geringere mag wohl sich neigen, wenn er an ihm vorüber geht, im Herzen aber wird er ihn verachten. Zwischen Würde und Werth liegt oft eine große Kluft. Würde ist nicht allen erreichbar; dagegen ist Werth ein Gemeingut, das der mühselige Taglöhner erstreben kann. Ehrenwerth kann der Geringste werden, wie der Höchste verächtlich werden kann.

5. Aeußerliches.

Nicht, was am Menschen in die Augen fällt, bestimmt seinen wahren Werth; dieser stammt aus der Tiefe seines Gemüthes. Jeder gilt vor Gott und vernünftigen Menschen, was sein Herz werth ist. Das Aeußerliche verdient höchstens Würdigung, in so ferne sich Geist und Herz darin spiegeln. Die schönste Aussenseite, wenn ihr das Innere des Menschen nicht entspricht, ist lügende Lebensfarbe auf den Wangen einer Leiche.

Wer daher allen Werth auf sein Aeußerliches setzt, bekennt damit, daß er den höhern innern Werth freiwillig versäumt, oder schon verloren habe. Blendender Aussenschein ist kein Ersatz für mangelnde Tugend. Weiße Handschuhe decken oft schwarze Hände. Niemand ehrt und liebt das Weib, weil es Schmuck trägt; sondern der Schmuck gefällt erst, wenn ihn Anmuth und Tugend des Weibes adeln.

Sey das Betragen eines Menschen in allen seinen sichtbaren Formen noch so abgerundet und fein: er spielt so lange eine erkünstelte Rolle, als dem gleisenden Schein die Gesinnung widerspricht. Es bedarf mehr, als eines schönen Gepräges, damit eine Münze innern Gehalt habe.

6. Affecte.

Mit unsern Bedürfnissen mehren sich Berührungspunkte, Interessen, Neigungen. Dagegen werden in uns dadurch viele Anlagen und Kräfte aufgeregt und entwickelt. Bei wenigen Bedürfnissen erschlafft die Thätigkeit. In trauriger Einförmigkeit, ohne Sorge, aber auch ohne feinere Genüsse, ohne grobe Laster, aber auch ohne höhere Tugend, fließt, wo wenige Bedürfnisse sind, unser Leben dahin.

Vermehrung der Neigungen thut also unserer Glückseligkeit nicht nur keinen Abtrag, sondern erhöht noch dieselbe durch Befriedigung, welche der Vernunft gemäß ist. Neigungen sind rasche Pferde, welche dazu da sind, uns vorwärts zu bringen; aber die Vernunft muß die Zügel halten, und sie lenken. Je größer das Gespann ist, desto leichter und schneller geht's vorwärts ans hohe Ziel unserer Beseligung.

Wie die Hand, welche wir täglich am meisten gebrauchen, die stärkste wird, so die Neigungen, welche wir am meisten befriedigen; sie erstarken durch Nachgiebigkeit, daß es der Vernunft schwer oder gar nicht mehr möglich wird, sie zu bezwingen. So erstarkte Neigungen und Begierden, mit denen die Vernunft einen harten Kampf zu bestehen hat, wenn sie den Sieg davon tragen soll, heißen Leidenschaften. Starke Leidenschaft ergreift immer leichtgläubig jedes Mittel, daß sie zum Genusse des ersehnten Gutes zu führen verspricht.

Affekt und Leidenschaft sind nicht einerlei. Affekt ist Ueberraschung durch Empfindung, welche Ueberlegung, Fassung des Gemüths, nicht aufkommen läßt. Der Affekt wirkt wie ein Wasser, das den Damm durchbricht; die Leidenschaft, wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt. Der Affekt wirkt auf die Gesundheit wie ein Schlagfluß, die Leidenschaft, wie eine Schwindsucht oder Abzehrung. Im Zustande des Affektes ist weder Ueberlegung noch Wahl möglich; die Vernunft wird von ihm unwiderstehlich fortgerissen. Im Zustande der Leidenschaft kann wenigstens die Vernunft noch ihre Rechte behaupten und siegen. Wohl Jedem, der so bedächtlich als fest das Steuerruder hält, wenn der Lüfte wilde See seinen leichten Kahn bedroht! Wohl vorzüglich dem, der frühzeitig lernt seine Empfindungen zu zügeln, um gegen der Affecte Allgewalt sich zu verwahren!

7. Almosen.

Almosen sind milde Gaben Dürftigen gespendet. Zum Almosengeben findet sich jeder gute Mensch vom eigenen Herzen angetrieben, und fühlt sich selig im Wohlthun. Er denkt:

Wenn Arme an den Dornenstäben
Gekrümmt vor meiner Hütte beben:
Da klopft mir zwar die Brust;
Doch wenn ich eine kleine Gabe
Bei eigner Armuth übrig habe:
So fühl' ich Engelluft.

Schubart.

Auf Almosen hat nur der wahrhaft Dürftige Anspruch. Reiche daher kein Almosen dem, der es nicht verdient! Ob du dein Gut in einen grundlosen Strom wirfst, oder in die Hand eines Faulen legst, beides ist gleich. Wo Almosen, aus unverständiger Barmherzigkeit, am freigebigsten gespendet werden: da hört die Armuth nicht auf, sondern die Bettelei wächst. Verschaffe Armen Mittel, sich durch Arbeit zu nähren! das ist Almosen, welches Gott gefällt.

Almosen ohne Arbeit sind Besoldungen des Müssiggangs. Der geborne Bettler hat vom Werth und rechten Gebrauch zeitlichen Guts eben so wenig richtige Vorstellungen, als der geborne Reiche, der im Ueberfluß erzogen wird. Beide sorgen um keinen künftigen Morgen; denn sie wissen schon vorher, wo wieder nehmen? Beide verschwenden nach ihrer Art; denn sie wissen, es werde nicht fehlen. Der Reiche verläßt sich auf sein Geld, der Bettler auf fremde Gutwilligkeit.

Almosen ohne Arbeit gefährden das öffentliche Wohl. Die Habelosen, der Unterstützung sicher, vermehren sich darauf hin durch erlaubte oder unerlaubte Heurathen. Ihre Ausrottung wird schwerer, je mehr ihre Zahl zunimmt; und das inwohnende Gefühl der Kraft giebt ihnen endlich gar Muth, mit List oder Gewalt das an sich zu bringen, was ihnen Barmherzigkeit reichlicher zu geben sich weigert. Almosen an müßige Bettler, an Leute, die ein träges, herumziehendes Bettlerleben nützlicher Geschäftigkeit vorziehen, sind Aussaaten, von welchen Diebsrotten und Räuberbanden erwachsen.

Hüte dich, den Tiger zu füttern, wenn du nicht in Gefahr kommen willst, von ihm zerrissen zu werden. Einzig darum wimmelts fast überall von lästigen Gassenbettlern, verdächtigen Landstreichern und Spitzbuben, weil übelverstandenes Mitleiden ihrer Liederlichkeit Vorschub giebt. Man weise sie beharrlich ohne Almosen ab; und sie werden nothgedrungen zur Arbeit wiederkehren, und in einem ehrlichen Berufe sich selbst erwerben, was sie nicht ferner erbetteln können. Der Gewinn für wahre Arme wird dann bald sichtbar werden.

8. Andacht.

Das Wort erklärt sich selbst. Andacht ist das Daranden-ken an das Heilige, womit man sich befaßt; sie ist Entfesse-lung des Geistes von aller Zerstreuung, ist Erhebung zum Gött-lichen; sie ist jene feierliche Stimmung des Gemüths, in wel-cher die Sinnlichkeit schweigt. Andacht muß von innen her-aus wirken, und läßt sich nicht erkünsteln, nicht befehlen, nicht erzwingen; sie ist freier Herzenserguß vor Gott.

Bei der Andacht müssen Geist und Herz im Einklange seyn; Gedankenlosigkeit ist ihr Tod, und das Herz ohne Liebe ihr Grab. Der Geist muß dem Betenden Gott vergegenwär-tigen, und das Herz ihn zu Gott hinziehen.

Zur Andacht gehört also mehr, als heilige Worte im Munde führen und über das Verderbniß der Welt zu jammern. Niemand hat vielleicht so viel irdische Wünsche auf dem Her-zen, und ist leichter zu überwinden, als eine Andächtlerin, wenn sie über die Schwachheiten Anderer seufzet. Geheuchelte Andacht ist keine wirkliche, so wenig ein gemahltes Feuer wah-res Feuer ist.

So Jemand mit halbverklärtem Gesicht weinerlich über die böse Welt klagt, und dabei das Weiße im Auge zeigt, wie Ungarische Husaren, wenn sie einhauen: darf man fast wet-ten, daß er auf einen Schurkenstreich oder auf die feinste Art ihn auszuführen sinne. Wer es mit Gott und der Tugend redlich meint, hat mehr mit sich, als mit Andern zu thun, und fühlt sich glücklich in häuslicher Zurückgezogenheit, wo er ungestört seiner Pflicht leben kann.

9. Anfang.

Die größten Uebel haben oft einen kleinen Anfang. Wir dürfen uns also nie leichtsinnig über angebliche Kleinigkeiten wegsetzen. Man beginnt mit kleinen Fehlern, und endet mit groben Verbrechen. Die unbedeutendste Abweichung vom schma-len Pfade der Pflicht kann der Grund zu unserm Verderben legen; das kleinste Unrecht, das dem Menschen widerfährt, ihn zu einem mißtrauischen oder rachsüchtigen Menschen machen, und eigenmächtige Behandlung oder unverständiges Toben und

Schelten das Emporstreben seines Geistes, die freie Entwickelung seiner Fähigkeiten auf immer hintertreiben.

Es ist eine sehr unbesonnene Rede, so Jemand sagt: ach, das ist eine Kleinigkeit; es hat nichts auf sich, wenn ich mir's schon erlaube; man kann nicht alles so genau nehmen; Menschen sind keine Engel. Wer eine solche Sprache führt, der wird sich allmählig immer mehr erlauben, und endlich kaltblütig und ohne Bedenken die größten Laster verüben. Die berüchtigtsten Mörder, Räuber, Diebe haben vom Kleinen angefangen. Daß dieses auf dem Lasterwege der gewöhnliche Gang sey, wird wohl jeder Verbrecher eingestehen, der noch wirklich entweder am Schellenkarren zieht, oder in der schwarzen Nacht des Kerkers sein Strafurtheil abwartet. Freilich denkt da Jeder: so weit soll es bei mir nicht kommen. — Wer einmal an einer steilen Höhe abwärts zu laufen anfängt, und nach und nach in schnellern Lauf kommt, wird bald außer Stande seyn, sich ein festes Ziel zu setzen, weil ihn das eigene Gewicht fortzieht. Jeder kleine Fehler ist an jener steilen Höhe ein Schritt abwärts.

Mit dem Guten ist es nicht anders. Man muß mit kleinen Tugenden anfangen, wenn man zur großen Heiligkeit vorrücken will. Das Kleinste wird oft Werkzeug in der Hand der Vorsehung zur Erreichung der erhabensten Absichten. Die steile Tugendhöhe läßt sich nicht plötzlich erklimmen; man muß sich von Unten stufenweise erheben, und bei vorkommenden Beschwerden den Muth nicht sinken lassen.

So ist's überhaupt mit Allem in der Welt. Das Größte beruht auf einem kleinen Anfang; der erste Saame des Lasters, wie der Tugend ist gewöhnlich klein. Es ist und bleibt also stets gefährlich, das Kleine geringfügig zu behandeln, mag es aufs Böse oder Gute Bezug haben.

Sogar in Dingen, welche ausser dem Gebiete der Sittlichkeit liegen, muß man vom Kleinen anfangen, wenn man empor kommen will. Ueberall beginnt man mit dem, was leichter ist. Der Soldat muß zuerst in kleinern Scharmützeln zeigen, wie mannhaft er sich in größern Schlachten benehmen

werde. Wer ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft mit Erfolg treiben will, muß von den leichtern Anfangsgründen ausgehen.

10. Anlagen, geistige.

Jeder Mensch tritt mit mancherlei Anlagen ins Leben ein, daß er sie entwickle, ausbilde, und dazu verwende, wozu sie ihm von Gott gegeben sind. Die schönsten Anlagen, wenn sie im Menschen fortschlummern, sind, was ein reicher Schatz, der tief unter der Erde begraben bleibt.

Jede Entwicklung unsrer innern Anlagen hängt mehr oder weniger vom Schicksal ab, das uns da oder dorthin pflanzt, und nach Zeit und Jahren die Bildungsmittel um uns legt. Der Mensch ist gleichsam eine künstliche Maschine, zwar mit einer Fülle von Leben begabt; aber die Maschine treibt sich nicht selbst, und auch der fähigste Mensch muß lernen, wie er sie treibe. Die Vernunft ist ein Aggregat von Bemerkungen und Uebungen unserer Seele, eine Summe der Erziehung unsers Geschlechts, welche, nach gegebenen fremden Vorbildern, der Erzogene zuletzt an sich vollendet. Wir werden eigentlich nur durch eine lebenslange Uebung zur Menschheit gebildet.

Ohne Erziehung und Unterricht, und was sonst noch seine Anlagen ins Leben rufen mag, bleibt der Mensch ein Thier. Besserer Bildung liegen nicht immer größere Anlagen zu Grunde. Wo alle Bildungsmittel fehlen, was in niedern Ständen so oft der Fall ist, muß der kräftigste Geist verknorpeln. Dadurch wird erklärbar, wie es komme, daß so Mancher, in welchem eine Fülle von Kraft wohnt, an der Leiter zur Menschenbildung die untersten Sprossen einnimmt, während sich Andere mit sehr mittelmäßigen Anlagen darauf weit über ihn erheben.

11. Angesicht.

Die Phisiognomik ist so gar grundlos nicht, wie Manche sich und Andere bereden wollen. Die Gesichtszüge wechseln

mit den Leidenschaften. Man kann mit Wahrheit sagen: das Angesicht sey der Abdrnck der Seele, das Wappenschild, am Vordertheile des Hauses fest gemacht, damit man wisse, wer hier wohne; aber nicht Alle verstehen sich auf diese Wappenkunde. Wohl mag Mancher in der Verstellungskunst große Gewandtheit besitzen, und seinen Leidenschaften gebieten können, daß sie sich weniger auf dem Angesicht zur öffentlichen Schau stellen; aber ihre Anwandlungen sind denn doch bisweilen zu stark, um nicht aus der Rolle zu fallen. Wer einen richtigen, geübten Blick hat, und seinen Mann fest ins Auge faßt, läßt sich so leicht nicht täuschen. Die Natur ist in ihren Merkmalen zu kennbar, um sie mit dem, was erkünstelt ist, zu verwechseln, wenn man nicht mit gar zu leichtem Blicke darüber weggleitet. Die natürliche Lebensfarbe läßt sich nicht so überkleistern, daß nicht da und dort etwas von ihr merklich durchschimmere. Jede Leidenschaft prägt sich auf eigene Art aus, und kein Gepräge läßt sich ganz verwischen. Die Symptome des Zorns, des Neides, der Lüsternheit ꝛc. sind nicht die gleichen.

12. Anmaßung.

Anmaßung ist ein Erbübel des Menschen; er tritt so gerne über die Grenzen des Wirkungskreises, der von der Vorsehung ihm angewiesen ist. Wir stehen auf der ersten Stufe über dem Thier, genießen die Vernunft im ersten Keime — und wir wollen über das Unendliche entscheiden! Keiner steht so tief, der sich's nicht erlaubte, über das Höhere zu richten. Der gemeinste Bürger hält sich berechtiget, einzugreifen in die Räder der Staatsmaschine, um sie in ihrem Laufe zu drängen; der geringste Handwerker glaubt sich berufen seiner Obrigkeit das Pensum zu corrigiren; der Kaufmann meint, es gebühre ihm von Geldes wegen, über öffentliche Angelegenheiten ein entscheidendes Wort zu sprechen; sogar der roheste Bauer maßt sich's an, wenigstens das Schulwesen seiner Gemeinde zu ordnen, und ob er gleich weder schreiben noch lesen kann, dem Ortslehrer Weisung zu geben, wie er die Jugend unterrichten soll.

Mit hohen Aemtern steigt die Anmaßung, und oft kennt sie in der Nähe des Thrones keine Schranken mehr. Von jeher war es nicht selten das Unglück der Großen, und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, daß sie aus Stolz und Eigennutz die öffentliche Meinung der Völker und die Urtheile der Weisern so wenig achteten, daß sie die tiefer stehende Menge wegwarfen, in welcher doch Tausende leben, von denen sie an Kenntniß und Einsicht und Gemüthskraft übertroffen werden; daß sie, unbekümmert um fortschreitende Volksbildung, muthwillig sich darüber selbst täuschen, mehr auf ihre persönliche Rechte, als auf die allgemeinen Bedürfnisse achten, und eigensinnig ans morsche Alte sich festklammern: so deutlich alle Zeichen der Zeit darauf hindeuten, daß das Schwimmen gegen den Strom mit dem Untersinken enden werde.

13. Anmuth.

Anmuth ist Einklang des gebildeten Geistes und Herzens; ihre Wurzel ist bescheidene Tugend. Anmuth ist köstlicher, denn Schönheit. Schönheit verblüht, Anmuth schmückt noch das Greisenalter. Schönheit gewinnt schnelles Gefallen, Anmuth allein hält fest. Wie Schönheit der sinnliche, so ist Anmuth der geistige Liebreiz, welcher die Körperhülle sanft durchstrahlt. Schönheit ist gegen Anmuth, was ein Blumenkranz gegen eine Krone mit Tugendperlen besetzt. Wie bald verwelkt ein Blumenkranz! Wie hinfällig ist der Reiz, den nicht die Tugend verleiht! — Anmuth ist Seelenschmuck, dessen Glanz keine Jahre verdunkeln. Jeden andern Schmuck muß der Mensch an die Erde zurück geben; was die Seele schmückt, geht mit ihr hinüber ins Land der Verklärten, um auch dort ihr Schmuck zu bleiben.

14. Ansinnen.

Alles Ansinnen, mag es auf Gutes oder Böses gehen, setzt Empfänglichkeit voraus. Es ist nicht nur ein unbescheidenes, sondern auch ein vergebliches Ansinnen, daß Jemand eine gute That vollbringe, wozu ihm die nöthige Kraft fehlt. Der vernünftige Mensch überspannt seine Forderungen an An-

dere nie, sondern überlegt immer zuerst, ob sie auch im Stande seyen, denselben genügend zu entsprechen.

Um dem Ansinnen zum Guten Folge zu geben, thut das Beispiel herrliche Dienste, das man dem Ansinnen zum Geleite giebt. Man thut immer lieber, was man den thun sieht, der ein Ansinnen an uns macht.

Schlechtes kann nur ein schlechter Mensch Andern ansinnen, und wer es wagt, dem hat sicher ein Anderer durch sein Betragen selbst dazu Muth gemacht.

15. Anstand.

Anstand ist Uebereinstimmung unsers ganzen Benehmens in Reden, Geberden und Handlungen mit gewissen Regeln des Schicklichen. Nicht Alles ziemt sich ohne Ausnahme für Einen, was für den Andern. In der Art des Benehmens verdienen Alter, Geschlecht, Stand und andere Lebensverhältnisse kluge Berücksichtigung. Dem Weibe ziemt holde Schaam, Sittsamkeit, Nachgiebigkeit; dem Manne Kraft, fester Sinn, Redlichkeit; dem Alter Würde und Ernst; der Jugend froher Sinn und gefällige Lenksamkeit. Manches ziemt dem Beamten und weltlichen Geschäftsmanne, was sich der Geistliche versagen muß; Manches läßt am Reichen gut, was die Welt am Armen mißbilliget. Nicht Alles ziemt sich an allen Orten und zu allen Zeiten. In der Kirche und am Feiertage ist nicht zulässig, was auf der Wirthsstube und am öffentlichen Ergötzungstage, und umgekehrt. Auch ist entweder durch Convention oder lange Beobachtung Manches zur herrschenden Sitte erwachsen, wovon der Einzelne nicht abgehen darf, wenn er nicht als Sonderling erscheinen will.

16. Anstößigkeit.

Anstößig ist, was im unverdorbenen Herzen eine widerliche Empfindung weckt. Nichts ist für den denkenden und zartfühlenden Menschen anstößiger, als der Anblick des Gemäldes der Religion mit Aberglauben beschmiert, der Gerechtigkeit mit Blutgier überschüttet, und der Liebe mit Geilheit befleckt.

Anstößig ist überhaupt Alles, was den Menschen mit seinen edlern Gefühlen in Widerspruch setzt.

Wer Sinn für das Wahre und Gute hat, vermeidet gewissenhaft alles, was anstößig ist. Gott durch Tugend zu gefallen, ist sein höchstes, sein einziges Strebeziel, wovon nichts in der Welt ihn abzulenken im Stande ist. Die stärksten Versuchungen prellen an seinem Gott ergebenen Herzen ab, und er widersteht ansteckenden Beispielen mit einer Kraft, daß ihm selbst der Wüstling, der seiner Tugend nachstellt, im Herzen Achtung zollen muß.

17. Arbeit.

Arbeit ist Anwendung der Kräfte zu einem löblichen und nützlichen Zwecke. Kein Fluch, ein Segen ist die Arbeit dem Menschen, auch im Schweiße des Angesichts. Ohne Arbeit ist keine Gesundheit weder der Seele noch des Leibes möglich. Die Natur will, daß der Mensch die Mittel zur Erhaltung und Verschönerung seines Daseyns als Früchte einer mäßigen Arbeit aus ihrem Schooße ziehen soll. Nichts unterhält so gut die Sinne mit der Pflicht im Frieden, als Fleiß und Ermüdung durch Arbeit, und nie fühlt man die Seele freier, alle Kräfte reger, das Leben vielseitiger und offener, als am Tage nach dem Abschlusse einer langen Arbeit.

Unsern viel organischen Körper mit allen seinen Sinnen und Gliedern empfiengen wir zum Gebrauch, zur Uebung. Ohne diese stocken unsere Lebenssäfte; unsere Organe werden matt; der Körper, ein lebendiger Leichnam, stirbt lange vorher, eh' er stirbt; es tritt eine langsame Verwesung ein. Wollte die Natur uns also die erste unentbehrliche Grundlage der Glückseligkeit, Gesundheit, gewähren: so mußte sie uns Uebung, Mühe und Arbeit zur Pflicht machen, und dadurch uns das Wohlseyn gleichsam aufdringen. Daher verkaufen, wie die alten Griechen sagten, die Götter den Sterblichen Alles um Arbeit. Nur in denen Ständen siecht der Mensch, wo Müssiggang und üppige Lebensweise den Körper zur blassen Leiche umbildet.

Der Mensch ist von Gott zum thätigen Leben bestimmt; dazu hat er ihm Fähigkeiten und Kräfte und Antriebe gegeben; darum ihn so vielen Bedürfnissen unterworfen; darum alle von einander abhängig gemacht. Ein müssiges Leben ist des Menschen Schande und Verderben. Ohne angemessene Thätigkeit ist der Mensch eine Nulle in der großen Kette der Dinge, und an ihm ist der eigentliche Zweck der Schöpfung verloren. Der Mensch, der nichts Gutes thut, der thut Böses; daher das bekannte Sprüchwort: Müssiggang der Laster Anfang. Das erste wahre Geschenk also, das Eltern ihren Kindern machen können, sie mögen arm oder reich, gering oder vornehm seyn, ist Gewöhnung zur Arbeit. Er will nicht arbeiten, sagt man im gemeinen Leben von einem Menschen, den man das ganze Gewicht seiner Verachtung will fühlen lassen.

Jedem ist die Arbeit angewiesen, in der Hütte, wie auf dem Throne. Zum Müssiggehen ist gar Niemand auf der Welt. Träge Thiere sind wenigstens zur Mast gut; mit faulen Menschen ist's anders: sie sind eine wahre Last für die Gesellschaft, bei der sie ans Futter gestellt sind, weil sie nur verzehren, nichts erwerben.

Arbeit ist die beste Würze der Mahlzeit; dem Arbeitsamen schmeckt ein schwarzes Stück Brod, eine Wassersuppe und eine Tracht Erdäpfel besser, und ist ihm gedeihlicher, als dem faulen Schwelger fremde köstliche Weine und Gansleberpasteten. Arbeit und Mäßigkeit sind unsere besten Aerzte. Nach vollbrachtem Tagewerk erquickt des Nachts uns ein ruhiger Schlaf, und stärkt unsere müden Glieder auf den kommenden Tag zur neuen Arbeit. Es ist ein Erfahrungssatz: Wer arbeitsam und mäßig ist, klagt selten über Magendrücken, über Schwindel, Kopfschmerzen, Bauchgrimmen. Der Arzt ist für ihn ein Mann, für den er in seinem Ausgabenbuche höchst selten etwas einschreibt.

Wer unter dem Vorwande, er sey reich genug, und zeitlebens gegen Nahrungssorgen gedeckt, in dumpfer Unthätigkeit dahin brütet, bedenkt wohl nicht, daß, je höher der Mensch steht, desto mehr sich sein Wirkungskreis erweitere. Es ist durchaus kein Privilegium für Müssigang gedenkbar. Der

erfinderische Geist des Menschen suchte sogar den Segen der Arbeit durch Arbeitsmaschinen zu erhöhen, die in kurzer Zeit an Zahl ungemein zugenommen haben. Dagegen wäre wohl wenig einzuwenden, wenn die Menschenzahl in dem Maße abnähme, wie die Arbeitsmaschinen sich vervielfältigen; da die Maschinen sich aber eben so schnell vermehren, wie die Menschen, so dürfte zu besorgen seyn, daß wir noch einmal aus lauter Kunstfleiß Hunger sterben. Man sollte nicht die Ordnung der Dinge verkehren, und Maschinen in Bewegung setzen, damit Menschenhände außer Thätigkeit kommen, und der Mehrheit der Erwerb erschwert werde. —

18. Argwohn.

Argwohn ist das Grab der Liebe und Freundschaft, der Vertraulichkeit und brüderlichen Zuneigung. Wo man gern von einander Arges wähnt, jedes Wort belauscht, jede Handlung mißdeutet: da können sich Menschen nicht traulich als Brüder begegnen, nicht unbefangen den Freuden des geselligen Umgangs sich überlassen; da ist kränkender Verdacht stets im Hinterhalt; da gedeiht kein Familienglück; da herrscht zurückstoßender Zwang, und Keiner traut dem Andern.

Durch Argwohn geht die eigene Ruhe unter. Der Argwöhnische ist gegen Niemand zutraulich; er sieht in Jedem einen Feind, der ihm auflauert; er glaubt sich nirgends sicher, kann nie herzlich froh seyn, nie sorglos unter Menschen wandeln; er muß immer fürchten, mißverstanden, verleumdet, verrathen zu werden; er sieht überall Gespenster, die ihm ungesehen auf der Ferse nachschleichen, um bei sich ergebender Gelegenheit ihn, wo er es am wenigsten vermuthet, in des Verderbens Abgrund zu werfen; unter dem geebnetsten Lebenswege wähnt er eine verborgene Grube, von Böswilligen zu seinem Untergang angelegt; jedes von Andern stillgesprochene Wort ist ihm eine feindselige Abrede gegen sein Glück.

Wer also Lebensruhe liebt, und nicht ohne Noth sich selbst plagen will, der halte sich streng an Opitzens Regel:

Meid Argwohn, willst du nicht in Angst und Kummer schweben;
Denn Furcht und Argwohn sind ein steter Tod im Leben.

19. Armuth.

Armuth ist Mangel an den nöthigen Bedürfnissen des Lebens, die man sich nicht selbst zu erwerben vermag. Der bettelnde Müssiggänger ist nicht wahrhaft arm, weil er den nöthigen Lebensbedarf durch Arbeit erwerben könnte.

Arm ist auch, wer sein Glück nicht kennt, oder nicht Muths genug hat, davon Gebrauch zu machen. So arm ist der Blinde, der in einem Pallaste wohnt, welchen er nicht sieht, und der Geizhals, der Zinsen auf Zinsen legt, und neben Ueberfluß darbt. Ist der Todte reich in seinem Grabe von Gold?

Hier ist die Rede nur von Armuth als Mangel an Erdengütern, ohne welche das Leben nicht erhalten werden kann, oder doch kümmerlich dahin fließt. Ob Armuth, in diesem Sinne genommen, ein Uebel sey? — darauf mag der Zufriedene antworten, der bei Wasser und Brod in schlechten Kleidern heiter ist, während ein Anderer bei Tonnen Goldes weint. Der Arme ist nur dann wahrhaft unglücklich, wenn ihm mit dem Erdengut auch die Hoffnung und ein freundlicher Trost fehlen; und daran kann's dem nie fehlen, der vom Geiste des Christenthums durchdrungen ist. Auf der finstern Lebensbahn ist Religion sein Leitstern; aus ihr trieft Balsam für jede Herzenswunde. Armuth, wenn sie unverschuldet ist, wird ihm nur drückend durch die Empfindung der Ohnmacht, Andern nicht beistehen zu können. Ein reiches Gemüth ist über allen Nothdrang erhaben.

Gegen Armuth ist nur Eines kräftig, schreibt Bonstetten, — die Arbeit. Verlassene Kinder zur Arbeit erziehen, ist also das beste Almosen, weil dadurch die Quelle der Armuth verstopft wird. Mit milden Gaben ist nur solchen Armen gedient, welche mit Arbeit sich das Nöthige nicht selbst erwerben können, weil sie schwache, alte, kranke und gebrechliche Personen sind.

Für Arme jeder Art kräftig und mit Erfolge zu sorgen, stehen einem Staate die meisten Mittel zu Gebote. Dahin gehören 1) freiwillige Arbeitshäuser, in welchen redlich gesinnte und arbeitslustige Arme so viel Arbeit finden, als sie zu ihrem

Unterhalt nöthig haben. 2) Armenhäuser für solche Arme, die sich zwar noch ernähren können, aber keine Wohnung haben. 3) Spitäler, in welchen für alte, gebrechliche und kranke Arme gesorgt wird. 4) Findel- und Waisenhäuser, in welchen Findel- und Waisenkinder erzogen werden. 5) Arbeitsschulen, in welchen arme Kinder unentgeldliche Anweisung zur Arbeit erhalten. 6) Zwangarbeitshäuser für Arme, welche dem Müssiggang und der Bettelei ergeben sind, und keine Neigung zur Arbeit haben. Verbrecherische Arme gehören ins Zuchthaus. Gänzlicher Mangel an solchen Anstalten, wie an strenger polizeilicher Aufsicht über Gassenbettler und Landstreicher ꝛc. ist der sprechendste Beweis von der Erbärmlichkeit einer Regierung, die ohne Bedenken für hohe Abgaben die Sicherheit des Landes dem schlechtesten Gesindel Preis giebt.

Selbst, wo solche Anstalten bestehen, ist den Armen nicht immer so geholfen, wie es wohl im Willen der Frommen Stifter lag. Nur zu oft schon verwandelte übel geleitetes Mitleiden diese Anstalten in Pflegehäuser der Faulheit und Laster. Am gefahrvollesten wird die Luft solcher Häuser den unschuldigen, verwaiseten Kindern, welche darin wohnen. Nicht selten verlassen sie das Haus der Barmherzigkeit, zwar körperlich wohl genährt, aber am Geiste verkrüppelt; nicht selten sind Zöglinge der Waisenhäuser die untauglichsten in der bürgerlichen Gesellschaft. Mögen Regierungen das besser beachten, und dann das Nöthige vorkehren, damit durch öffentliche Mildthätigkeit nicht mehr Schaden als Nutzen gestiftet werde.

Die Pflicht, Armen ihr Loos zu mildern, ist allgemein; am wenigsten dürfen sich ihr diejenigen entheben, welche von der Vorsehung mehr, als Andere, mit Erdengut gesegnet sind. Das Religionsgefühl muß im Menschen schon sehr lebendig seyn, wenn drückende Armuth ihm nicht große Versuchung zu Verbrechen werden soll. Welcher Menschenfreund soll da nicht das Mögliche thun, die Kraft der Versuchung durch Wohlthätigkeit zu brechen?

Der Mensch soll die Armuth geduldig tragen, aber sie nicht mit Vorsatz aufsuchen. Erdengüter an sich thun der Tugend keinen Abtrag; wohl aber sind sie ein Mittel, Andern liebevoll

des Lebens Last zu erleichtern. Nur übelverstandene Frömmigkeit konnte in gänzlicher Verzichtung auf Eigenthum höhere Seligkeit suchen. Die Güter der Erde weise gebrauchen, sie nicht auf krummen Wegen suchen, damit nach Umständen Arme unterstützen, mit seinem beschiedenen Theile sich begnügen, durch Verlurst derselben nicht aus seiner ruhigen Fassung sich bringen lassen ꝛc., das heißt arm seyn vor der Vernunft und im Geiste Jesu; aber allem Besitz abschwören, um den Genuß doppelt im Kloster zu haben, Betteln, wo man zur Arbeit Gesundheit und Kraft hat, und vom Schweiß Anderer zehren im geheiligten Nichtsthun, ist mehr als Unvernunft; ist Hohn der Religion gesprochen, welche Jesus und seine Apostel einsetzten, welche keine Mönche waren.

20. Aufrichtigkeit.

Aufrecht und zum Licht der Sterne aufsehend ist der Mensch von Gott geschaffen, daß er gerade sey und wahr, und nicht Gesinnungen heuchle, die seinem Herzen fremde sind. Beim Aufrichtigen, der sich ausspricht, wie er denkt, finden wir keine Schminke, die seinen wahren Charakter verbirgt, er ist daher auch immer leicht zu erkennen.

Die Augen sind die Verräther des Menschen, der's nicht aufrichtig meint. Wenn Jemand, bemerkt witzig der große Menschenkenner Kant, wenn Jemand, der sonst nicht schielt, während des Erzählens nach der Spitze seiner Nase sieht, so ist die Erzählung gewiß erlogen.

Die Aeußerungen des Aufrichtigen sind stets der Ausdruck seiner wahren Gesinnungen; sein Eifer für das Gute ist nicht gekünstelt; sein Lob, das er der Tugend zollt, fließt ganz aus seinem Herzen; die Versicherungen seiner Zuneigung sind wahr und innig; seine Rathschläge, Zusprüche, Warnungen wohlgemeint. Er bedeckt nicht seine begangenen Fehler mit Lügen, sucht nicht besser zu scheinen als er wirklich ist, legt sich nicht Kenntnisse bei, die ihm fehlen, und täuscht nicht durch erdichtete Verdienste. Er hüllt seine Absichten nicht in geheimnißvolles Dunkel, um sicherer Andere zu hintergehen, und läßt

sich auch durch die Hoffnung des größten Gewinns nicht auf krumme Wege verleiten. Seine Offenheit spiegelt sich in seinem ganzen Benehmen, und man kann ihn nicht tiefer kränken, als wenn man ihm vorwirft, daß er anders meine, als er spricht.

21. Aufschub.

Jeder Zeitpunkt legt neue Pflichten auf. Der Mensch ist nie frei von Pflichten, und kann ohne Nachtheil für seinen gegenwärtigen Beruf nie versäumte Arbeiten der Vergangenheit nachholen. Wer seine Thätigkeit solchen Geschäften widmet, die der Vorzeit gehören, raubt sie der Gegenwart. Selbst in Stunden pflichtmäßiger Erholung das einst Versäumte nachholen wollen, reicht nicht hin; denn jene Erholungsstunden sich zu gönnen, ist selbst wieder eine Pflicht, die man übertritt, wenn man in ihnen durch Arbeit seine Kräfte überspannt oder erschöpft. Jeder Lebensaugenblick soll edel ausgefüllt werden; Jedes Wirken hat seine Zeit.

Wer das Gute aufzuschieben vermag; hat geringe Achtung und Liebe für dasselbe. Stünde die Pflicht in ihrer Heiligkeit vor ihm, wäre sein Herz ergriffen von ihrer Hoheit, ehrte er in ihrem Rufe die Stimme des Allheiligen, wie könnte er einen Augenblick anstehen, ihr zu gehorchen? — Nie schiebt der Mensch auf, was ihm erfreuend und theuer ist. Ersehnt wird von ihm der Augenblick, dem er sich durch erfreuende Geschäfte weihen kann. Nur das Lästige und Gleichgültige wird aufgeschoben und auf die Seite gedrängt.

Aufschub ist Beweis, daß uns das Gute nicht wichtig erscheine, nicht anziehe, nicht begeistere. Er fließt immer aus einer trüben Quelle, z. B. aus Weichlichkeit, Trägheit, Ueberdruß, Eckel. Er ist ein Dieb der Zeit, und überläßt die großen Angelegenheiten einer Ewigkeit der Gnade und Ungnade eines Augenblicks. Man kann sich keine größere Thorheit denken, als die Zeit, welche man in Händen hat, zu vertändeln, und jene, welche noch in den Händen des Schicksals liegt, der Weisheit anzuweisen.

22. Auge.

Das Sehen, wozu uns von Gott das Auge gegeben ist, wird von uns darum wenig gewürdiget, weil wir daran, als an eine Alltagssache, gewöhnt sind. Wären uns zum Sehen während der ganzen Dauer des Erdenlebens nur einige Stunden vergönnt, und müßten wir die übrige Zeit in Blindheit vertrauren: wir würden unfehlbar auf die wenig beachtete Gottesgabe einen höhern Werth legen. Die Sonne ist darum keine geringere Wohlthat für die Erde, weil sie von ihr täglich erhellt und erwärmet wird, und die Erndte verliert dadurch nichts am Werth, weil sie jährlich wiederkehrt: sollte es mit der Sehkraft anders seyn, weil sie uns täglichen Genuß gewährt? —

Lernen wir doch vom Blindgebornen, der durch eine glückliche Operation sehend ward, richtiger den hohen Werth des gesunden Auges schätzen! — Aus allen seinen Gesichtszügen, Bewegungen und Aeußerungen spricht eine Wonne, eine Seligkeit, worüber sich gehörig auszudrücken unsere Sprache zu wortarm ist. Mit entbundener Sehkraft ist ihm ein Himmel aufgegangen, in welchem er sich anfangs nicht zu fassen weiß.

Wie mancher nützlichen Geschäfte wäre der Mensch ohne ein gesundes Auge unfähig? Auf wie manches hohe und reine Vergnügen müßte er verzichten? Wie manches herrliche Mittel zur Selbstbildung wäre ihm versagt? Wie oft würde peinliche lange Weile ihn fast erdrücken, und des Lebens ihn überdrüßig machen? Um des Lebens innig froh zu werden, ist das Sehen eine nothwendige Bedingung, weil das Sehen eine der reichsten Freudenquellen ist. Der Mensch kann also bei der Augenpflege nicht sorgsam genug seyn.

Das gesunde Auge, das uns so manchen erquickenden Genuß gewährt, ist zugleich ein Spiegel der Seele, ein Verräther des Gedankens. Den Beweis liefert der Schuldbewußte: er kann den Blick nicht fest zu Andern erheben. Nur der Redliche, der keine Schuld zu verheimlichen hat, zeigt den offenen, hellen, freundlichen Blick der Unschuld. Bedarf es

einer andern Aufforderung, sein Herz rein zu bewahren, um nicht durch unstäte, ausweichende Blicke Andern sein strafbares Gewissen zu offenbaren, und mit der Selbstachtung auch die Achtung Anderer zu verlieren?

23. Aussicht.

Bei Allem, was der Mensch unternimmt, muß er besonders darauf sehen, wohin es führe, und nur unter günstigen Aussichten das vorhabende Werk beginnen. Unter allen Aussichten, die er nur haben kann, ist die wohl die tröstlichste, wenn er nach seinem gegenwärtigen moralischen Zustande Ursache hat, die Fortdauer und das fernere Fortschreiten zum noch Bessern im Prospecte zu haben. Wessen Aussicht nicht weiter geht, als auf vergängliches Erdengut, und wer Zeitliches zum Mittelpunkt macht, um welchen alle seine Wünsche und Bemühungen sich drehen, der legt das entehrende Geständniß ab, daß er sich zu schwach fühle, Höheres zu erstreben. Dem denkenden Menschen liegt sein Strebeziel in der Unendlichkeit, und einzig die frohe Aussicht auf dieses hohe Ziel hält ihn aufrecht, wenn ihm unter andringenden Erdensorgen und drückenden Lebensbeschwerden der Muth sinken will.

24. Baden.

Das Baden, mäßig gebraucht, wirkt sehr wohlthätig auf die Gesundheit: es kann also im Allgemeinen gegen dessen Zulässigkeit nichts Vernünftiges eingewendet werden. Anders ist es mit dem unvorsichtigen Baden, das in seinen Folgen sehr verderblich werden kann. Wie mancher unbesonnene Jüngling, der durch Baden an einem schönen Sommertage sich vergnügen und erquicken wollte, aber zu tief sich wagte, hat schon sein Grab in den Fluthen gefunden? In Gottes Augen ist jedes Menschenleben etwas Wichtiges, weil in der großen Kette des Ganzen, wo sich Glied an Glied reihet, nichts entbehrlich und überflüßig ist; um so unverzeihlicher ist also der Leichtsinn, so Jemand in den Tagen der Blüthe unbesonnen sich in Gefahr eines unnatürlichen Todes begiebt, der bei längerem Fortleben noch ungemein viel Gutes wirken könnte.

Man kann beim Baden nie vorsichtig genug seyn. Wer zu verwegen ist, und keine Gefahr scheut, ist seines Lebens nie sicher. Den geübtesten Schwimmer kann ein Nervenkrampf überfallen, und ihm ein Grab im Strom bereiten.

Unglücksfälle beim Baden zu verhüten, und dagegen wirksame Vorkehrungen zu treffen, sollte daher allen Obrigkeiten und Polizeibehörden eine heilige Angelegenheit seyn!

Daß man übrigens beim Baden die Gesetze des Anstandes und der Ehrbarkeit nicht aus den Augen verliere, ist eine Forderung, welche aus der Natur der Sache hervor geht. Wo man auf Sittlichkeit Werth legt, wie man soll, dürfen Vergnügungen der Art nicht Aller Augen ausgesetzt seyn.

25. Bart.

Die Haare an den Wangen, an Kinn und Oberlippe heißen Bart, der von jeher als eine Auszeichnung und Zierde des Mannes galt. Daher kommt es, daß zuweilen junge Leute, die gerne als Männer erscheinen möchten, die Zeit fast nicht abwarten können, wo sich am Kinn statt des Flaums der Bart ansetzt, und daß Eitelkeit sie drängt, dem Alter durch ein bärtiges Aussehen voran zu eilen. Sie bedenken wohl nicht, daß ein wildes Bartgestrüppe auf einem Milchgesicht eben so widerlich lasse, als schwere Kurierstiefel an Kinderfüßen, und ein großes Schlachtschwert um die weichen Lenden eines Knaben gebunden, den kaum erst seine Füße tragen.

Das gegenwärtig in ganz Europa übliche Abscheeren des Bartes schreibt sich aus den Zeiten der französischen Könige Ludwigs XIII. und XIV. her, die beide noch unbärtig auf den Thron gelangten. Damals ließen sich die Höflinge und Bürger scheeren, um ihren Königen ähnlich zu seyn; und nach und nach ward eine Sitte daraus, und vererbte sich sogar in kurzer Zeit aufs Ausland, und namentlich auf Deutschland, wo man sich schon seit langem her im Nachäffen der Franzosen groß dünkte. Möge es wenigstens künftig anders werden! —

26. Bedürfnisse.

Bedürfnisse wecken zur Thätigkeit; sie regen der Menschen Kräfte auf, und tragen zur Entwicklung ihrer geistigen Anlagen ungemein viel bei. In der Schule dringender Bedürfnisse lernt der Mensch denken. Frost und Hitze, Durst und Hunger treiben ihn zur Arbeit; die Noth wird seine Lehrmeisterin, Besseres zu versuchen. Ohne Bedürfnisse würde unfehlbar der Erfindungsgeist noch schlummern; Künste und Wissenschaften wären uns fremde, und wir stünden nicht merklich höher, als die Thiere des Waldes. Wo man keine Bedürfnisse fühlt, kann keine Menschenbildung gedeihen; der Mensch brütet in dumpfer Gedankenlosigkeit hin, und ist zu träge, sich aus dem gewohnten Geleise mit einiger Anstrengung heraus zu heben.

Der Vernünftige hat nicht mehr Bedürfnisse, als er Mittel hat, sie zu befriedigen. Man bedarf nicht, was mau gern oder leicht entbehrt. Wer sein Leben ruhig und froh hinbringen will, lerne daher frühzeitig genügsam seyn, und lasse sich nichts, was nicht streng zu Lebens Nothdurft gehört, zum Bedürfniß werden; er kann in Fälle kommen, in welchen es ihm unmöglich wird, dasselbe zu befriedigen. Wer viel Bedürfnisse hat, kann auch bei großer Einnahme Noth leiden. Es ist ein großer Mißgriff im Geschäfte der Erziehung, wenn man Kinder nicht von den ersten Jahren an zur Selbstbeherrschung anführt, und sie lehrt, die Macht der Lüsternheit zu brechen, bevor ihre Befriedigung noch zur Gewohnheit erstarkt.

27. Begehren.

Das Vermögen zu begehren ist ein Hauptvermögen unserer Seele, und kann, von der Vernunft geleitet, nur Segen bringen. Wer begehrt, was die Vernunft verwirft, und das Gewissen in Aufruhr bringt, wer blind sinnlichen Trieben folgt, und seinen freien Willen an die Leidenschaft gefangen giebt: der vergißt, daß er Mensch ist, und beugt sein Engelsrecht unter das Geschick wilder Thiere.

Der Mensch darf nicht begehren, was den Forderungen

seiner vernünftigen Natur widerspricht. Seine feste Lebensregel sey: immer zu wollen, was er soll, aber sich zu trösten, wenn nicht geschieht, auf was sein Wunsch gerichtet ist. Das Leben des Menschen hat nur so lange einen Werth, wenn der freie Wille ihm aufs Gute eine bleibende Richtung giebt. Wer seine Menschenwürde behaupten will, vergesse nie, daß ohne Mäßigung auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzes, der Schaam und Reue werden. Mäßigung ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen Ueberdruß und Erschlaffung. Ist die Begierde an sich schon unerlaubt, so wird die Sünde durch Uebermaß nur noch höher gesteigert. Der Mensch, auch abgesehen von Gewissen und Religion, sollte wenigstens in der feinen epikurischen Absicht mit der Baarschaft sinnlicher Lebensgefühle kargen, und mäßiger seine Begierden befriedigen, um immer einen noch wachsenden Genuß im Prospekt zu haben. Das Bewußtseyn, den Genuß in der Gewalt zu haben, ist, wie alles Idealische, fruchtbarer, und weiter umfassend, als alles, was wirklich auf Augenblicke den lüsternen Sinn befriedigt.

28. Begeisterung.

Begeisterung ist eine ungewöhnliche Aufregung der Einbildungskraft und des Gefühls, ein Zustand des Gemüthes, in welchem der Mensch sich von einem höhern Geist gleichsam ergriffen fühlt. Begeisterung, wofür die Empfänglichkeit verschiedene Abstufungen hat, ist mit Enthusiasmus einerlei; aber von der verworrenen Schwärmerei und dem blinden Fanatismus verschieden. Begeisterung, Enthusiasmus erhöhen die Wirksamkeit der Seele und verfolgen in fester Richtung ihren bestimmten Gegenstand; mit Schwärmerei und Fanatismus ist es anders: ihr Wirken ist regellos und stürmisch. Begeisterung und Enthusiasmus gehören großen Seelen, Schwärmerei und Fanatismus kleinen Geistern an. Im Zustande der Begeisterung und des Enthusiasmus bleibt Vernunft, und im Zustande der Schwärmerei und des Fanatismus Phantasie vorherrschend. Begeisterung und Enthusiasmus entzünden für das Wohl der Menschheit; Schwärmerei und Fanatismus nur für

eine Sekte, für eine oft verdienst- und werthlose Person, für eine Denkweise und Vorstellungsart. Begeisterung, Enthusiasmus reißen hin; Schwärmerei und Fanatismus werden hingerissen. So lange in den Wogen des aufgeregten Gemüthes der vergleichende Verstand und die prüfende Vernunft nicht untergehen, ist kein Unheil vom erhöhten Seelenzustand zu besorgen, sondern lauter Segen zu erwarten, weil ein solcher Zustand vorzüglich geeignet ist, dem Entwicklungsproceß des Guten schnellern Vorschub zu geben. Man vollbringt mit spielender Leichtigkeit eine schöne That, wofür man begeistert ist. Ohne Begeisterung ist unter Menschen nie Hohes und Großes gediehen. —

29. Beglückung.

Der Mensch, der nach Beglückung ringt, verfehlt sein Ziel, so lange ihn Geitz, Ehre und Wohllust am Hamen halten. Wir wären beglückter: wäre uns der erhabene Gedanke des Wahren und Rechten mehr werth, als eine einträgliche Stelle. Des Menschen wahres Glück quillt allein in seinem Herzen, jedes andere, das von Aussen kommt, ist des Namens unwerth. Was Andere ihm geben können, das können sie ihm eben so leicht wieder nehmen.

Wer auf die Dauer sich beglücken will, der muß sich eine Höhe zum Ziel setzen, deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reicht; eine Höhe, auf welche ein gangbarer Pfad sich hinanwindet, der, wenn auch steil und mühsam, doch durch keine unübersteigliche Hindernisse verlegt ist. Nur Tugend beglückt auf die Dauer. Jedes andere Glück unterliegt dem Wechsel der Zeit und des Zufalls; sein Fußgestell ist rund. Der Kreis der Wandelbarkeit umschließt sogar Throne. Was man Erdenglück nennt ist oft nichts weiter, als eine Staffel zum Untergang. Wie oft hat nicht das Glück einen Menschen, den es bereits hoch erhoben hatte, noch mehr erhöht, um ihn auf den Punkt zu bringen, von welchem er desto gewisser stürzen mußte? — Das bewog Schiller zum Ausruf:

Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

Wahre Beglückung kann nicht von dem kommen, was vergänglich ist wie der Tag, und nicht noch jenseits beseligt.

30. Begnadigung.

Begnadigung in Milderung oder auch Aufhebung und Nachlaß einer durch das Gesetz bestimmten Strafe. Begnadigen kann nur der Fürst, oder in seinem Namen die oberste Staatsbehörde, weil sonst Niemand Entscheid geben kann, ob im gegebenen Falle das Gesetz eine Ausnahm leide. Begnadigung und Amnestie sagen nicht das Gleiche. Jene erläßt die Strafe nach gefälltem Urtheil, diese hebt die gerichtlichen Verfolgungen auf, und kommt dem Urtheile vor; sie ist eine anticipirte Gnade. Erste beruht auf Menschenliebe, und kann ohne nachtheilige Folgen versagt werden; letztere hat politische Gründe, und ist meistens für das Wohl der Staaten unentbehrlich; sie ist oft das einzige Mittel, den bürgerlichen Unruhen ein Ende zu machen.

Der Mensch führe sich auf, daß er keiner Begnadigung bedarf! — Wer seine Pflicht thut, ist ausser Gefahr, der strafenden Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Ist Jemand so unglücklich, daß eine heftige Leidenschaft ihn überwältige und zur strafbaren That verlocke, der möge, wenn er begnadiget wird, darin einen Antrieb zur strengern Pflichterfüllung finden! Nichts empört mehr, als der Anblick eines begnadigten Verbrechers, der undankbar seine schlechte Lebensweise fortsetzt. —

31. Beharrlichkeit.

Nur im Kraftgefühle männlicher Beharrlichkeit, schreibt Mathisson, kämpft man sich zum Ziele. Ohne feste Beharrlichkeit ist nie Großes gediehen. Die Tugend erhält durch Beharrlichkeit ihre Vollendung. Wer gut seyn will, wie er soll, darf nicht unstät zwischen dem Guten und Bösen schwanken; nicht feigherzig sich zurück ziehen, wenn Hindernisse und Beschwerden ihm entgegen treten.

Tugend ist Sieg im Kampfe für's Gute, der ohne beharrlichen Muth nicht errungen wird; sie ist Frucht einer festen Willensrichtung auf die Pflicht, in deren Dienste man nicht ermüden darf. Beharrlichkeit ist also nothwendige Bedingung für Jeden, der nicht hinter dem Ziel seiner Bestimmung zurück bleiben, und einst furchtlos aus der Welt gehen will. Nur der Beharrliche hat die frohe Verheißung ewiger Beseligung jenseits des Grabes. —

32. Beispiel.

Was man sieht, das zieht mächtiger an, als was man hört. Darum wirket ein gutes Beispiel mehr, als alle Redekunst. Worte mögen überzeugen und rühren; aber im Beispiel allein liegt die Kraft, fast unwiderstehlich den Willen zu lenken. Daher der bekannte Spruch: verba movent, exempla trahunt.

Die schönste Lehre bleibt meistens fruchtlos, wenn sie des Lehrers Beispiel widerlegt. Das Gute wird durch Beispiele gleichsam anschaulich, was seinen Reitz ungemein erhöht; blos in Worten dargestellt, hat es bei weitem die Herz gewinnende Kraft nicht. Darin liegt unstreitig der Grund, warum Lehren, durch Beispiele erläutert, so leicht Eingang finden, und das gemeine Volk für so genannte Exempelpredigten so sehr eingenommen ist; darin findet die Erscheinung ihre Erklärung, daß die Lehren des Evangeliums, mit den Beispielen des Stifters zersetzt, einst so willig überall aufgenommen wurden. Beispiele sprechen eindringlicher, als Worte, und daher wirken auch Biographien verdienstvoller Menschen tiefer, als die gründlichste Moralphilosophie. Für Kinder vollends giebts keine andere Moral, als Beispielerzähltes und Sichtbares. Mögen sich das besonders Eltern und Erzieher merken! Ein einziger Fehler von Kindern und Zöglingen an ihnen wahrgenommen, stellt leicht die schönsten Lehren in Vergessenheit. Der Nachahmungstrieb liegt tief im jugendlichen Herzen, und das kleinste Kind dünkt sich groß, so es denen etwas nachthun kann, welche hoch über ihm stehen.

Die größten Uebel in der Welt kommen durch böses Beispiel von Oben. Die Wasser strömen nicht herauf. Wenn von den Hohen die Tugend unbedenklich zu Boden getreten wird, wird sich das Uebel bald auch nach Unten krebsartig vererben. Die Tugend eines Volkes muß untergehen, wo es unter den Vornehmen zum herrschenden Lebenston gehört, des Heiligsten zu spotten. —

33. Bekehrung.

Der Mensch bekehrt sich, wenn er mit beharrlichem Sinne vom Falschen zum Wahren, vom Schlechten zum Guten, vom Laster zur Tugend sich kehrt. Sich bessern, im Gebiete der Tugend vorwärts kommen, kann und soll Jeder; das liegt in der Bestimmung des Menschen. Mit der Bekehrung ist's anders. Wer vom Wahren und Guten nie abwich, kann wohl wachsen an Lebensweisheit und Tugend, kann einsichtsvoller und besser werden, aber er untersteht der Pflicht der Bekehrung nicht. Wer gesund ist, bedarf des Arztes nicht; wer auf rechtem Wege geht, darf keinen andern einschlagen; so ist's mit dem Menschen gesunden Geistes und unverdorbenen Herzens.

Bekehren kann und soll sich nur der, welcher auf's Wahre und Gute nichts hielt, und leichtsinnig auf der Lasterbahn fortschleuderte. Da der Uebergang vom Irrthum zur Wahrheit, vom Laster zur Tugend nicht plötzlich geschieht: so kann wahre Bekehrung nicht das Werk weniger Augenblicke seyn. Sie ist die Frucht ernsten Nachdenkens und fester Beharrlichkeit. Wohl mag zuweilen plötzlich ein helles Licht in der Seele des Sünders aufgehen, das ihm den gähnenden Abgrund des Verderbens vor seinen Füßen zeigt; wohl mag dadurch die innigste Sehnsucht nach Rettung und Freiheit in seinem geängstigten Herzen aufgeregt werden, die ihn gleichsam unwiderstehlich zur völligen Sinnesänderung und Lebensbesserung treibt; aber damit ist der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen dem erwachenden Gewissen und der durch Gewohnheit erstarkten Leidenschaft noch lange nicht zu Ende. Der Sieg wird nur durch beharrliche Anstrengung errungen. Tiefgewurzelte

böse Neigungen, und Jahre lang fortgesetzte böse Gewohnheiten, lassen sich meistens nur nach und nach bezwingen. Im wichtigen Geschäfte der Bekehrung geht alles nur stufenweise; Unordnungen und Zerrüttungen, die nur nach und nach im Innern des Menschen entstanden sind, können auch nur nach und nach, nur durch anhaltende Versuche und Uebungen gehoben werden. Diejenigen betrügen sich sehr, die nach einem Leben voll Ausschweifung glauben, sich durch ein Frostiges: Herr, es ist mir leid! durch eine frostige, oft schamlose Selbstanklage, wobei oft das Herz gar nichts fühlt, und durch mit geheuchelter Reue erschlichene Worte der Versöhnung, mit Gott so leicht abfinden zu können. Die Versöhnungsworte, wenn gleich im Namen Gottes gesprochen, haben keine Kraft, wenn die Bekehrung nichts weiter ist, als Selbstbetrug und Einschläferung des Gewissens, als entehrender Mißbrauch, und freches Spiel mit dem Heiligsten.

Mit der Bekehrung wird leider viel Unfug getrieben. Viele fangen erst an, sich Gottes zu erinnern, wenn sich die Welt von ihnen zurückzieht; für die Seele zu sorgen, wenn der entnervte Leib unter Krankheiten zuckt, und sich mit der Ewigkeit vertraut zu machen, wenn die leichtfertigen Plane ihres Ehrgeitzes, ihrer Habsucht, durch schlauere Menschen zerrissen, oder durch schreckliche Ereignisse gescheitert sind. Die Unbesonnenen bedenken wohl nicht: je länger sie mit der Bekehrung zuwarten, desto stärker werde ihre Angewöhnung ans Böse; desto fremder werde ihnen die Tugend; desto mehr nehme ihre Kraft ab, und desto dringender werde für sie die Gefahr, vor erfolgter Bekehrung vom Tode übereilt zu werden.

Bekehrung im engern Sinne ist Vielen, denen Orthodoxie alles gilt, der Uebergang zu ihrer Glaubenslehre und Kirchengenossenschaft, ausser welcher man sein Heil, wenn nicht gar unmöglich, doch gewiß sehr mühsam finden könne. Diese Art der Bekehrung geschah oft durch Feuer und Schwert, durch Vehmgerichte und ausrottende Kriege. Daher jene Ketzergerichte, die Psalmengesang anordneten, wenn auf ihren Befehl Andersdenkende lebendig verbrannt wurden; daher jene bekehrende Kreuzzüge, in deren Beute sich Päbste und Fürsten,

Bischöfe und Feldherren, Mönche und Soldaten theilten. So wurden einst Königreiche gestiftet und vom Pabste geweiht, ja späterhin das Kreuz Christi als Mordzeichen in alle Welttheile getragen. Amerika raucht noch vom Blut seiner Erschlagenen, und die in Europa zu Knechten gemachten Völker verwünschen noch ihre Bekehrer. Man möchte Blut weinen, wenn man der zahllosen Opfer der Bekehrungswuth gedenkt, die im südlichen Frankreich, in Spanien, und sogar in andern Welttheilen fielen, und sich erinnert, wie noch in neuerer Zeit für Beibehaltung dieser heillosen Gerichte das Mögliche geschah? Mögen alle fernern Versuche ihren Urhebern zum Verderben gereichen!

34. Beklagen.

Sich über zugefügtes Unrecht beklagen, darüber seine Klage vor Gericht zu bringen, damit ihm vom Beleidiger Genugthuung werde, darf Jeder. Dazu sind die öffentliche Gerichte da, daß Jeder zu seinem Recht komme. Nur hüte er sich, daß seine Klage nicht durch Leidenschaft entstellt werde.

Andere beklagen, wenn sie unglücklich sind, zeugt von inniger Theilnahme, und macht dem menschlichen Herzen Ehre, das zur Liebe geschaffen ist. Der verdient nicht Mensch zu seyn, der kaltblütig zusehen kann, wenn Andere mit schweren Leiden ringen.

Unter den Unglücklichen beklagt man gewöhnlich die am wenigsten, die es aus eigener Schuld geworden sind. Daran thut man sehr unrecht: Unglückliche aus eigener Schuld sind am meisten zu beklagen, weil ihnen der Trost eines guten Gewissens fehlt.

Wer einen Unglücklichen aufrichtig beklagt, bleibt nicht bei leeren Worten stehen, sondern hilft, wie er kann. Seine unwandelbare Regel ist, sich gegen jeden Unglücklichen so zu benehmen, wie es unter gleichen Umständen in seinem Wunsche läge, daß jeder Andere gegen ihn im Nothdrange sich benehmen möchte. —

35. Bekümmern.

Es giebt Leute, die stets bekümmert sind, und denen vor einer Kleinigkeit bang wird. Ihr Herz ist in ewiger Flut und Ebbe. Die Zukunft steht vor ihren Blicken als ein Riesengespenst, das ihnen unabläßig Furcht einjagt. Mögen sie bedenken: des Menschen Leben sey zu kurz, um sich dem Kummer zu überlassen! — Haben wir doch kaum Zeit genug, uns zu freuen.

Nichts ist unnützer, als um die Zukunft sich bekümmern, weil ja dadurch am Künftigen doch nichts geändert wird; es ist aber auch nichts schädlicher, weil dadurch die nöthige Aufmerksamkeit vom Gegenwärtigen abgezogen wird. Wozu soll der Gram über ungewisse Zukunft, über mögliche Uebel? Wozu das Vorempfinden eines Unglücks, das noch in dunkler Ferne liegt, und vielleicht gar nie aus den Grenzen der Möglichkeit treten wird? Nicht einmal das soll uns bekümmern, was in der Gegenwart uns widerfährt, und viel weniger noch das, was man von uns hält, sondern allein das, was wir sind. Kein Unglück ist so groß, das sich nicht in Segen auflösen kann, und unser innere Werth ist von fremdem Urtheil unabhängig. Den Menschen erheitere, was ihm immer begegnen, und was man immer von ihm denken mag, die Ueberzeugung von seiner Schuldlosigkeit, und der tröstliche Gedanke: der Mensch gelte allein vor Gott, was sein Herz werth ist.

36. Belehrung.

Jeder, der den Kreis seines Wissens erweitern will, läßt gern von solchen sich belehren, denen er gründliche und tiefe Kenntnisse zutraut. Auf dem Wege der Belehrung kommt man viel schneller vorwärts, als wenn man sich selbst durch eigenes Forschen und Nachdenken die Bahn brechen muß. Man knüpft leichter an, wo es Andere gelassen haben, als daß man selbst den ersten Faden spinne. Daher giebt es in allem eine Lehrzeit.

Ueber jeden Gegenstand, er sey wichtig oder gering, läßt man sich am liebsten von denen belehren, welche ihm ihr Leben

und ihre Geisteskräfte gewidmet haben, und die Wissbegierde scheut sogar nicht einmal die Hütte des Landmanns und die Werkstätte des Handwerkers. Man geht nicht zum Arzt, um sich Aufschluß über einen Rechtsfall zu holen, nicht zum Rechtsgelehrten, um von ihm Verhaltungsregel zur Gesundheitspflege zu erbetten.

Warum ist's allein in Sachen der Religion anders? Warum hält man in der Heilslehre alles für desto verdächtiger, sobald man weiß, es komme von denen, welche die Erfahrenen darin zu seyn behaupten, und von Staat und Volk dafür angesehen werden? Möchte es doch nicht daher kommen, daß Viele ihrem heiligen Berufe entarteten, und, in den Mantel der Heuchelei gewickelt, Trespe für gutes Korn ausboten! Soll der Religionslehrer das verlorne Zutrauen wieder gewinnen: so sey er mehr, was er heißt, nicht niedriger Pfaff, welcher der Orthodoxie die Liebe und dem Interesse die Berufstreue opfert! Er sey würdiger Geistlicher, der die Heiligkeit christlicher Lehre, die er Andern vorträgt, in seinen Sitten ausprägt!

37. Beleidigung.

Beleidigen, Leid zufügen, etwas thun, was einen Andern kränkt, sagen das Gleiche. Wer zur Religion der Liebe sich bekennt, und vom Geiste dieser Religion ergriffen ist, der beleidigt nicht vorsätzlich, weil bedächtliche schwere Beleidigung die Liebe an der Wurzel tödtet.

Beleidigung der Art verwundet das Herz tief, und es braucht Weile, bis die Wunde vernarbt. Das vorige Zutrauen kehrt so bald nicht wieder. Damit, daß man den Pfeil aus der Wunde zieht, stillt man den Schmerz nicht sogleich; im tiefen Gemüth wohnt gewöhnlich noch lange ein bitterer Groll, der sich nur langsam verzieht. Sey die Versöhnung noch so redlich, und gebe man ihr tausend Gutes zum Geleite, um wieder das Herz des Beleidigten zu gewinnen: so ganz wird die eingetretene Spannung selten aufhören, daß sich nicht von Zeit zu Zeit eine zurückgebliebene Spur zeige, und die einst zugefügte Beleidigung widerlich in Erinnerung bringe.

Welch' eine mächtige Aufforderung zur Behutsamkeit, um auch nicht einmal durch ein Versehen einen Andern zu beleidigen! — Wer im Menschen den Bruder ehrt, vermeidet mit zarter Sorgfalt alles, was seinem Herzen wehe thut. Sein Wahlspruch ist: lieber Unrecht tragen, als thun!

Ihn kann der Thoren Angriff nie beleidigen,
Weil ihre Thorheit sattsam ihn vertheidigen.

38. Belohnung.

Man hört so oft die Klage: ich habe es mir so sauer werden lassen, es hat mich so viele Mühe gekostet, dieses oder jenes Gute zu vollbringen; ich habe alle meine Kräfte, meine ganze Lebensruhe daran gesetzt; aber was habe ich nun davon? wo ist mein Lohn dafür? Das ist doch wohl nicht das freudige Rechtthun des Christen. Wer so denkt und handelt, und bei allem, was er vor hat oder thut, immer nur den Lohn im Auge hat; was ist seine angebliche Tugend mehr, als Lohnsucht? — Ihm ist der Lohn das Höchste; das Gute nur Mittel, es zu erstreben. Erbärmliche Tugend, die der Lohnsucht als Magd nachtreten muß!

Wahre Tugend muß vom geringsten Zusatze des Eigennutzes rein seyn, und mit eigener Kraft sich dem menschlichen Herzen aufdringen. Ihr eigentlicher Lohn ist von ihrem Wesen unzertrennlich, und besteht im frohen Bewußtseyn Gutes gethan zu haben, in beseligender Zufriedenheit mit sich selbst. Wo dieser Lohn fehlt, ist jeder andere keiner Beachtung werth. Ihn allein kann kein Mißgeschick uns rauben, weil er mit Erdengut durchaus nichts gemein hat.

Wir streuen hier mit Thränen
Des Guten edlen Saamen aus,
Gestillt wird unser Sehnen,
Zur Erndte winkt das Vaterhaus.

Neuhofer.

39. Belustigung.

Belustigungen, wenn sie in den Schranken der Mäßigung bleiben, können den Menschen nicht als Sünde unbedingt auf-

gerechnet werden. Niemand ist von Gott zum trübsinnigen Kopfhängen geschaffen; Jeder darf seines Lebens froh seyn, und an der Freudenquelle sich laben, die Gottes Vatergüte in der Natur für Alle seine Kinder geöffnet hat.

Vergnügt zu seyn ist wohl erlaubt,
Denn Unschuld paaret sich mit Freude,
Ein Weiser, der die Gottheit glaubt,
Geht darum nicht im Trauerkleide.

Das ganze Weltall ist gleichsam ein unermeßlicher Freudenborn, zu welchem Miriaden höherer und niederer Wesen kommen, um Vergnügen zu trinken, jedes auf seine Weise. Sollte das nun dem Menschen nicht vergönnt seyn? —

Und doch giebts Menschen, welche Musik, Tanz, Spiel und überhaupt alle lebhafte Belustigungen zur Sünde machen möchten, — Belustigungen, denen sie sich selbst in der Jugend hingaben. Die grämlichen Sittenrichter sollten doch bedenken, jedes Lebensalter habe, wie jede Jahrszeit, seine eigene Wonne, und es sey ein unbescheidener Wunsch, alle Menschen alt zu sehen; sie sollten sich besser merken, was über Freude Schiller sang:

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.

Ohne Freude und anständige Erholung durch Belustigung wäre dem Menschen allein das Leben zur Qual gegeben. Wer möchte das von der väterlichen Gottheit glauben, von deren Liebe uns überall her die sprechendsten Beweise entgegen glänzen? —

40. Benehmen.

Vernunft ist des Menschen Vorzug: ihren Forderungen muß also sein Benehmen entsprechen, wenn er seiner Natur nicht entarten will. Weder die Leidenschaft, noch der herrschende Lebenston in der großen Welt, dürfen seinem Benehmen die Richtung geben. Die sichersten Regeln des Benehmens gehen für Jeden aus seinen Verhältnissen und Verbin-

dungen mit Andern hervor. Der Jungfrau ziemt nicht, was der bejahrten Frau, dem Jüngling nicht, was dem gesetzten Manne ꝛc. und umgekehrt. Jedem, wer er sey, ist von der Vorsehung durch Alter, Geschlecht, Stand und Beruf ꝛc. die Weise seines Benehmens genau bezeichnet.

Dulden, wo menschliche Anstrengung gegen den eisernen Willen des Schicksals nichts vermag; mit Mannskraft handeln und sprechen, wo Wort und That Früchte tragen, ist das Benehmen des Mannes. Wer möchte an das Weib die gleichen Forderungen machen? Der Mensch vergesse doch nie, wer er ist, um sich darnach in seinem Benehmen zu richten! Es läßt widernatürlich, wenn er eine Rolle übernehmen und spielen will, die in allseitiger Beziehung für ihn gar nicht paßt. Wie der Knabe, der altklug sich benimmt, so macht sich auch der Greis nicht blos lächerlich, sondern verächtlich, wenn er in jugendliche Zirkel sich drängt, und mit losen Knaben in Leichtsinn und Muthwillen wetteifert. —

41. Bequemlichkeit.

Bequemlichkeiten, die das Herz nicht weich machen, und von der Pflicht nicht abziehen, sind nicht unerlaubt. Der Mensch darf alles, was ihn nicht verschlechtert, und den bestehenden Gesetzen und Regeln des Anstandes nicht widerspricht; er darf von allem Gebrauch machen, was sein Leben verschönert, ohne seiner Tugend Abtrag zu thun. Nur gewöhne er sich an keine Bequemlichkeiten, welche entbehren zu müssen ihm einst schwer werden dürfte. Hier hat die Regel ihre volle Anwendung: multa licent, sed non omnia expediunt. Nicht alles ist zuträglich, was zulässig ist. Nur zu oft schon hat übertriebene Bequemlichkeitsliebe den häuslichen Wohlstand untergraben, und Befriedigung auf sündlichen Wegen gesucht. Was über die Kräfte geht, frommt nicht, kann nur Unheil bringen. Der Bogen bricht, wenn man ihn überspannt, und zu viel Aufwand auf Bequemlichkeiten führt am Ende Mangel an dem herbei, was zu des Lebens Nothdurft gehört. Verarmung ist gewöhnlich im Gefolge zu großen Aufwandes.

42. Beruf.

Der bestimmte Beruf eines Menschen ist nur gleichsam die Melodie seines Lebens, und es bleibt bei einer einfachen dürftigen Reihe von Tönen, wenn nicht die Religion jene in unendlich reicher Abwechselung begleitet mit allen Tönen, die ihr nur nicht ganz widerstreben, und so den einfachen Gesang zu einer vollstimmigen Harmonie erhebt.

In der Berufswahl kann der denkende Mensch nicht verlegen seyn, denn wie Lichtwer sagt:

Der Trieb, den Gott in Jedem schuf,
Ist sein natürlicher Beruf.

Daß hier nicht von einem blinden Triebe die Rede seyn könne, bedarf wohl keiner Erwähnung, sondern von einem Triebe, erzeugt vom Kraftgefühle, und von der Vernunft geleitet.

Traurig ist's, daß bei der Berufswahl die Vernunft nicht immer den Vorsitz hat, daß so oft die Winke der Natur unbeachtet bleiben, und daß so Mancher durch äußere Umstände zu einem Berufe vorgeschoben wird, dem er gar nicht gewachsen ist. Darum geht es auch so wunderlich in der Welt durch einander. Wo der Mensch nicht am geeigneten Platze ist, wo der als Lehrer der Religion vortritt, der sie weder kennt noch liebt; wo der zu Gericht sitzt, dem es an nöthiger Berufswissenschaft und am rechtlichen Sinne fehlt, und der besser zum Holzhauer taugte; wo der am Staatsruder steht, welcher nicht einmal sein eigenes Haus in Ordnung zu halten im Stande ist; wo überhaupt bei Berathungen über Standeswahl Religion die letzte Stimme hat: laßt sich so bald Besseres nicht erwarten. —

43. Beruhigung.

Nach Beruhigung des Gemüths sehnt sich Jeder, der seines Lebens innig froh werden will. Der Mensch fühlt sich nie unglücklicher, als wenn es in seinem Innern tobt, während er selbst auf dem wogenden Ozean des Lebens wild herumgeworfen wird. Möge er sich hüten, um nicht noch un-

glücklicher zu werden, sein Herz in falsche Ruhe einzuwiegen!

Alle Beruhigung ist nichtig und grundlos, die nicht auf dem eigenen Bewußtseyn einer redlichen und aufrichtigen Gesinnung gegen Religion und Tugend erbaut ist. Nur wer ein gutes Gewissen hat, kann ruhig des Nachts sich schlafen legen, und mit erwachendem Tage heiter wieder an seine Berufsarbeit gehen. Es giebt nichts, was mehr beseliget. Daher der fromme Gellert:

„Besitz ich nur
Ein ruhiges Gewissen:
So ist für mich, wenn Andere zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

44. Bescheidenheit.

Wir fehlen Alle, und doch fühlt Jeder sich gekränkt, so Andere ihn deßwegen verächtlich behandeln. Der Mensch, wer er sey, und wie hoch er stehe, ist dem Geringsten seiner Brüder Achtung schuldig. Weder größere Einsicht, noch Ueberlegenheit an Reichthum und Ansehen, können ihn berechtigen, gegen Andere unartig und unbescheiden zu seyn.

Bescheidenheit läßt Allen wohl; sie ist für andere Vorzüge, was der Schleier für die Schönheit; sie erhöht ihren Glanz. Es giebt wohl nichts, das einen schönern Anblick gewährte, als ein Edler, der durch Geburt und Verdienste emporgehoben, mit Reichthum gesegnet, mit glänzenden Vorzügen begabt, von allen diesen Vorzügen einen bescheidenen Gebrauch macht, auf keinen Menschen verachtend herabblickt, keinen durch sein Ansehen beschränkt, und überall, wo nicht besondere Verhältnisse eintreten, sich dem Aermern und Niedrigern gleich setzt.

Leider ist es aber Wenigen gegeben, die Schranke zu halten, und selbst groß einen größern anzuerkennen, und ihm selbst als Schatten zu dienen, um sein Licht noch mehr hervor zu heben. Wer das thut, vor dem neigt sich ehrerbietig jedes Herz; er ist dem sanften Monde ähnlich, welcher sich vor der strahlenden Sonne bescheiden in die Unsichtbarkeit zurück zieht.

Die stärkste und sicherste Probe der Bescheidenheit ist Tadel. Wer bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, der ist's gewiß. Der Bescheidene will kein Aufsehen machen, und ist daher über Lob und Tadel erhaben.

Er bleibet fromm und gut,
Auch wo ihn Niemand sieht,
Dem stillen Veilchen gleich,
Das im Verborgnen blüht.

Dem Kranz der Tugend fehlt der schönste Schmuck, wenn er nicht mit dem zarten Blümchen der Bescheidenheit durchflochten ist. Sogar Warnungen und Verweise und Belehrungen müssen mit Bescheidenheit sich paaren, wenn sie nicht widerlich abstoßen sollen. Niemand läßt sich's gerne hinsagen: deine Juvelen sind falsch — deine Meinungen Aberglaube — deine Aufführung ist schlecht. — Eigenliebe will geschont seyn. Man muß das entlaufene Kind, das man einholen will, nicht überrennen. —

45. Besonnenheit.

Wer ein Geschäft unternimmt, der sey dabei bedächtlich, und handle mit Besonnenheit. Er überlege vorerst wohl, nicht nur, ob er dem Geschäfte gewachsen sey, sondern auch, ob er sich einen gedeihlichen Ausgang versprechen dürfe. Kein Vernünftiger mühet sich gerne ohne ersehnten Erfolg ab; vergebliches Arbeiten ist nicht seine Sache; er hält's für Thorheit, einen Acker zu besäen, der noch nicht umgebrochen ist; Weisheitslehren umzusetzen, wofür das Volk noch nicht empfänglich ist; sich als Martyrer solcher Wahrheiten vorzudrängen, deren der größte Theil der Menschen nicht würdig ist. Das hieße nach seinem Dafürhalten dem Rücken der Esel Flügel anheften zu wollen, die dafür mit Hufschlägen lohnen. Wo Alle blind sind, ist ein helles Licht am unrechten Orte; wo Alle nur an Disteln Geschmack finden, ist's Unsinn, bessere Kost ihnen vorzusetzen. Das Bessere gedeiht im Volke ungemein langsam, und nicht ohne mühsame Vorbereitung. Vorerst muß der Staar des Vorurtheils gestochen, und allmählig das blöde Auge ans Dämmerlicht in fast unmerklichen Abstu-

fungen nach und nach gewöhnt werden: dann erst mag man es mit möglicher Behutsamkeit wagen, in dasselbe einen immer hellern Lichtstrahl fallen zu lassen. Das vielsagende: festine lente! hat bei allen Reformen seine volle Anwendung, wenn man nicht später für Unbesonnenheiten schwer büßen will. —

46. Besserwerden.

Besserwerden ist unsere Bestimmung. Dazu ist von Gott in unsere Natur der geheime Sporn gelegt, welcher uns aus der Trägheit hervorjagt, durch Licht und Nacht, und unter mancherlei Irrungen endlich höhere Wahrheit, höhere Weisheit zu finden. Mag das Ziel, das Gott uns ausstekte, in fast unendlicher Ferne liegen; mögen tausend Nebenwege davon ablenken: der Mensch muß, wird es erreichen. Das Licht muß endlich über die Finsterniß, die Wahrheit über Trug und Lüge, die Tugend über Laster siegen; oder man müßte annehmen, die Zwecke der ewigen Weltordnung liegen ausser allem Bereiche.

Wie tröstlich für den Menschen ist diese Wahrheit! — Wie ein Wanderer unter dem mit dichten Regenwolken bedeckten Himmel sich freut, und neue Hoffnungen faßt, wenn er bemerkt, wie hier und da ein Sonnenstrahl durch die Wolken bricht, und einzelne Stellen der Erdfläche im lichten Glanze aus dem Dunkel hervortreten: so freut sich der Mensch, der an eine höhere und edlere Bestimmung fest glaubt, und in seinem Gesichtskreise so manches schwere Hinderniß des Fortschritts zum Bessern erblickt, wenn er zur Rechten oder Linken Erscheinungen hervortreten sieht, welche seinen Glauben begünstigen und seine Hoffnung beleben und stärken, daß das Reich der Finsterniß, des Unglaubens, des Aberglaubens, und der allen wahren und edeln Lebensgenuß störenden Unsittlichkeit durch das zunehmende Licht der durch Religion geleiteten Vernunft nach und nach sich verengen, und dem Lichtreiche endlich ganz weichen werde.

Leider stehen wir freilich noch weit hinter dem Ziele. Es giebt der Bedlamsköpfe noch überall zu viele, die Andern dahin den Weg verlegen. Wenn auch hie und da ein heller

Kopf sich erhebt, und gern Licht machen möchte, sogleich treten ihm jene überall mit gefletschtem Zahne gegenüber, und erlauben sich die niedigsten Mittel, ihn zu verschüchtern, und zum Schweigen zu bringen. Hoffentlich wird's damit besser werden, wenn einmal das große Princip des Monachismus: das Volk nicht zum Denken kommen zu lassen, ganz aus den Schulen verwiesen ist, Andächtelei und Bigotterie nicht mehr personifizirt auf Altären ausgestellt werden, und der letzte Zögling der ehemaligen Bruthäuser des Aberglaubens die Erde verlassen hat.

Indessen müssen Hindernisse unsern Muth im Ringen nach dem Bessern nicht niederschlagen. Hindernisse erhöhen den Glanz des Sieges. Es fehlt dem einzelnen Menschen nicht an sichern Merkmalen seines Besserwerdens: thut er wirklich mehr Gutes, als sonst; kann er mehr Beweise gemeinnütziger Thätigkeit aufweisen, als zuvor; thut er das Gute lieber, findet er daran mehr Vergnügen, als sonst; kömmt ihn das Gute leichter an, und fühlt er sich vom eigenen Herzen stärker dazu hingezogen; sind seine Absichten dabei reiner, und vollbringt er das Gute mehr aus Liebe und Neigung, als aus Furcht und Noth; scheut er im Dienste der Tugend keine Beschwerden, und bleibt er, wenn er Gutes vollbracht hat, bescheiden, und bildet sich darauf nichts ein: dann darf er unbedenklich seiner Besserung sich freuen.

Die Besserung ist oft mehr scheinbar, als wirklich. Von der wahren Besserung zeugt die schwer zu übende That, nicht das leicht gesprochene Wort; der gute Wille und die reine Absicht, nicht die glänzende Aussenseite.

Nicht jede Besserung ist Tugend;
Oft ist sie nur das Werk der Zeit.
Die wilde Hitze roher Jugend
Wird mit den Jahren Sittsamkeit;
Und was Natur und Zeit gethan,
Sieht unser Stolz für Tugend an.

Gellert.

Soll Besserung wahre Tugend seyn, so muß sie die Frucht eines das Gute und Gott liebenden Herzens seyn.

47. Bestimmung.

Der Mensch ist nicht blos für ein flüchtiges Daseyn zwischen Wiege und Sarg zu unbekannten Zwecken geboren; er findet Eigenschaften in sich, die er in einem so kurzen Daseyn weder alle entwickeln, noch anwenden kann. Seine Bestimmung muß also höher liegen, als das Erdenleben, der Zweck seines Wirkens höher, als der Magen. Unmöglich kann ein Engel in den Körper gesperrt seyn, um der stumme Knecht des Magens zu werden. Ist einmal unser nothwendiger Thierdienst vorbei; dann fordert der innere Mensch seinen Nektar und sein Himmelbrod. Der Geist verlangt Speise statt Weide. Daher Bronner:

O Freunde! des Menschen Bestimmung ist,
Auch in den erhabensten Fernen,
So wie auf niedrigem Erdenrund,
Nach Besserm streben und lernen.

Gleich Fremdlingen, auf Bergen geboren, welche in niedrigen Gegenden ein unheilbares Heimweh auszehrt, sollte auch uns ein ewiges Sehnen nach dem höhern Vaterlande zernagen, und uns drängen, mit jedem Tage mehr das Leben unsers Geistes zu erhöhen. Aber leider ist dermalen Alles hienieden nur in Leben des zerstreuenden Vergnügens, und in Leben bürgerlicher Geschäftigkeit getheilt. Die eigenthümliche Angelegenheit des Menschen wird meistens fast ganz übersehen. Das Streben, sich über die niedrige fromme Einfalt zu erheben, wird zusehends allgemeiner, und es ist bereits dahin gekommen, daß die Vornehmern sich zu schämen scheinen, mit dem Volke unter der Leitung der gleichen Religion zu stehen. Sie sollten mehr bedenken, daß vor Gott kein Rang gelte, als der, welchen die Tugend giebt, und daß der Vornehmste verächtlich sey, wenn er nichts weiter, als vornehm ist. Ansehen und Reichthum ist Flittertand, wenn das reine Gold bewährter Tugend mangelt.

48. Beten.

Wer über sich einen Gott erkennt, und ihn liebt, wird gewiß auch Geschmack am Beten finden. Nur der Thor kann

BAY. STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN 7

sich schämen. Möge sich Jeder Gellerts Worte ins Herz gesagt seyn lassen:

Wer sich der Pflicht zu beten schämet,
Der schämt sich Gottes Freund zu seyn.
Bet oft, so wirst du Glauben halten,
Dich prüfen und das Böse scheu'n,
An Lieb, und Eifer nicht erkalten,
Und gern zum Guten weise seyn.
Bet' oft, Gott wohnt an jeder Stätte,
In keiner minder oder mehr.
Denk nicht: wenn ich mit Vielen bete,
So find' ich eh' bei Gott Gehör'
Gott ist kein Mensch. Ist dein Begehren
Gerecht und gut: so hört er's gern.
Ists nicht gerecht: so gelten Zähren
Der ganzen Welt nichts vor dem Herrn.
Doch säume nicht, in den Gemeinen
Auch öffentlich Gott anzuflehn,
Und seinen Namen mit den Seinen,
Mit deinen Brüdern zu erhöh'n!

Wo man noch freudig betet: da ist noch Sitte, Recht, Treue und Tugend im Volke; da ist noch angestammte Menschenwürde und innere Kraft, die auf keine Beschwerden und Hindernisse achtet, was der Pflicht gilt; da ist noch Gehorsam gegen bestehende Gesetze, und gegen die Obrigkeit, in welcher man Gottes Stellvertretung ehrt.

Beten und Arbeiten gehören zusammen, und müssen mit einander abwechseln. Alles hat seine Zeit, der Gedanke an Gott, wie der Gedanke an die Bedürfnisse und Geschäfte des Erdenlebens; das Beten, wie das Arbeiten. Beständig arbeiten und nie Gottes gedenken, heißt zum Thiere werden; beständig nur beten, nie arbeiten, heißt zum unnützen Schwärmer und frömmelnden, einst lieblosen Müssiggänger entarten.

Gebet ist frommer Herzenserguß vor Gott, nicht dürres Lippenwerk, nicht leeres Wortgeklingel. Darum sollte sich jeder Betende die Regel merken:

Heb' mit den Händen auch dein Herz,
So oft du betest, himmelwärts!

49. Betrug.

Der Mensch sey wahr, und betrüge nicht! Nichts würdigt ihn vor Andern so tief herab, als Falschheit und Betrug. Mit einem Betrüger verkehrt Niemand gern. Durch Betrug wird kein Recht erworben. Mußt du eines von beiden seyn: so sey lieber der Betrogene, als der Betrüger! Jener büßt höchstens einen Theil seines Vermögens, dieser seine Ehre ein. Man kann einem Menschen nicht leicht Schimpflicheres sagen: als: du bist ein Betrüger; man kann dir nicht trauen. So abscheulich das Laster des Betrugs ist: so ist es doch fast überall an der Tagesordnung. Man wetteifert so recht in allen Ständen mit einander, sich wechselseitig hinzuhalten und zu übervortheilen. Man wandelt fast aller Orten über Fallgruben durchs Leben, und es ist bereits zum Sprüchwort geworden: der wisse nicht zu leben, der sich nicht darauf verstehe, durch alle Schlangenwege sich durchzuwinden. Niemand ist indessen der Gefahr, hintergangen zu werden, mehr ausgesetzt, als die Fürsten. Selten darf die Wahrheit nackt dem Throne nahe kommen.

Wo der Fallgruben so viele sind, kann vom Glücke sprechen, wer aufrecht darüber wegkommt.

50. Bettelei.

Bettelei heißt die tägliche Gewohnheit, ohne Noth, bei gesunden Leibes- und Seelenkräften, mit unbegreiflicher Frechheit und mit unverschämtem Trotze Andere um milde Gaben anzusprechen. Der Bettler ist ein wahrer Müssiggänger: er will und mag nicht arbeiten; er brütet im trägen Nichtsthun hin, und findet's bequemer, von den Früchten fremden Fleißes zu zehren, ohne Recht, ohne Anspruch, ohne Dank, als sich selbst für's tägliche Brod abzumühen; er zieht vor, sich irgendwo in Schatten zu legen, und lieber aus der Ferne hämisch lachend zuzusehen, wie Andere sich's früh und spät bei strenger Arbeit sauer werden lassen, als selbst in Arbeit einzustehen; lieber von Andern sich schenken zu lassen, was er selbst zum nöthigen Unterhalt erwerben könnte und sollte.

Solche Bettler durch Almosen zu unterstützen ist übel verstandene Wohlthätigkeit; jede milde Gabe, die man ihnen reicht, ist Diebstahl, an wirklichen Armen verübt, ist Verrath am Vaterlande, dem man dadurch ein wahres Zigeunergeschlecht heran zieht, ist Entweihung des Christenthums, das seine Bekenner zu nützlicher Thätigkeit auffordert. Viel lieber sein Gut in einen grundlosen Strom werfen, als in die Hand eines faulen Bettlers legen, weil durch Letzteres nur Laster groß gefüttert werden, wozu unvermeidlich der Müssiggang führt!

Würden allgemein solche herumziehende Bettler abgewiesen und abgetrieben; würden von der Polizeibehörde überall handfeste Männer zu Hatschieren aufgestellt, mit der strengen Weisung, gegen Bettelgesind ohne Nachsicht zu seyn; würden Zwangarbeitsanstalten im Lande errichtet: nothgedrungen würden Viele zur Arbeit sich wenden, und durch ihren Beitritt die Zahl nützlicher Bürger mehren, denen sie nun durch ihre Zudringlichkeit so lästig sind; sie würden zur Besinnung kommen, und einst die Härte segnen, wodurch man sie zwang, gewerbsam, wie andere Leute, zu werden, und selbstverdientes Brod zu essen.

Die Folgen eigentlicher Bettelei sind nicht zu berechnen. Die erste Folge ist Tod alles Gefühls von Ehre. Und was ist der Mensch ohne Ehrgefühl? wer will auf ihn sich verlassen? welches Verbrechen ist so schwarz, wozu er nicht aufgelegt wäre? — Ehrgefühl ist keine Sache für einen Menschen, bei dem es Gewerbe ist, zu erbetteln, was er durch Arbeit verdienen sollte, und der täglich vor Andern kriechen muß, um zu erschleichen, was er durch Arbeit zu erwerben zu faul ist.

Darin liegt auch unstreitig der Grund, daß unter Bettlern Schamlosigkeit recht eigentlich einheimisch ist; daß bei Leuten dieses Gewerbes so oft Greuelthaten zum Vorschein kommen, worüber sich das unverdorbene Menschenherz entsetzt; daß Zuchthäuser und Kerker meistens mit Leuten dieses schändlichen Gewerbes angefüllt sind. Sogar Verschwendung ist im Gefolge der Bettelei. Der Bettler vergeudet gleich wieder, was christliche Mildthätigkeit ihm zuwirft. Was sollte er sich auch auf

den folgenden Tag kümmern? er kann ja wieder betteln gehen. Da er durch lange Erfahrung zur Ueberzeugung gekommen, daß sich's unter Bettelleuten gemächlicher lebe, als in einem ordentlichen Berufe, und daß seine Erwerbsquelle täglich fließe: so lebt er auch nur für den Tag, und es wird ihm für die Zukunft nie bange.

Der Bettelei giftigste Frucht ist sittliche Versunkenheit. Da sie meistens schon von Kindheit an der Schule, der Kirche und allem, was sie zu bessern Menschen hätte machen können, entzogen worden sind: so wachsen sie in völliger Verwahrlosung heran, daß ihnen bald jedes Laster geläufig wird.

Dem Uebel kann nicht kräftiger gewehrt werden, als wenn man allgemein das Bettelgesind abweiset, und es mit den Worten der heiligen Schrift abweiset: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“ Wer nicht arbeiten will, dem gebührt nicht Almosen, sondern Strafe. Anders ist's mit wirklichen Armen, die, bei allem Fleiße und aller Sparsamkeit, doch nicht so viel verdienen können, um sich und die ihrigen auch nur kümmerlich durchzubringen, oder die durch Altersschwäche und körperliche Gebrechen gehindert sind, ihr Brod zu verdienen. Wer wollte solchen Armen durch Härte das Leben verbittern, wer ihnen Mitleiden und eine milde Gabe versagen, wer ihnen nicht gerne nach Kräften ihre Noth mildern?

Bettelei und Armuth sind nicht einerlei: jene, nicht diese, entehrt. Sonderbar und fast unbegreiflich ist's, daß Bettelei ganzen Gesellschaften Jahrhunderte lang als Mittel zur Heiligung galt. Das waren aber auch, wenn gleich nicht wunderbare, doch so wunderliche Heilige, daß es oft neben ihnen nicht auszuhalten war, und daß selbst Pabst Alexander VI. gestand, daß er lieber den größten König, als diese heiligen Bettler beleidigen oder zum Feind haben möchte. —

51. Beurtheilen.

Man ist im Beurtheilen Anderer meistens zu voreilig, und beherzigt die Gründe nicht reif genug, auf die man sein Urtheil baut. Um einen Menschen richtig zu beurtheilen, sollte man sein Inneres durchschauen können.

Am tiefsten fühlt des Edeln schöne Seele
Vor ihrem eigenen Gericht;
Nach Thaten schließt die Welt auf Tugenden und Fehle,
Doch den Gedanken sieht sie nicht.

Bald ist's gereitzter Gemüthszustand, bald eine zu lebhafte Einbildungskraft, bald Mangel an Erfahrung, was uns in Beurtheilung der Weltereignisse und der Menschen irre führt. Man muß, wie keinen Menschen, auch kein Volk nach dem Augenblicke eines gereitzten Seelenzustandes beurtheilen. Leidenschaft, je heftiger sie erglüht, desto weniger ist sie im Stande, an einzelne Menschen und an ganze Völker einen richtigen Maaßstab anzulegen. Daher gedeiht auch gesundes Urtheil über Welt und Menschen nicht, wenn im Rath die Einbildungskraft den Vorsitz führt. Durch die Einbildungskraft, wenn sie im Menschen vorherrscht, versetzt er sich in eine Welt, wie man sie in der Wirklichkeit nirgend findet. Um über Höheres ein gültiges Urtheil abzugeben, oder auch nur über den Werth des einzelnen Menschen sicher abzusprechen, dazu gehört nebst gediegener Erfahrung ein so hoher Standort, und ein so heller Gesichtskreis, daß man nicht nur das Ganze genau überschauen, sondern auch das Einzelne von Truggestalten richtig unterscheiden kann. Wer selbst im Rade steht, kann dessen Schwung nicht abmessen, und wer mit Andern nicht in allseitige Berührung kommt, kann leicht in Gefahr gerathen, sie falsch zu beurtheilen. Ob das Urtheil nach dem Erfolge sicherer sey, läßt sich wohl schwer behaupten. Wie manche Weltbegebenheit, hätte sie eine andere Richtung genommen, würde uns ganz anders erscheinen? Wilhelm Tell — Washingthon — Franklin — wären wohl schwerlich so hochgefeierte Namen, wenn das Glück ihre großen Unternehmungen weniger begünstiget hätte. Cronwells Bild wäre in den Brittischen Jahrbüchern vermuthlich milder gezeichnet, wenn er seine Plane durchgesetzt hätte, sich in der obersten Gewalt zu behaupten, und sie auf seine Nachkommen zu vererben. Ueber Napoleon würde man ganz anders urtheilen, wenn die unvergeßliche Schlacht bei Waterloh eine andere Wendung genommen hätte; er wäre in der Geschichte wohl schwerlich als der politische Riese mit dem ehernen Herzen aufgeführt, der

sich mitten auf der Wahlstatt von Europa einen Thron aus Schutt und Leichen habe erbauen wollen. Wie ganz anders hieß es, als noch sein Ruhm zauberisch auf alle Völker wirkte, und Könige um seine Gunst buhlten? Das Urtheil kann nie fest und richtig seyn, wo es vom Interesse bestochen wird. —

52. Bewährung.

Nicht alles ist Gold, was glänzt. Nicht alles ist wirklich gut, was gut scheint. Es gehört zur Tugend mehr, als bloße Frömmelei. Alles wahrhaft gute muß seine Probe halten:

Himmel wird durch Sturm geheitert,
Gold durch Feuer geläutert,
Liebe wird durch Weh bewährt.

Rosegarten.

So ist's mit der Tugend; durch sie offenbart sich ungeheuchelte Pflichtsliebe und das Gott ergebene Herz. Weder jene, noch dieses, sind, was sie heißen, wenn sie sogleich im Leidensdrange untergehen. Treue im Dienste der Tugend muß sich durch Beharrlichkeit bewähren, so sehr es auch ringsum stürmen mag. Wer auf ebenem Pfade nie strauchelt und fällt, ist darum noch kein guter Läufer; sollte es mit dem Menschen anders seyn, der nur so lange von der Tugendbahn nicht abschweift, als sie ihm durch Hindernisse und Beschwerden nicht verlegt ist? Erbärmliche Tugend, welche feigherzig zurück weicht, so bald ihr ein Feind entgegen tritt! —

53. Beweis.

Der Beweis stützt sich auf haltbare Gründe, und bewirkt Ueberzeugung. Dem Menschen ist von Gott Vernunft gegeben, daß er ihrer sich bediene, der Wahrheit auf sichere Spur zu kommen. Er entehrt sich selbst, wenn er zu träge, nach Gründen zu forschen, etwas ohne Beweise für wahr annimmt, und stellt sich der Gefahr bloß, sich auf den Abwegen des Irrthums zu verlieren. Wahrheit, welche nicht durch Nachdenken zum Eigenthum des Geistes verarbeitet, und nur angelernt, nur im Gedächtniß hinterlegt wird, ist so viel, als

nicht vorhanden; um fürs Herz fruchtbar zu werden, muß sie der Verstand vorerst richtig auffassen; um zum Guten als Ermunterung und Antrieb zu dienen, muß die prüfende Vernunft sie vorher nach Gründen würdigen. Eine Lehre, von welcher man nicht überzeugt ist, hat viel ähnliches mit einem gemalten Licht; neben beiden bleibts finster. —

54. Bewundern.

Alles Ungewöhnliche und Ausserordentliche zieht unsere Blicke auf sich, und weckt unsere Bewunderung. Es ist sogar vieler Menschen Art, daß, je weniger sie von einer Sache sehen, oder verstehen, sie desto lauter in die Tuba der Bewunderung stoßen. Alles ist für sie ein Gegenstand der Bewunderung, und sie können oft nicht Worte genug finden, über Alltägliches ihre Bewunderung auszudrücken.

Von solchen, die das Unerheblichste anstaunen und bewundern, schrieb Besser, ein alter Dichter, schon vor hundert Jahren sehr launig und treffend:

Mehr wett' ich nicht, als hundert Thaler:
Der sey ein eingemachter Prahler,
Der jedes Ding verächtlich macht;
Doch leg' ich tausend gegen hundert,
Daß der nicht den Compaß erdacht,
Der über alles sich verwundert.

Man muß in der Welt nicht viel gesehen haben, und ungemein beschränkten Geistes seyn, wenn man im Ernste Dinge und Erscheinungen bewundert, welche weder selten, noch von besonderm Werth sind.

55. Bewußtseyn.

Bewußtseyn ist die erste und nothwendigste Bedingung aller menschlichen Handlungen. Wo das Bewußtseyn aufhört, da tritt ein Zustand völliger Ohnmacht ein; da hört alles Denken auf; da ist der freie Wille dahin; da kann von Selbstthätigkeit gar keine Rede seyn; da ist Tugend ein Unding. Wer sich nicht von Dingen ausser sich zu unterscheiden vermag; wer nicht weiß, was in seinem Innern vorgeht; wer von einer

Sache, welche auſſer ihm liegt, entweder gar keine Vorstellung hat, oder sie mit der Sache selbst vermengt; wem die Gegenstände auſſer sich so dunkel vorschweben, daß sie fast in einander fließen: dem fehlt das eigentliche Leben des Geistes, und für ihn ist, bis er wieder zum Bewußtseyn erwacht, die Quelle des Denkens schlechthin vertrocknet. Mit dem Selbstbewußtseyn hören alle Empfindungen auf, und der Mensch fällt in einen Zustand völliger Betäubung, in welchem alle Gefühle stumpf sind.

56. Beifall.

Der Beifall ist werthlos, wenn ihn nicht das eigene Herz ertheilt, oder wenn es nicht wenigstens einstimmt. Andere, die uns Beifall geben, betrügen sich vielleicht, oder haben wohl gar die Absicht, uns durch Schmeichelei zu bethören. Die Stimme des Gewissens allein ist Gottes untrügliche Sprache, der wir sicher trauen dürfen. Menschen sehen nur an uns hin, nicht in uns hinein. Ueber den wahren Gehalt unsers Thuns kann nur Gott richten, der unsere Absichten durchschaut, und vor dem Jeder gilt, was sein Herz wiegt. Darüber hat sich der fromme Gellert in nachstehenden Versen ausgesprochen:

Suchst du Ruhm nicht in der Pflicht,
Giebt dir dein Herz den Beifall nicht;
Was wird dir fremder Beifall nützen?

Fremder Beifall, dem das eigene Herz widerspricht, ist beschämender Art, und kann höchstens der Eitelkeit des Thoren zur Nachahmung dienen, der Freude daran hat, wenn Andere ihn über Gebühr erheben, und für mehr halten, als er in der Wirklichkeit ist.

57. Blindheit.

Mangel des Gesichts, des edelsten Sinnes, heißt Blindheit. Schlimmer, als körperliche, ist geistige Blindheit. Wer blinden Geistes ist, geht unaufhaltsam seinem eigenen Verderben entgegen, weil er die Gefahren nicht sieht, die sein Heil bedrohen. Leichtsinn, Zerstreuungssucht, Hang zum Wohlleben und Sinnenlust sind seine Führer, wer solchen Führern sich

anvertraut, und an ihrer Hand unbedenklich durchs Leben geht, entfernt sich mit jedem Schritte vom hohen Ziel seiner Bestimmung, bis er endlich in den Abgrund stürzt, aus welchem ihn keine rettende Hand mehr herauszuheben vermag.

Unter allen Arten moralischer Blindheit ist die häusliche eine der gewöhnlichsten. Meistens erfahren wir die Uebel unsers Hauses zuletzt. Oft haben die Nachbarn die Ausschweifungen unserer Kinder und Gattinnen schon lange bespöttelt, und ausgerufen, bevor die Kunde derselben bei uns Glauben findet. Von Eigenliebe geblendet, übersehen wir zuweilen im eigenen Familienkreise, was bereits Aller Augen enthüllt ist. Es muß oft arg werden, bis wir bemerken, was ausser uns fast Jedermann weiß.

58. Blüthe.

Alles auf Erden hat seine Blüthezeit, von der geringsten Pflanze bis zum Menschen hinauf. Jeder Strauch und Baum prangt im Frühling mit Blüthen, deren Anblick das Aug erquickt, und die um sich her die lieblichsten Wohlgerüche duften. Groß ist der Blumen Pracht, der Natur schönste Zierde; ihr buntes Farbenspiel und ihre balsamischen Gerüche reißen uns zur Bewunderung hin, und gewähren uns Genüsse, die sich mehr fühlen als beschreiben lassen.

Aber was ist aller Zauber eines Blumenflors gegen einen Menschen, der kräftig in seiner jugendlichen Blüthe da steht? wenn längstens die Blume hingewelkt ist, entfalten sich im Menschen noch neue, höhere Schönheiten und Vorzüge, welche es unwidersprechlich beurkunden, daß er einer edlern Ordnung der Dinge angehöre. Unter den Blüthen brechen allmählig Früchte hervor, die mit jedem Jahre einem höhern Leben entgegen reifen. Der Mensch ist eine Pflanze, an welcher alles auf die Bestimmung hinweiset, einst in ein besseres Land versetzt zu werden, und ihrer Vollendung durch eine ins Unendliche fortlaufende Reihe von immer höhern Stufen entgegen zu reifen. Die schöne Blume der Humanität welkt nie; an ihr entwickeln sich zusehends neue Reitze, welche immer wieder höher gesteigert werden.

59. Bös.

Bös heißt alles, was von seiner Bestimmung abweicht. Der Mensch ist böse, wenn er nicht thut, was er nach den Forderungen seiner vernünftigen Natur thun soll; sein Thun ist böse, wenn es mit der erkannten Pflicht im Widerspruch ist. Das Böse aus der Welt wegläugnen ist das Böseste von Allem, weil es uns gleichgültig gegen das Gute macht. Das Gute fließt aus einer einzigen Quelle: aus dem Gott ergebenen Herzen. Mit dem Bösen ists anders: es strömt aus tausend verborgenen Höhlen in die Welt. Fehlerhafte Erziehung, falsche Schaam, heftige Leidenschaft, betäubtes Gewissen sind des Bösen fruchtbarste Quellen. Es bedarf großer Wachsamkeit und Seelenstärke, sich vom Bösen frei zu halten, was hienieden selten ganz gelingt. Als der Beßte gilt daher nach der allgemeinen Regel, wer unter gleichen Umständen an sich die wenigsten Fehler hat.

Das Böse straft sich selbst durch das bittere Gefühl verübten Unrechts, und durch quälende Aufruhr des Gewissens. Es ist keine größere Plage für den Menschen gedenkbar, als wenn ihn das eigene strafbare Gewissen auf die Folter spannt, und in seinem Herzen gleichsam eine eigene Hölle brennt.

Zeitliche Unfälle stehen mit dem Bösen in keiner nothwendigen Verbindung, und Segnung des Verbrechers mit Erdengut widerspricht dem Glauben an Vorsehung nicht. Gott segnet den Fleiß und jede Anstrengung menschlicher Kräfte; er läßt seine Sonne über die Bösen und Guten aufgehen. Die allgemeinen Wohlthaten der Natur kann Gott für den Einzelnen nicht aufheben. Fleiß, Klugheit und Geschicklichkeit haben ihre glücklichen Folgen, und müssen sie haben, wenn die Kraft des Menschen nicht ganz versiegen soll. Wenn der Fromme seinen Garten anlegte auf unfruchtbarem Lande; sollte wohl Gott seiner Frömmigkeit wegen den Boden umwandeln? — Wenn der Gärtner sich nicht darauf verstünde, die Bäume zu veredeln, sollte er seiner Frömmigkeit wegen veredelte Früchte einerndten? Erdensegen ist für den Tugendhaften eben so wenig ein angemessene Belohnung, als für den Böswcht

zeitlicher Unfall eine angemessene Strafe ist. Das Gute, wie das Böse, vergilt sich selbst durch lohnendes oder strafendes Bewußtseyn, daß nach allem Wechsel des Erdenglücks fortbesteht, und den Menschen in alle künftigen Lebensverhältnisse auch jenseits noch hineinbegleitet.

60. Buch, gutes.

Ein gutes Buch ist der beßte Rathgeber; denn weder Furcht noch Hoffnung hält es zurück, uns das zu sagen, was wir zu thun haben; es ist ein frommer Freund, der durch seine Gedanken die unsrigen heiligt, und mit seinen Empfindungen die unsrigen erwärmt. Durch das ökumenische Concilium der Bücherwelt, sagt Jean Paul, ist Niemand mehr der Provinzialversammlung seines Volkes knechtisch angekettet, und ihn führt eine unsichtbare Kirche aus der sichtbaren heraus.

Ein gutes Buch ist also für uns eine unschätzbare Wohlthat. Die Wohlthat ist um so größer, weil es an sich schwerlich etwas wohlfeileres giebt, als ein Buch. Wie ganz anders war es einst vor Erfindung der Presse, wo noch das Geschenk eines Buchs an ein Kloster der Wichtigkeit wegen vor dem Altare geschehen mußte, wo man für ein der Kirche geschenktes Buch vollkommenen Ablaß erhielt; wo einige Bücher den reichen Brautschatz eines Fräuleins ausmachten, und wo zuweilen ein Landgut der Preis für ein einziges Buch war? — Bücher werden dermalen nur durch die Menge theuer, die man durch Kauf ersteht.

Dicke Bücher sind selten die Beßten. Je dicker gewöhnlich ein Buch ist, desto dünner ist sein Geist. Könnte man dessen Inhalt zum Einfrieren, wie Wein, bringen: so würde er vielleicht kaum zwei Druckbogen füllen. Es braucht Mühe und Geduld, aus einem großen Spreuhaufen einzelne Waizenkörner hervor zu suchen. Durch Lesung solcher Bücher geht die beßte Zeit zum Selbstdenken verloren. Man darf eben so wenig zu viel lesen, als zu viel essen; beiderseits ist Indiggestion unvermeidliche Folge. Wer vom Lesen Nutzen haben will, muß nach dem Lesen auch noch Zeit haben, durch eigene Ueberlegung das Gelesene zum Eigenthum seines Geistes zu verar-

beiten. Man sollte besser die Regel eines alten vaterländischen Dichters beachten, die er in nachstehende Verse einkleidete:

Lies wenig, denke viel, geh' viel mit Andern um;
Sonst bleibst du, glaub' es mir, bei allen Büchern dumm.

Schiebeler.

Es ist nicht zu verkennen, daß von jeher mit dem Büchersesen großer Unfug getrieben wurde. Es fanden sich Männer, die an den abgeschmacktesten Gegenständen ihre Geistesskraft übten; Männer, die sich nicht schämten, in Druckschriften das Gift der Unsittlichkeit auszubieten, oder den Zunder des Aufruhrs unter die Völker zu werfen; Männer endlich, die mit frecher Stirne als Reformatoren vortraten, und in ihren Sudeleien es wagten, das Ehrwürdigste und Heiligste zu verunglimpfen. Das beßte Buch, das für alle Menschen offen steht, ist das große Buch der Natur. Keiner ist zu entschuldigen, der nicht darin liest; denn es ist in einer Sprache geschrieben, die jeder menschliche Geist versteht. In keinem andern Buche sind die Beweise von Gottes Daseyn, von seinen Herz ansprechenden Vollkommenheiten, von seiner Alles umfassenden Vorsehung so deutlich durchgeführt, als in diesem unermeßlichen Buche, das vor Aller Augen aufgeschlagen da liegt; sein tröstlicher Inhalt dringt sich unwiderstehlich Jedem auf, der nicht vorsätzlich blind ist, und geflissentlich das Auge zu thut.

Nicht alle bedienen sich der Bücher zu gleichen Zwecken. Wenn einige darin Belehrung suchen; so giebts wieder Andere, welche sie zum Zeitvertreib lesen, so gar einige, die damit ihre Zimmer verzieren. Diesen gilt der schöne Einband mehr, als der Inhalt, um welchen sie sich bei der Auswahl wenig bekümmern. Sie haben so recht ihre Freude daran, mit langen Reihen schön und gleich gebundener Bücher ihre Wohnung gleichsam zu tapeziren. So einen mag Hölty im Auge gehabt haben, als er schrieb:

Jener liebet den Prunk gleißender Wissenschaft,
Stapelt Bücher auf Bücher auf,
Und begafft den Band und den bemahlten Schnitt,
Und den gläsernen Bücherschrank.

61. Buchstab und Geist.

Buchstab und Geist, Form und Sache, Einkleidung und Wesen; sagen das Gleiche. Der Buchstab gilt nur nach dem Geist, der aus ihm spricht. Der Buchstab, die Form, die Einkleidung haben an sich so wenig Werth, als die Schaale ohne Kern. Es ist fast unbegreiflich, wie vernünftige Menschen so sich vergessen konnten, in leeren Förmlichkeiten ihr Heil zu suchen; wenigstens hätte es nach Einführung des Christenthums anders werden sollen! Aber dem Herkommen mochte die himmlische Lehre Jesu wenig anhaben; es blieb bei der gewohnten Werkheiligkeit, so kräftig ihr Jesus und seine Apostel entgegenwirkten, und man fand es auch nachher wieder leichter, durch prunkenden Hofdienst mit Gott sich abzufinden, als seine Gnade durch frommen Kindersinn und freudiges Rechtthun in Anspruch zu nehmen. Nur mit Gefahr darf man es wagen, den unchristlichen Mißbrauch zu rügen; der leiseste Versuch besserer Belehrung empört so gar Manche, die im heiligen Amte stehen, und die Pflicht auf sich haben, desgleichen zu thun. Voß hatte wohl recht, als er seinen Unwillen darüber in nachstehenden Versen aussprach:

Lebend erlöst uud sterbend der göttliche Sohn der Maria
Vom buchstäblichen Tod durch den beseelenden Geist.
Kreuziget ihn! schrien die Knechte der Satzungen. Kehrtest du wieder,
O du Erlöser, vom Tod: Kreuziget! schrien sie noch.

62. Bund.

Der Begriff liegt im Worte. Ein Bund, welcher die Gewährleistung seines Lebens nicht in der eigenen Naturnothwendigkeit und Lebenskraft, sondern in fremder Hilfe sucht, ist ein Kranker, welcher von der unsichern Kunst der Aerzte erwartet, was ihm die Natur verweigert.

Daß unter den Menschen ein unsichtbarer Bund der Bessern bestehe, ein großer Bund, der sich über Gebirge und Meere zum Guten die vertrauten Hände reiche, wird mit mehr Recht behauptet, als geläugnet. Zu allen Zeiten gab

es Menschen von höhern und reinern Gesinnungen und Bestrebungen. Anfangs war ihre Zahl sehr klein; sie wuchs unter der Kraft griechischer und römischer Weisen, mehr noch durch die göttlichen Worte Jesu, und fortschreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie ist dermalen schon sehr achtbar; sie bildet eine unsichtbare, durch alle Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genossen verstehen einander, wo sie sich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle, in verschiedenen Sprachen und Beziehungen, nur einerlei Sehnsucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht keinen Unterschied zwischen ihnen, ob sie gleich, wie sichs ziemt, ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintan setzen, ihrer Kirche getreu sind. Sie wollen überall dasselbe: Herrschaft des gesunden Menschenverstandes; Grundsätze des ewigen Rechts; Verhütung des politischen und kirchlichen Despotismus; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker begründet; keine Schooß — und keine Stiefkinder im Staate; bessere Beachtung des Zeitgeistes, der öffentlichen Meinung, überhaupt alles dessen, was allgemein Noth thut.

Man kann es kaum begreifen, wie es komme, daß sich gegen diesen Bund der Bessern dermalen fast alles erhebt. Man donnert in Spanien und Portugall gegen die Liberales, im Brittischen Parlament gegen die Oppositionsparthei, in Frankreich gegen die, welche den Ultras ihre Plane vereiteln, in Italien gegen die, welche ihre Sehnsucht nach einer bessern Verfassung laut auszusprechen wagten, in Deutschland gegen die, welche Landstände begehrten. Beinahe überall treten mit Einwendungen vor: Höflinge und Feldherren, Amtsleute und Einnehmer, die römische Curia und die apostolischen Nunziaturen, die bischöflichen Consistorien, und Geistliche von allen Graden, denen daran liegt, die bestehenden Formen auf alle Zukunft festzuhalten, wozu sie freilich zu schwach seyn dürften, weil ihnen die Macht der Vorsehung gegenüber steht, an der vermessene Eingriffe nicht ungerochen bleiben.

Alles Menschliche ist fortschreitend, und läßt sich in keine bleibende Schranken gewaltsam einbannen. Jede rückgängige Bewegung in der fortschreitenden Zeit ist nur vorübergehend.

Was die Ebbe und Fluth dem Meere, das ist jeder scheinbare Rückgang im fortschreitenden Leben der Völker; die Bewegung erhält dadurch nur neue Kraft.

Es ist ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Schiller.

Die Zeit zurückstellen oder überrennen wollen: beides ist gleich unsinnig. Wer, und sey er der mächtigste Fürst, gegen den Geist der Zeit ankämpft, schwimmt gegen den Strom, und muß nothwendig am Ende untergehen. Wo es dem öffentlichen Wohl gilt, dürfen die Forderungen der Zeit nicht übergangen werden. Aber die Forderungen der Zeit sind nicht die Forderungen der Einzelnen, sondern es ist das Gesammtbedürfniß der Menschen, welche in der Zeit leben. Dieses Gesammtbedürfniß herauszubringen ist schon darum keine leichte Aufgabe, weil es nur in der Durchdringung der Bedürfnisse aller Einzelnen liegen kann. Eben weil der Gesammtheit genug gethan werden soll, muß manche Forderung der Einzelnen unerfüllt bleiben. Dadurch erhalten bei jeder bessern Einrichtung die vielen und heftigen Widersprüche ihre natürliche Erklärung.

Ob mit dem durch alle Erdtheile verzweigten unsichtbaren Bunde der Bessern der vielbesprochene heilige Bund sich messen dürfe? — darüber mag unsern Söhnen und Enkeln die Zukunft Aufschluß geben. Allerdings ist dieser heilige Bund eine erhabene Idee, und spricht unsre gemüthliche Zeit noch verwandter an, als Heinrich des IV. europäische Republik, sein ungleich praktischeres Huhn im Topfe, oder Kants ewiger Friede. Unter Heiligen würde ein solcher Bund ewig seyn; unter Menschen mit Irrthümern, Leidenschaften und Schwachheiten wird er dem Schicksal alles Menschlichen nicht entgehen. Fällt ein Glied aus der Kette, dann kann der ganze Bund sich lösen. Man muß nie vergessen, daß ihn nur die Fürsten geschlossen haben ohne Theilnahme der Völker, und ohne die Garantie des Schicksals, daß sich gar oft im Spiele mit menschlicher

Weisheit gefällt. Zwischen den beßten Fürsten ist Trennung möglich, wozu sich bald rechtfertigende Gründe finden. Jeder Fürstenbund hat viel ähnliches mit einer Guitarre: wenn eine Saite sich verstimmt, geräth der ganze Akkord in Verwirrung. Nicht nur der Name, sondern mehr noch der Edelsinn der hohen Verbündeten, widerspricht der Lästerung, daß es Zweck des Bundes gewesen sey, Europa unter dem Joche eines einförmigen und stillstehenden Systems zu fesseln.

Kein Bund, wie er immer heißen mag, wird lange fortbestehen, wenn er schon in sich selbst den Keim seiner Auflösung trägt. Er gleicht einem Kartenhaus, dem Sturmwinde blosgestellt, in welchem weder die Fürsten noch die Völker sicher wohnen können. Kein Interesse bindet auf die Dauer, wenn es nicht aus der Naturnothwendigkeit hervorgeht; jedes andere ist wandelbar, und kann also keinem Bunde zur bleibenden Unterlage dienen. Völkerinteressen wechseln mit ihren Bedürfnissen, und sind meistens, wie die Völker selbst, verschieden; wie könnte unabänderlich bleiben, was darauf gebaut wird?

63. Buße.

Wahre Buße ist Sinnesänderung, Verbesserung des Herzens, Anstreben und Ringen nach größerer Vollkommenheit des Gemüths, Aussöhnung mit seinem eigenen Gewissen, das über verletzte Pflichten Vorwürfe macht, und mit Gott, von dessen Wegen man leichtsinnig abwich. Sie besteht also nicht in körperlicher Selbstbestrafung für begangene Sünden, nicht in bloßen Seufzern und Klagen über verübte Thorheiten, nicht im eifrigern Betreiben kirchlicher Gebräuche, im Almosen, Beten, Wallfarten, Fasten. Es gehört zum Wesen der Buße, daß man aufrichtig das verübte Böse bereue, und es nicht wieder begehe. Buße ohne Besserung, ohne Vergütung des begangenen Unrechts durch freudiges Rechtthun, ist Unding, ist Selbsttäuschung, welche das Herz in falsche Ruhe einwiegt. Bußübungen, neben welchen das Herz ungebessert bleibt, rechtfertigen vor Gott nicht, in dessen Augen der Mensch nur gilt, was sein Herz werth ist.

Buße setzt Sebstkenntniß, und diese Selbstprüfung voraus. Wo sinnliche Kräfte blindlings walten, und der Mensch nie aus dem Gewühle seiner Zerstreuungen sich sammelt, wenig um die Regungen seines Herzens sich bekümmert, nie die vielfachen Mängel seines Thuns unverschleiert hervorruft zu prüfender Beschauung, nie unpartheiisch und redlich untersucht, wie fern seine Vorstellungen und Neigungen, seine Sinnesart, sein Betragen, und überhaupt sein sittlicher Zustand mit seiner Bestimmung übereinkommt: da ist keine Buße gedenkbar. Man muß an sich das Böse wahrnehmen, das man bekämpfen will; man muß sich seines Unwerthes bewußt seyn, wenn man sich wieder Werth und Würde geben will.

Wer durch Selbstprüfung zur Erkenntniß seines Unwerths gekommen ist, wird sich gewiß Mühe geben, sich wieder aus seiner Entartung zu erheben, und kein Mittel unversucht lassen, der Macht des Bösen, das ihn überwältigte, nach Kräften zu steuren; er wird sich Vorwürfe über die kleinsten Pflichtversäumnisse machen; er wird sogar die pflichtwidrigen Gedanken tadeln, die ihn versucht haben, und tadelhaft sich finden um der Unschlüssigkeit willen, womit er zwischen Recht und Unrecht wanken könnte; er wird, wenn auch an seinen Thaten nichts auszustellen ist, doch mit den Beweggründen, die ihn dabei geleitet haben, noch unzufrieden seyn.

Durchdrungen von Reue wird er sich fragen: was soll ich thun, daß ich das ewige Leben erlange? er wird sich vornehmen, folgsamer zu werden dem Rufe des Gewissens; sorgfältiger, treuer, beharrlicher jedes Mittel der Heiligung zu benutzen, und durch Wohlverhalten es zu verdienen, daß Gott ihm wieder seine Gnade zuwende; er wird überhaupt nichts unterlassen, damit seine frommen Vorsätze zu Gott gefälligen Thaten reifen.

64. Charakter.

Der Mann hat Charakter, will sagen: er bindet sich selbst an bestimmte praktische Principien, die er sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat. Im Gegensatze heißt derjenige charakterlos, der sich nie Mühe gab, frei

sich zu festen Grundsätzen zu erheben, und der ohne Kraft ist, sie zu befolgen. Vernunft und Willenskraft begründen also des Mannes Charakter. Sind diese Grundsätze gut oder schlecht, so ist es auch der Charakter. Jeder Charakter hat seine eigenthümlichen Züge, die beachtet werden müssen, wenn man Andere gehörig würdigen will. Charakteristische Darstellungen sind für Dichter und Schauspieler die schwerste Aufgabe.

Oft ist der Charakter der Menschen schon in ihren Gesichtern lesbar. Alle Leidenschaften verursachen besondere Züge im Gesichte; sind sie von langer Dauer, so werden diese Züge unauslöschlich. Der Sitz des Charakters ist das Herz, nicht der Verstand. Daher Jakobi: «jede gute Eigenschaft, die mir nicht aus dem Herzen werden kann, will ich noch eher aus dem Magen erwarten, als allein aus dem Kopfe.»

Wer guten und edeln Charakters ist, darf und soll stolz darauf seyn: er darf und soll seine Rechtlichkeit, sein Pflichtgefühl, seine Theilnahme an dem, was würdig und heilig ist, seinen Muth, seine Beharrlichkeit, überhaupt seine menschliche Reife, die seine Brust erhebt, vor allem hoch halten. Charakterstolz beruht auf dem Gefühl errungener Menschenwürde: kann also nicht böse seyn. Wer möchte auch eine feste Schutzwehr gegen das Laster böse nennen? — Jeder andere Stolz ist feindseliger und giftiger Natur, weil er sich mit Achtung und Liebe für Andere nicht verträgt, was dem Charakterstolz nicht vorgeworfen werden kann.

Festigkeit ist vom guten Charakter unzertrennlich. Gute Grundsätze wechseln nicht, wie die Moden. Des Mannes von Charakter Wahlspruch ist von Haug ausgesprochen:

Und wandle rings sich Alles um,
Nie werd' ich Götzen Opfer weihen.
Mich lohnt das freie Symbolum:
Recht handeln, Niemand scheuen!

65. Cultur.

Von Cultur gilt im Allgemeinen, was oben von Bildung gesagt ist. Freiheit ist die Mutter aller Cultur: je kräftiger

jene irgendwo blüht, desto schöner, vielseitiger und tiefer begründet wird meistens diese. Cultur erscheint nicht plötzlich, sondern gedeiht langsam, und ruht unter jeder Benennung auf den Schultern der Vorwelt.

Ueber moralische und religiöse Cultur ist unter dem Artikel Bildung das Nöthige nachzulesen. Ohne sie ist jede andere unerheblich und des Namens unwerth. Eine Cultur, die bloß auf die intellectuellen Kräfte berechnet ist, macht den Menschen in der Regel stolz, eingenommen von sich und übermüthig. Dieser Egoismus kennt nur seinen Werth, bringt ihn sehr hoch in Anschlag, und ist blind gegen allen Werth, gegen alle Verdienste Anderer, die er als tief unter sich verachtet. Der Vielwisser ist nicht immer weise. Wo Herz und Verstand gleichen Schritt halten auf der Bildungsbahn, da, und nur da ist Menschenbildung, was sie heißt. Das sollte an Lehranstalten mehr und strenger beachtet werden. Der Verstand wird leicht gefährlich, wenn er nicht mit dem guten Herzen in einen unzertrennlichen Bund tritt. Mit herzlosen Verstandesmenschen verkehrt Niemand gerne.

Einseitige Richtung der Cultur hat noch nie Segen gebracht. Diese Behauptung gilt, wie vom einzelnen Menschen, so von ganzen Völkern und Ländern. Zum Beweis mag fast ganz Europa dienen, wo die einseitige Richtung der Cultur fast alles verdrängt hat, was die Vorzeit Großes und Heiliges besaß. Wer möchte nicht Blut weinen, wenn er sieht, wie die Tempel äusserlich verfallen, innerlich verödet sind, und der Sinn für ein allgemeineres größeres Leben, für ein erweitertes Daseyn in Liebe beinahe überall erloschen ist! — Fabriken, stehende Heere sind die einzigen Zierden der Zeit; sie erheben sich auf den Trümmern der Vergangenheit, verwandeln alle Menschen in Knechte tödtender Bedürfnisse, und bringen in allen Verhältnissen jenes kümmerliche Unglück, die Geldnoth hervor, welche abzuwehren man vergeblich alle Kräfte aufbietet. Die Menschen sind überall in dieses Elend so ganz versunken, daß selbst die Liebe nichts Höheres kennt, als diese Noth nach Möglichkeit von dem Menschen abzuwenden. Was wird und muß endlich aus Menschen werden, die immer nur

darauf sinnen müssen, so viel aufzubringen, als nöthig ist, die öffentlichen Abgaben zu entrichten, und nebenbei sich mit den Seinigen spärlich zu nähren? Wo anhaltend das Gebell des Magens den Geist betäubt, ist Volksbildung beinahe ein leeres Wort. Neben Selbstsucht, die im Nothdrange unvermeidlich ist, können edlere Gefühle nicht aufkommen. Das Herz muß austrocknen, wo alle Sorgen um den Magen sich drehen. —

66. Dank.

Dankbarkeit ist allgemeine Menschenpflicht; jeder gute Mensch ist auch ein dankbarer Mensch. Der Danktrieb liegt tief in unserer Natur, und regt sich schon im Kind, das seinen Wohlthäter liebkoset, ihn freundlich anlächelt, ihn küßt und streichelt. Wo nur immer Bewußtseyn, Gefühl und Erinnerung ist, da ist auch Dankbarkeit. Das ist sogar an vernunftlosen Thieren bemerkbar, die denen schmeicheln, welche ihnen Nahrung reichen, oder sonst Gutes thun.

Jeder andere Naturtrieb kann ausarten, kann eine schiefe Richtung nehmen und schädlich werden; mit dem Danktriebe ists anders. Dankbarkeit ist allzeit wohlthätig und erfreuend: es wird sich wohl schwerlich Jemand finden, der sich dadurch Verdruß zugezogen hätte. Liebe und Zutrauen ist ihr natürlicher Lohn. Wie die Liebe, wenn sie reiner Art ist, so hat auch die Dankbarkeit keine Schranken: man wird getadelt, wenn man hierin zu wenig, nie, wenn man zu viel thut.

Dankbarkeit ist gleichsam die Mutter aller Tugenden, weil sie mit Liebe in Eins zusammenfließt. Wer dankbar ist, der erfüllt gewiß auch so freudig als willig seine Pflichten gegen Aeltern und Erzieher, gegen Freunde und Wohlthäter, gegen Obere und Vorgesetzte, sogar gegen Feinde, weil ihm durch Alle Gutes widerfährt, was freilich die menschliche Kurzsichtigkeit nicht immer wahrnimmt. Das Herz ist in der Wurzel verdorben, in welchem die Dankbarkeit nicht einheimisch ist.

Undank, sagt das Sprüchwort, ist das größte Laster, und das Sprüchwort redet die Wahrheit tief aus der Natur. Alle Menschen haben für Verbrecher jeder Art eine Thräne des

Mitleids — aber für den Undankbaren nur Abscheu. Wer des Undanks fähig ist, der ist auch jedes andern Verbrechens fähig; denn in ihm ist die Urquelle aller Tugend — die reine Liebe vertrocknet. Schweine, die unter dem Baume Eicheln auffressen, sehen nicht hinauf, wo sie herunter fallen: wie groß wäre für Menschen die Schande, mit Schweinen auf gleicher Linie zu stehen!

Undank bringt indessen den Weisen nicht aus seiner ruhigen Fassung, weil er das Gute unabgesehen auf Dank vollbringt. Mag selbst die Regierung undankbar seine Verdienste übersehen, und Unwürdigen ihn nachsetzen, sein Trost darüber ist:

Besser ists, die Menschen sagen,
Dreimal mehr verdientest du!
Als daß Weise spöttisch fragen:
Sagt, wie kam der Narr dazu?

Göking.

Wohl- und Rechtthun ist vom Danke unabhängig, weil es, um rechter Art zu seyn, uneigennützig seyn muß. Wie übel wäre Gott selbst mit den Wohlthaten, die er täglich an uns spendet, daran, wenn sie durch unsern Dank bedingt wären?

67. Demuth.

Das ist wahre Demuth: seine Vorzüge nicht vergrößern; seine Mängel nicht verkleinern; sein Gutes mit Freude und Dank gegen Gott, sein Schlechtes mit Reue und Bestreben nach Besserung ansehen; Gott das Gute zuschreiben, das er gab, das Schlechte auf eigene Rechnung nehmen. Der Demüthige redet von seinen Vorzügen selten, — nur wenn die Pflicht drängt — und dann bescheiden; von fremden Vorzügen ungezwungen, gern, oft, und mit gebührendem Lobe.

Demuth ist ein Zug, der wesentlich zum Bild des Tugendhaften gehört. Man liest in der Geschichte: der große Künstler Rubens habe einst ein lachendes Kind gemalt, und es dnrch einen einzigen Pinselstrich in ein weinendes umgeschaffen. Ist's mit dem Bilde des Tugendhaften anders? —

Trage man zu den vielen schönen Zügen in dasselbe den einzigen Zug des Stolzes hinein, und das anziehende Bild ist zum Abstossen entstellt. Ohne Demuth und Bescheidenheit ist der Reitz, die Anmuth jeder andern Tugend dahin. Wer von Ehrsucht getrieben Gutes thut, wer darum betet, um in Ruf der Frömmigkeit zu kommen; wer darum Mildthätigkeit übt, um als edler Menschenfreund gepriesen zu werden ꝛc. Der heuchelt, und seine Tugend ist nur scheinbar, nicht wirklich. Wahre Tugend und Stolz sind unverträglich, und auf Erdenvorzüge, die wandelbar sind, auf Jugendkraft, Schönheit, Reichthum, Amt ꝛc. viel sich einbilden ist Narrheit. Kann der Mensch davon etwas mitnehmen, wenn er aus der Welt geht? Haben diese Vorzüge nicht Gute und Böse mit einander gemein? Kann grösseres Wissen zur Hoffart berechtigen? Wie gar klein ist doch die Summe dessen, was der Gelehrteste weiß, gegen die Summe dessen, was ihm noch verborgen ist!

Demuth läßt allen Menschen, so hoch oder niedrig sie von der Vorsehung gestellt sind, wohl:

Demuth ist des Mannes Harnisch,
Ist des Weisen Diadem.
Nur die sanften guten Seelen,
Die mit Demuth sich vermählen,
Sind dem Schöpfer angenehm.

Demuth ist der goldne Gürtel,
Der die Tochter Eva's schmückt.
Ohne sie wird jede Schöne
Frommen Seelen zum Gehöne;
Nur der Demuth Reitz entzückt.

Schubart.

Demuth gleicht so recht der sittsammen Kleidung einer jungfräulichen Schönheit, welche den Weisen desto mehr gefällt, je mehr sie ihre keuschen Reitze zu verbergen sucht. Unbescheidene, stolze Tugend ist ein Widerspruch.

Selbstkenntniß ist der erste Schritt zur Demuth. Wer auf sich selbst unbefangen merkt, wird Manches an sich finden, das besser seyn könnte; er wird an sich manche Unarten ent-

decken, welche beschämen; sein Blick wird auf manche Untugenden fallen, die abgelegt werden müssen; seine Ueberzeugung wird täglich stärker werden, daß er eben nicht sonderlich Ursache habe, mit Verachtung über Andere wegzusehen; er wird nicht ferner in Versuchung kommen, dem Bruder den Splitter aus dem Auge zu ziehen, während ein Balke in dem seinigen steckt; er wird sich auf fremde Vergehungen keine so harten Ausfälle mehr erlauben, sondern darauf den ersten Bedacht nehmen, vor eigener Thüre zu kehren; er wird sich Andern nicht als unberufener Sittenrichter anmaßend aufdringen; so lange er selbst noch der Besserung bedarf; er wird die üble Nachrede, das Ehrabschneiden, das Verläumden wie eine Pest fliehen, und aus seinem ganzen Betragen werden Nachsicht und Schonung sprechen; ihm wird stets der christliche Grundsatz heilig bleiben: «Was du nicht willst, daß ein Anderer dir thue, das thue auch ihm nicht!» Auch wenn er Alles gethan hat, was ihm nach Stand und Beruf zu thun oblag, wird er's in Demuth anerkennen, daß Gott es war, der ihm dazu Kraft, Zeit und Veranlassung verliehen hat; selbst auf der erhabensten Tugendstufe wird er bescheiden und demüthig bleiben.

68. Denken.

Durch Vernunft sind wir Menschen, und Vernunft ist uns zum Denken gegeben. Wer aufs Denken verzichtet, begiebt sich seines heiligsten Vorzugs. Das Denken ist das Leben des Geistes, von dem also jeder sich lossagt, der in behaglicher Gedankenlosigkeit hinbrütet.

Zweck des Denkens ist Wahrheit. Um herauszubringen, was wahr ist, und es dann recht fest zu halten, genügt es nicht, dasselbe blos mit dem Gedächtniß aufzufassen: man muß es von Grunde aus, und nach allen seinen verschiedenen Beziehungen und Anwendungen kennen lernen; man muß es sich so deutlich machen, als hätte man es durch eigenes Forschen herausgebracht.

Der vernünftige Mensch hält's unter seiner Würde, sogleich und unbedenklich Alles aufs Wort anzunehmen; er will Beweise haben; er fragt erst seine Vernunft, was davon zu halten sey?

Wahrheit wird ihm erst dadurch Wahrheit, daß er sie durch eigenes Nachdenken in seine Ueberzeugung aufnimmt. Blinder unbedingter Glaube, ein Glaube, der sich scheut, die Probe der Vernunft zu bestehen, ist ihm Entehrung der Menschennatur. Er denkt: der Glaube des vernünftigen Menschen müsse auch ein vernünftiger Glaube seyn, was nur dann statt findet, wenn er sich auf wohl erwogene Vernunftgründe stützt. Wer im Stande ist, selbst zu sehen, muß nicht Andere für sich sehen lassen; sollte es mit unserer Denkkraft anders seyn? — Wohl mögen Andere zuweilen uns Vordenken, und uns zur Wahrheit die Bahn brechen; aber was kann und wird das uns nützen, wenn wir zu gemächlich sind, selbst ihnen nachzudenken, und auf der gebrochenen Bahn nachzutreten? — Der Weg zur festen Ueberzeugung bleibt für Alle ewig derselbe. Ohne eigenes Denken ist uns das Heiligthum der Wahrheit unzugänglich. Die Wahrheit erkennen heißt mehr, als sie auswendig wissen: sie ist Verstandessache, Sache, innerer Ueberzeugung, was ohne eigenes Denken keinen Begriff giebt. Eine unerkannte Wahrheit, so hell sie Andern strahlen mag, ist für uns werthlos; sie ist uns, was dem Blinden die schöne Natur, was dem Tauben die Harmonie der Töne.

Ohne eigenes Denken sind wir in beständiger Gefahr irregeleitet zu werden. Nicht Alle haben den redlichen Willen uns reine Wahrheit zu lehren; es giebt mitunter solche, die an ihren Eigennutz und an ihre Leidenschaften verkauft sind. Dagegen giebt es wieder Andere, die bei dem besten Willen nicht im Stande sind, Wahrheit zu lehren, weil sie selbst, vom Vorurtheil geblendet, in der Irre gehen. Nur eigenes Denken verwahrt uns sicher gegen Irrthum, und bringt Festigkeit in unsere Tugend; dadurch allein wird unser Glaube vernünftig. Um ein Christ aus Ueberzeugung zu werden, bedarf es des eigenen Nachdenkens, weil Ueberzeugung nicht angelernt wird.

Sonderbar ist's, daß sich Leute finden, die bei einer so billigen Forderung so ungern aufs Denken sich einlassen. Die Ursachen sind leicht zu errathen: die erste liegt in der menschlichen Gemächlichkeit. Das Auswendiglernen, das bloße Nach-

beten fällt nicht schwer; es fodert keine sonderliche Anstrengung. Mit dem Selbstdenken ist es anders; dazu gehört Kraft und Zeitaufwand. Dazu kömmt der Umstand, daß der Mehrheit der blinde Glaube von Kindheit an zur Pflicht gemacht wurde. Wie kann das Selbstdenken gedeihen, wenn man es schon zum Voraus für Sünde hält? — Aus Besorgniß in irgend einen Irrthum zu fallen, versinkt man in Gedankenlosigkeit, was schlimmer als aller Irrthum ist. Heilsorglosigkeit ist eine dritte Ursache, warum viele das Denken über das, was vor allem Noth thut, oft so lästig finden: sie sehen das Christenthum für etwas an, das allenfalls auf dem Sterbbette brauchbar seyn mag, bis dahin aber das Leben verdüstert; darum richten sie ihre Gedanken nur darauf, wie sie durchs Leben kommen, ihre sinnlichen Bedürfnisse befriedigen und ihres Lebens recht froh werden können. Was darüber hinaus liegt, dessen kümmern sie sich wenig; daran denken sie erst, wenn die Erde für sie keine Reitze mehr hat, und die Forderungen ihrer Sinnlichkeit ganz verstummen, oder, was gleich viel heißt, wenn endlich die Sünde sie verläßt. Das Christenthum wird ihnen dann Nothbehelf gegen die Schrecknisse der Verdammung, und sie greifen nach dem Kreuze, wenn schon alle andere Stützen unter ihnen zusammen gebrochen sind. So lange ihnen des Lebens Frühling lacht, erscheinen ihnen die Lehren des Christenthums viel zu ernsthaft und strenge. Sie würden beim Nachdenken darüber auf Pflichten stoßen, die sie nicht gern erfüllen, und die mit ihren Lieblingsneigungen im Widerspruche stehen. Sie suchen daher sich Beruhigung in der Unwissenheit, und sind froh, wenn ihnen nichts in die Quer kömmt, das aus dem Sinnentaumel sie aufschrecken könnte; sie wollen lieber ihre Pflichten nicht kennen, als ihren verdorbenen Neigungen etwas versagen.

Tugend ist wandelbar, Berufstreue unstät, wo der Glaube nicht auf Ueberzeugung ruht, welche Frucht des eigenen Denkens ist. —

69. Diebstahl.

Wer heimlich einem Andern wider Wissen und Willen ent-

wendet, was sein ist, und es widerrechtlich sich aneignet, begeht einen Diebstahl, ist ein Dieb. Diebstahl ist große Sünde, weil Jeder, der an fremdem Gut sich vergreift, ein erklärter Feind der bürgerlichen Ordnung und des Gesetzes ist. Er ist ein Ehrloser, der es verdient, aus der Reihe rechtlicher Menschen ausgeschieden zu werden.

Ein Dieb ist nicht nur, wer im Dunkel der Nacht in ein Haus einbricht, um sich fremdes Eigenthum heraus zu holen; es giebt noch manche andere versteckte Wege, Andere um das Ihrige zu bringen. Dem Diebstahl wird erstlich Arglist und Betrug gleich geachtet. Wer absichtlich Andere in Verträgen überlistet, sie mit falschem Gewichte hintergeht, ihnen schlechte Waare für gute verkauft; — wer leichtsinnig anvertrautes oder erborgtes Gut durchjagt, oder es auf gefährliche Unternehmungen auslegt; — wer muthwillig Schulden macht neben allem Voraussehen, daß er sie nie wieder werde abzahlen können; — wer fremde Leichtgläubigkeit, Kurzsichtigkeit, Unerfahrenheit zu seinem Vortheil mißbraucht; — wer falsch spielt ꝛc.: der thut, was der Dieb, nur auf eine verschiedene Art; er bringt, wie dieser, Andere um ihr Vermögen.

Verächtlicher, als gemeiner Diebstahl, ist Erbschleicherei; — wenn nämlich mit heuchlerischer Liebe der Habsüchtige einen todtkranken Bekannten umschleicht, um rechtmäßige Erben zu verdrängen, und an ihre Stelle zu kommen. Verbrecherisch hüllt sich der Nichtswürdige in den Mantel der Freundschaft, sucht des Kranken Wohlwollen mit heimtückischer Dienstfertigkeit zu fesseln, liegt ihm unaufhörlich mit Schmeicheleien in den Ohren, bis er ihn durch seine Zudringlichkeit dahin gebracht, seiner im Testament mit unverdienter Freigebigkeit zum großen Nachtheil der nächsten Anverwandten zu gedenken.

Nicht minder strafbar, als Diebstahl gewöhnlicher Art, und meistens noch verwerflicher und nachtheiliger ist das Benehmen neidischer Menschen, welche schadenfroh die Ehre und den guten Namen Anderer, bald durch entehrende Vermuthungen und boshafte Bemerkungen verdächtig machen, bald ohne Hinterhalt durch niederträchtiges Verläumden zerstören, und ihnen dadurch zum bessern Glück den Weg verlegen, oder

wohl gar um schon erlangte Versorgung bringen. Der Dieb stiehlt die Frucht des Erwerbs; der Neid zerstört die Quellen des redlichen Erwerbs — Credit und Zutrauen. Endlich ists Verletzung fremden Eigenthums, wie Diebstahl, wenn man anvertrautes Gut schlecht und treulos verwaltet; wenn gewissenlose Vormünder und Pfleger das Vermögen der Waisen, Wittwen ꝛc. durch unredliche Mittel an sich ziehen, oder durch Nachläßigkeit verwahrlosen; wenn Ortsvorstände oder Verwalter das Vermögen milder Stiftungen zu fremdartigen Zwecken Verwenden, oder widerrechtlich die Zinsen für sich benutzen; wenn sie, was den Schulen oder den Armen liebvoll zugedacht ist, zu unnöthigen Taggeldern versplittern; wenn Handwerker für schlechte Arbeit hohen Lohn nehmen, von zu verarbeitenden Stoffen für sich unterschlagen. ꝛc.

Der Mensch, der seine höhere Bestimmung kennt, und seine Würde fühlt, will nicht durch Dieberei und Betrug reich werden; er verzichtet gern auf Vorzüge, wozu er nicht anders, als auf unrechten Wegen, gelangen kann. Wie könnte er fordern, daß Andere seine Rechte ehren und heilig halten, wenn er ohne Bedenken die ihrigen verletzt? — Sein Reichthum ist ein reines Herz, seine Hoffnung Gottessegen, und er kennt keine tiefere Kränkung, als verdienten Vorwurf der Unredlichkeit vom eigenen Gewissen. Einem Jeden zu geben und zu lassen, was ihm von Rechtswegen gebührt, bleibt ihm zeitlebens unverbrüchliche Lebensregel.

70. Dienen.

Einander wechselseitig dienen, im mildern Sinne des Wortes, — gefällig, dienstfertig gegen einander seyn, ist allgemeine Liebespflicht. Im engern Sinne beruht das Dienen auf freier Wahl, auf zwangloſem Dienstvertrag, wodurch Jemand sich mit seinen Geistes- oder Körperkräften unter nöthig befundenen Bestimmungen an Verfügung eines Andern stellt.

Des Dienenden Pflicht ist, die Heiligkeit des geschlossenen Vertrags zu ehren, und sich nicht unbescheiden über die Schranken des Bedungenen wegzusetzen. Er leistet willig, was er soll, und fordert nicht mehr, als er darf. Er schämt sich

nie der Geschäfte, die seinem selbstgewählten Berufe zugewiesen sind. Berufsarbeit, wie sie immer heißen mag, bringt keine Schande, so lang der Arbeitende durch Biedersinn und gute Aufführung ehrenwerth bleibt. Auch auf niedriger Stufe bleibt's dem Menschen unbenommen, durch Diensteifer und Wohlverhalten den Adel seiner Natur zu behaupten, und auf Achtung Anspruch zu erwerben, welche die Person, nicht den Beruf trifft. Sein Dienst ist ihm kein Joch, weil er aus Neigung seine Pflicht thut, und Liebe in ihm das Schwerste leicht macht.

Darum geht er auch sparsam mit der Zeit um, damit kein Geschäft ohne Noth verkürzt werde. Seine lohnende Regel ist: Alles zur gehörigen Zeit und in gehöriger Ordnung zu thun, wodurch ein Geschäft dem andern gleichsam die Hand bietet. Frohsinn weicht ihm bei der Arbeit nie von der Seite. Sein größter Ruhm ist unbestechliche Treue; die geringste Veruntreuung ist ihm ein Greuel. Wohlverhalten ist ihm der einzige Anker, um daran sein künftiges Glück zu befestigen; sind ihm von der Vorsehung die Mittel versagt reich zu werden, so will er doch ehrlich bleiben, und vermeidet daher alles, was auf seine Tugend den geringsten Verdacht werfen könnte. Für eigene Tugend besorgt, ist er es nicht minder für die Unschuld der Kinder im Hause; er hält's für unverzeihliche Grausamkeit, in diesen Kleinen durch böse Reden oder Beispiele die noch schlummernde Leidenschaft aufzureitzen. Er thut allezeit, überall, gegen Jedermann, was sein Dienst fordert, und seine reinste Freude ist, die aus dem Bewußtseyn redlich erfüllter Pflicht quillt.

71. Dreistigkeit.

Dreistigkeit. ist nicht Kühnheit, die bis zum Trotz, bis zur Wildheit getrieben, alle Hindernisse überrennt, die ihrem Vorhaben im Wege liegen, sondern feste Entschlossenheit und beharrlicher Muth, für das Gute die größten Gefahren zu bestehen, ohne durch Bedenklichkeiten sich irre machen, und durch Widerstand sich abschrecken zu lassen; sie ist beherztes Verhalten im Dienste der Pflicht. Wer sich durch die Furcht, man möchte ihm, was er nach Pflicht sagen oder thun sollte, übel ausle-

gen, davon abschrecken läßt; wem beim Anblicke derer, vor welchen er sich erklären und der Wahrheit Zeugniß geben sollte, das Wort auf der Zunge erstirbt; wem das Besorgniß Andern zu mißfallen sogleich alle Kräfte lähmt, wer schüchtern und feigherzig vor Hindernissen, Beschwerden und Gefahren zurück tritt, mit denen er's aufnehmen sollte, um Gutes zu vollbringen, der rühme sich jener edeln Dreistigkeit nicht, ohne welche nichts Großes gedeiht, auch wenn ihn zuweilen Eigennutz, oder der Sporn ungezügelter Leidenschaft treiben, etwas zu thun, was ohne schweren Kampf nicht abgeht. Wo nicht reines Pflichtgefühl den Muth hebt, da ist die Dreistigkeit unrechter Art, und erschlafft, so bald ihr kein Vortheil mehr winkt, und keine gereizte Leidenschaft zur Seite geht.

Dreistigkeit im bessern Sinne handelt besonnen: sie läuft nicht Sturm, wo sie im ruhigen Schritt das ersehnte Ziel erreichen kann. Mögen böswillige Menschen ihr zum Guten den Weg verlegen: sie begegnet ihnen so lange mit zarter Schonung, als es ihr die Pflicht erlaubt; sie läßt sich sogar Beleidigungen gefallen, und bleibt nachgiebig und geduldig, wenn man ihr nur nicht Böses zumuthet. Aber sobald das Gewissen zu reden und zu handeln befiehlt; sobald das innere Gefühl sich regt, der guten Sache sich anzunehmen: so fragt sie nicht weiter, wie man ihr Benehmen beurtheilen werde; sie kehrt sich an keinen Widerspruch; sie scheut keine Kränkungen; sie spricht mit einer so edeln Freimüthigkeit und tritt mit einem so gesetzten Mannsinne vor, daß selbst der, welcher sich dadurch beleidiget findet, nicht umhin kann, sie zu bewundern, und ihr, wenn auch nicht sichtbar, doch im Herzen, Ehrfurcht zu zollen. Unwiderstehlich, vom eigenen Herzen getrieben, wird sie die Helferin aller, denen Niemand beistehen will, die Freundin aller Verlassenen, die Beschützerin aller Verfolgten. Unerschrocken nimmt sie das Wort für den Abwesenden gegen die Beschuldigungen des hämischen Verläumders; nimmt des Unschuldigen sich an, den man ungestraft lästern zu können glaubt, weil er todt ist; bittet für verschämte Arme, die selbst nicht bitten können, und achtet es nicht, wenn man ihren Eifer unbillig beurtheilt; spricht muthig für den Unterdrückten, den das mäch-

tige Laster überwältiget, und achtet die Gefahr nicht, die ihr selber droht; hält es standhaft mit dem Rechtschaffenen, den sie kennt, wenn ihn gleich der Unwille eines Vornehmen drückt, wenn ihn gleich Umstand und Leidenschaft verfolgen, und man nicht in Verbindung mit ihm stehen darf, ohne selbst verhaßt zu werden.

Im schönsten Glanze und in höchster Würde zeigt sich der Edeldreiste, wenn er stark genug ist, dem verderbten Geiste der Zeiten zu trotzen. Mag dann alles dem Irrthum huldigen, — er bleibt der Wahrheit treu; mag es zum Weltton gehören, über das Heilgste zu witzeln, — er spricht es durch Wort und That aus, daß es ihm ehrwürdig sey; mag fast überall das Laster an der Tagesordnung seyn, — er erhebt laut dagegen seine Stimme, und erhält sich rein; mag Alles schädliche Gewohnheiten billigen und bedenkliche Moden mitmachen, — er äußert unverholen sein Mißfallen darüber, und erlaubt sich um keinen Preis, was unanständig ist; mag endlich Alles dem Taumel des Leichtsinnes, der Zügellosigkeit, der wilden, alles umkehrenden Empörungssucht folgen: — er wankt nicht einen Augenblick, achtet weder den Tadel noch das Drohen der Menge, und scheut Gefahr und Verfolgung und selbst den Tod nicht, wo es einer Forderung des Gewissens gilt. Ihn leitet bei allen Zumuthungen die ruhige Ueberzeugung, daß die Bahn der Pflicht doch allezeit die sicherste sey, dahin zu kommen, wo ihm das Ziel seiner Bestimmung ausgesteckt ist; diese Ueberzeugung allein hält ihn oben, wenn es rings um ihn her wogt und braust.

72. Druck.

Druck giebt keinen vernünftigen Begriff für freie Menschen, die geschaffen sind, einander zu lieben und des Lebens Last zu erleichtern. Um dem Druck übermüthiger Starken zu entgehen, verbanden sich viele Schwache, sich des unbefugten Druckes zu erwehren. Gegen Druck sicher zu seyn, war Zweck aller bürgerlichen Vereine. Wer also an der Spitze solcher Vereine steht, soll gegen Druck schützen, nicht selbst drücken. Die Regierung, welche groß sich meint, so sie das Volk drängen

kann, bedenkt also wohl nicht, wozu sie da ist, und mißkennt ihr eigenes Interesse. Druck erzeugt Noth; mit der Noth kömmt Verzweiflung, mit der Verzweiflung Muth, und mit dem Muth Tugend, wodurch die Macht der Dränger allein gebrochen werden kann. Auch der Taglöhner erwacht endlich zum Gefühl und zur Ueberzeugung, daß er auf Schonung Anspruch machen dürfe, und daß dem Regenten das Volk von der Vorsehung nicht als Ball zum spielen in die Hand gegeben sey.

Indessen ist nicht alles Druck, worüber das unbescheidene Volk zuweilen Klage führt. So mancher Selbstsüchtige fühlt sich tief im Herzen verwundet, und schreit über Ungerechtigkeit, so ihm für öffentliche Bedürfnisse ein unerheblicher Beitrag abgefordert wird, und bedenkt wohl nicht, daß kein Zweck ohne Mittel erreichbar sey, und der Bürger nicht verdiene ein Vaterland zu haben, der nicht willig auf dessen Altar ein Opfer legt, das seinen Kräften angemessen ist. Wer immer über monarchischen Druck klagt, hüte sich, unter demokratisches Ungeziefer zu fallen.

Kein Druck empört mehr, als Geistesdruck. Das Gebiet freier Gedanken kann und darf keine Regierung umzäunen. Ueber Wahrheit entscheiden nicht landesherrliche Befehle, oder kirchliche Decrete, sondern Gründe, die an unbefangene Prüfung eines Jeden gestellt sind, und seyn müssen. Wahrheit gilt dem Einzelnen nur als solche, wenn für sie wohlerwogene Gründe sprechen. Wer einem Andern befehlen darf: denke wie ich! macht ihm das Recht auf eigene Ueberzeugung streitig, und Ueberzeugung, die nicht eigen ist, gilt so viel, als keine. Man kann unmöglich für einander überzeugt seyn, so wenig man für einander essen oder trinken kann.

73. Du.

Du und ich, und ich und du, sagt der gesunde Verstand; dabei blieben die Griechen und die Römer, und alle alten und neuern bessern Barbaren. Die polizirten Unvernünftler setzten nachher aus Respect den Einzelnen in die Mehrheit. Dabei blieben die Engländer, Franzosen, Holländer und die übrigen.

Nur die Italiener wagten es aus übergroßer Ehrfurcht nicht, von einer gegenwärtigen Person, als ob sie gegenwärtig wäre, zu sprechen, und redeten sie als abwesend an: Er, Sie. Wir Deutsche sind in den Höflichkeitsformeln bis zum kriechendsten Knechtsinn hinabgesunken, und reden zu einer einzigen gegenwärtigen Person, als ob sie vervielfacht abwesend wäre: ich bin Ihr gehorsamer Diener. Mit Du dürfen wir, ohne den Anstand zu verletzen, einzig noch Gott und einen Freund anreden, mit dem wir auf sehr vertrautem Fuße stehen, und dieses trauliche Wort ist mit wenigen Ausnahmen fast ganz auf die niedrigsten Gesellschaftskreise eingebannt.

So widernatürlich das scheinen mag, so müssen wir doch auch froh seyn, und Gott danken, daß unsere Sprache uns berechtiget, einen Gegenwärtigen mit Sie anzureden, und wenn er ein Schelm ist, zwischen jedem Komma Euer Wohl oder Hoch oder Edel und sonst geboren zu setzen, indem wir so wenigstens der Verlegenheit enthoben sind, den traulichen Seelen — Dualis zu entweihen.

74. Duldung.

Da Denkfreiheit ein ursprüngliches, durch kein geselliges Verhältniß verlierbares Menschenrecht ist: so ist Niemand beauftragt, feindselig einem Andern gegenüber zu treten, wenn er in Ansehung des Glaubens oder Urtheils über das Wahre, Schöne und Gute seiner Ueberzeugung folgt. Ueberzeugungen lassen sich nicht befehlen, und wir müssen sie ehren und schonen, auch wenn sie von den unsrigen abweichen. Wer einem Andern, sagt Thomas Paine, das Recht auf seine Meinung streitig machen will, macht sich selbst zum Sklaven seiner gegenwärtigen Meinung, weil er sich das Befugniß abspricht sie zu ändern. Ist Liebe im Menschen, so wird er Andern nicht grollen, weil ihre Ueberzeugungen nicht die seinigen sind, und er wird ihre Gebräuche ehren, auch wenn sie nicht die Farbe seiner Kirche tragen. Sein Grundsatz ist: jeder Mensch sey nur in seinem eigenen Glauben selig, und wer ein Leben nach Jesu Sinn führe, sey dessen wahrer Jünger.

Da Meinungen und Gebräuche nicht das Maaß wahrer Religion sind, sondern das Gott ergebene Herz, und die Freudigkeit im Rechtthun: so ist sein Glaubenseifer nicht zudringlich. Wer für Rechtgläubigkeit mit Hitze kämpft, verfehlt meistens selbst den Weg der Wahrheit, und rennt im ungestümmen Anlaufe über das Ziel hinaus. Der Wahrheitsfreund mag, was er für Irrthum hält, mündlich oder schriftlich durch Gründe bestreiten; nur werde er nicht hart und bitter gegen jene, denen noch der angebliche Irrthum als Wahrheit gilt! — Der verfolgungssüchtige Eiferer hat viel ähnliches mit einem im Thale Wohnenden, der sogleich über verfehlten Weg schreit, weil er nur Einen kennt, indessen Andere, welche auf dem Berge stehen, und eine freie Aussicht haben, sehen, daß mehrere Wege ans gleiche Ziel führen. Gute Seelen, sagt Pfeffel,

Schließt eines Gottes Himmel ein,
Ihr Pilgerrock, den sie nicht wählen,
Mag glatt nun oder zottig seyn.

Wer der Sache des Evangeliums gewogen ist, der sey dafür wirksam in liebender Eintracht. Alle Male geht im Kriege der Meinungen, mit Bitterkeit geführt, die Liebe unter — im Christenthum die Hauptsache. — Es ist ein Erfahrungssatz: Unwissende waren von jeher die wildesten Schreier. Ihr Sinnbild ist eine leere Tonne. Da sie einen sehr beengten Gesichtskreis haben, und das Selbstprüfen ihre Sache nicht ist: so wird's begreiflich, warum sie so gerne mit dem Schilde des blinden Glaubens sich bedecken, und mit der Keule der Orthodoxie um sich schlagen.

Wer bei Menschen auf Einheit der Ueberzeugung dringt! verlangt das Unmögliche, und vergißt, daß sie Menschen sind. Abweichende Meinungen und sogar Irrthümer sind die natürliche Frucht unserer Geistesbeschränktheit. Jeder urtheilt nach seiner Fassungskraft, die nicht bei Allen gleich ist; auch fehlen wir Alle, nur jeder anders. Und wir sollten einander Vorwürfe machen, einander den Stab der Verdammung brechen, weil wir uns nicht zu gleichen Ansichten erheben, was bei der

großen Verschiedenheit der Geisteskräfte und der Gelegenheiten zu ihrer Entwickelung durchaus unmöglich ist?

Wo das Recht zu prüfen gilt, ist Duldung die natürlichste Forderung von der Welt. Wer unbefangenes Recht im Denken und Forschen anspricht, muß, wenn er folgerecht handeln will, dasselbe Recht in jedem andern ehren. Darf der katholische Priester den protestantischen Religionslehrer angreifen, so muß wohl auch diesem gegen den katholischen Priester das gleiche Befugniß zuerkannt werden; aber dann ist's auch um den innern Frieden geschehen, und wie verderblich Glaubenszwietracht wirke, durch Unduldsamkeit zur fanatischen Wuth gesteigert, weiß jeder, der in der Geschichte nicht ganz Fremdling ist. Man kann eine Religion nicht liebgewinnen, die man mit Verläugnung aller Liebe aufdringen will, und man betritt verkehrte Wege, wenn man die Religion der Liebe durch Verfolgung in Aufnahm zu bringen sucht.

Der wahre Christ ist verträglich, und gestattet gern Andern, was er für sich verlangt. Der Glaube, wenn er rechter Art ist, besteht nicht darin, daß man dieses oder jenes für wahr halte, sondern im Einklange des Thuns mit dem Bekenntnisse, oder mit dem, was man für wahr hält. Der Glaube ist allein rechter Art, der durch ehrwürdige und gute Früchte sich bewährt; der ihn besitzt, steht mit entsprechender That zur heiligen Lehre, wozu er sich bekennt. Das heißt im Sinne Jesu glauben, der gegen Andersdenkende nie hart war, und seinen heiligen Unwillen nur Heuchler fühlen ließ, die ihre Schlechtigkeit mit Orthodoxie überkleisterten.

Wer es weiß, daß Religion weniger in Meinungen, als in Gesinnungen bestehe und in Eins mit Gottergebenheit zusammenfließe, welche auch neben ungleichen Ueberzeugungen statt findet, und daß es eigentlich nur eine Religion gebe, die in verschiedenen Formen sich ausprägt, daß Christenthum und Kirchenthum nicht das gleiche sagen, daß jede Form gelte, was der Geist aus ihr macht: der ist nie unduldsam, weil Religion ihm unter jeder Form ehrwürdig ist, wenn durch sie der Mensch besser wird.

Wahre Duldung beruht auf Liebe, die der Christ Keinem versagen darf; sie geht aus der Achtung der Menschenwürde hervor, die an Keinem ganz zu verkennen ist. Man irrt, wenn man sie mit Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit vermengt: man kann eine Person lieben, und mit ihr verträglich seyn, ohne eben gefällig ihren Irrthümern zu huldigen. Wer dem, welcher anders denkt, und auf eine andere Weise zu Gott betet, wohl will, und ihm Gutes thut, ist kein Indifferentist. Der Vorwurf dürfte eher den treffen, der desto gleichgültiger gegen die wahren Pflichten der Menschheit wird, je mehr sein Glaubensbekenntniß sich erweitert.

Eigentlich sollte thätige Anerkennung des Rechts, das Jeder auf seine eigene Ueberzeugung hat, nicht Duldung heißen. Für ein unveräußerliches Menschenrecht ist das Wort entehrend; man soll eigentlich fremde Ueberzeugung nicht dulden, sondern achten und ehren, auch wenn man sie nicht zu der seinigen machen kann, man soll an Andern auch, was abgeschmackt scheint, nicht leichtsinnig herabwürdigen, so lang es ihnen als Mittel zu höhern Zwecken gilt. Die Gewissenfreiheit ist ein Heiligthum, an dem sich weder ein einzelner Mensch, noch eine Regierung vergreifen darf. Duldung setzt voraus, daß der Duldende entschieden recht habe, der Geduldete aber seine Existenz nicht der Gerechtigkeit danken müsse, sondern dem Mitleiden; liegt nicht schon im Worte für den Geduldeten eine tiefe Kränkung? — Warum bedient man sich nicht lieber des Wortes: Verträglichkeit, die auch neben ungleichen Ueberzeugungen statt finden kann und soll, und für keine Parthei entscheidet? — Soll man, was alle Menschen einander schuldig sind, noch ferner mit dem Worte: Dulden erniedrigen? — Das Wort ist anwendbar auf Fehler, Unarten, Mißbräuche, aber nicht auf Menschen, die im Herzen das Gebot tragen, einander zu lieben.

75. Dummheit.

Dummheit steht dem Verstande gegenüber. Der Dumme ist stumpfsinnig und linkisch in seinem ganzen Benehmen. Er horcht, statt mit den Ohren, mit offenem Munde, und weiß

fast nie, wo er daran ist. Das Helleste ist ihm dunkel, das Leichteste unausführbar; das geringste Hinderniß macht ihn verlegen; ein Kind kann ihn zum besten haben. Wenn der überlistete Kluge ruhig bleibt, und sich daraus Lehren für die Zukunft zieht; so wird dagegen der überlistete Dumme ungehalten und grob, und ergießt sich in eine Flut von Verwünschungen, ohne behutsamer zu werden.

Mit der Dummheit geth's, wie mit dem übelriechenden Athem; Niemand leidet dabei weniger, als dem er eigen ist. Während es um ihn her fast nicht auszuhalten ist, und ein toller Streich, ein Mißgriff den andern ablöset, lebt er in behaglicher Zufriedenheit mit sich selbst, und meint, wie gut er's gemacht habe. Sein Stolz ist sein Geld, als wenn goldene Wolle das Schaf klüger, oder eine kostbare Ladung den Esel verständiger machen könnte. Der größte und verwerflichste Dummkopf ist, wer neben großem Reichthum Verstand und Kenntnisse entbehrlich findet, und doch die höchsten Aemter im Staate anspricht.

76. Ehe.

Die Ehe, dieser lebenslängliche Herzensbund zwischen Mann und Frau, ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und giebt dem Gebildetsten die schönste Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Fast kann man es daher nicht begreifen, wie die Kirche, als Erzieherin zur reinsten Humanität, auf den Einfall kommen konnte, ihren Dienern die Ehe zu verbieten. Desto begreiflicher ist's, daß sich unter ehelosen Kirchendienern die meisten Beispiele abstossender Härte finden.

Da der Ehebund auf Liebe ruhen soll, die nicht wandelbar seyn darf; so sollte er auch seiner Natur nach unauflöslich seyn; denn er bringt so viel Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Indessen haben menschliche Schwäche und Leidenschaft, und mitunter auch andere Gründe, gegen welche nichts Vernünftiges einzuwenden ist, für einzelne Fälle frühzeitige Ausnahmen herbei geführt. Ein Beispiel letzter Art hat uns die Geschichte von Bernhard

Markgrafen von Baden aufbewahrt, der im Jahre 1431 gestorben ist. Seine erste Gemahlin war Margaretha, Tochter des Grafen Rudolf von Hohenberg, von welcher er sich scheiden ließ, weil diese Ehe kinderlos blieb. Er heurathete hierauf eine Gräfin Anna von Oettingen, die ihm drei Prinzen und sieben Prinzessinnen gebar. Das neueste Beispiel gleicher Art gab der französische Kaiser Napoleon, der von seiner ersten Gattin sich schied, und nachher mit der österreichischen Kaisertochter bis zu seiner Gefangennehmung in glücklicher Ehe lebte. Sonderbar ists, wie neben solchen und vielen ähnlichen Beispielen aus allen Jahrhunderten, denen man doch wohl das Schandmal des Ehebruchs nicht wird aufdrücken wollen, in der Genossenschaft der römischen Curie von unbedingter Unauflöslichkeit der Ehe noch die Rede seyn könne! — Wäre die Ehe ein Orden, wo der Profession das Noviziat voran-geht: solche Beispiele würden seltener werden. Die Vorsehung mag aus so begreiflichen als erheblichen Gründen gut gefunden haben, es anders zu ordnen.

Da die Ehe ein Liebesbund ist, so ist ihrer Natur nichts mehr zuwider, als Heftigkeit und wildes Aufbrausen. Was in Ehen durch Milde durchzusetzen ist, das ist kaum zu berechnen. Milde und Sanftmuth lassen vorzüglich an der Gattin schön. Milde gleicht dem Oele, ohne welches der schärfste Bohrer nicht in Metallkörper einzugreifen vermag. Da Mißtrauen der Liebe Tod ist, und Geheimnisse Mißtrauen verrathen: so sind Geheimnisse in der Ehe immer gefährlich. Ihre Scheide bedeckt meistens einen Dolch, den die Zeit endlich zieht.

Zu bedauren ists, daß Eheleute nicht immer von der Liebe zusammen geführt werden. Es giebt verschiedene Eheklassen. Die gemeinste begehrt die Ehe nur um zu leben und leben zu lassen; die kleinere verlangt nur Herzen, nämlich zwei und höchstens ein drittes unter dem Herzen. Die besten Ehen sind im mittlern Stande, wo mehr die Liebe, und die schlechtesten in den höhern Ständen, wo die Rücksicht bindet.

Da jugendliche Liebe am reinsten glüht, sollte man mit der Ehe nicht zu lange zögern. Späte Ehen haben das Nach-

theilige, daß die Eltern wenig Hoffnung haben, die Erziehung ihrer Kinder zu beendigen; und späte Kinder, sagt treffend das spanische Sprüchwort, sind frühe Waisen. Es giebt nicht leicht eine größere Narrheit, als wenn irgend eine betagte Jungfrau noch ihren Kranz und ihre sauer errungenen Sparpfennige auf den Traualtar trägt. Liebe ist keine Waare, die mit Geld sich erkaufen läßt.

So lange Menschen Menschen sind, wird's an Ehezwisten nie ganz fehlen: es ist daher Bedürfniß, daß ein Richter darüber Entscheid gebe, und sie beilege. Der natürlichste Richter ist der Staat, weil die Ehe rein bürgerlicher Vertrag ist, und erst nach seinem Abschlusse von der Hand der Religion die Weihe empfängt. Das Richteramt in Ehesachen hätte nie an die Kirche kommen, nie das Jus canonicum des Codex der Ehe werden sollen. Ehelose Kirchendiener, die das Gelübd der Keuschheit auf sich haben, und von den Geheimnissen der Nacht gar nichts wissen sollten, sind schon gar nicht geeignet, über Ehesachen ein entscheidendes Urtheil abzugeben. Es empört, so man sich erinnert, wie einst Mancher obscäne Abhandlungen über diesen Gegenstand sudelte, die es recht eigentlich verdient haben, in Schweinleder gebunden zu werden. Man kann sie nicht lesen, ohne vor sich selbst sich zu schämen, und sie werden noch lange das bitterste Pasquill auf den Cölibat bleiben.

Ueber die Würde und den segensvollen Einfluß der Ehe auf Menschenbildung kann nicht zu viel gesagt werden. Wer die menschliche Natur kennt, der weiß es, daß ein jedes Geschlecht seine eigenen Tugenden, Neigungen und Fähigkeiten habe. Hoher Muth und Kraft wohnen im Manne; im weiblichen Charakter liegen unverkennbar eine gewisse Schüchternheit und ein sanftes Zartgefühl. Des Mannes Stirne umzieht ein gesetzter Ernst, und auf dem Antlitz des Weibes thront heitere Freundlichkeit. Hat der Mann mehr Drang zur rauschenden Lebhaftigkeit, so fühlt sich das Weib zur holden Sittlichkeit hingezogen; ist jener mehr zur Entschlossenheit geneigt, so weiset diese die Natur zur stillen Bedächtlichkeit an. Wozu in beiden Geschlechtern diese Verschiedenheit der Fähigkei-

ten, Eigenschaften und Tugenden? Wozu anders, als damit der Mann und das Weib sich desto sicherer in ihren Kräften und Anlagen entwickeln, und desto leichter ihrer Bestimmung entgegen reifen? Warum hätte sonst Gott beiden andere Neigungen und Fähigkeiten gegeben, wenn nicht eine die andere, da sie sich in der ehelichen Verbindung begegnen, bald einschränken und mäßigen, bald befördern und unterstützen sollte? — Leicht kann der Muth des Mannes zur Wildheit entarten, die alle Gesetze umwirft und alle Schranken durchbricht; aber da wird er durch die holde Schüchternheit des Weibes, durch das sanfte Zartgefühl, das sie ihm entgegen setzt, gemildert. Leicht kann das schüchterne Weib zum niedrigen Sklavensinne herabsinken; aber da wird es durch den Muth des Mannes empor gehoben, und bei seiner Würde erhalten. Bald würde der Ernst des Mannes sich in starren Eigensinn, vielleicht gar in finstern Menschenhaß verwandeln; aber da erweicht ihn die gefällige Nachgiebigkeit, die heitere Freundlichkeit des Weibes. Bald würde diese Freundlichkeit des Weibes in tändelnde, verächtliche Gefallsucht übergehen, wenn sie der Ernst des Mannes nicht beschränkte. So findet die große Lebhaftigkeit des Mannes an der Sittsamkeit des Weibes einen sichern Damm, ein sicheres Gegengewicht. Wer möchte nach solchen Bemerkungen noch zweifeln, daß der Ehe Bildung zur Humanität zu Grunde liege? — Sogar die Freuden und Leiden, die von jeder Ehe unzertrennlich sind, können unendlich viel dazu beitragen, den Mann und das Weib zu dem zu bilden, was beide seyn sollen. Wie Mancher würde unter der Last seiner Berufsarbeiten muthlos dahin sinken, wenn ihn nicht die süßen Freuden, die seiner im traulichen Familienkreise warten, aufrecht erhielten? Wie viele werden erst dadurch zur Thätigkeit in ihrem Berufe gereitzt, daß wonnevolle Gatten- und Kinderliebe sie immer daran erinnert, für wen sie thätig sind? Bei wie vielen bringt die eheliche Verbindung eine gewisse Ordnung und Gesetzmäßigkeit in ihre Triebe, Neigungen und Empfindungen, weil ihnen dadurch ein gewisser Gegenstand angewiesen ist, den ihr Herz mit seinen Gefühlen umfassen kann?

Zwar blühen im Ehestande nicht lauter Rosen, — auch spitzige, tief verwundende Dörner liegen auf seinem Pfade; aber um so mehr ist der Mensch in diesem Stande vor Leichtsinn verwahrt, dieser sonst so reichen Quelle aller Unsittlichkeit. Zwar empfindet er hier jeden Schlag des Schicksals, jedes Ungemach der Zeit, jeden Mangel desto tiefer, da jedes Unglück, das ihn trifft, auch jene mit verwundet, die ihm nahe angehören; aber er wird auch um so arbeitsamer und vorsichtiger, da es die Erhaltung jener gilt, an denen seine ganze Seele hängt. Zwar zerreißt hier der unerbittliche Tod oft die zärtlichsten Bande und schlägt die tiefsten Wunden; aber desto wünschenswerther wird ihm die Hoffnung des künftigen Wiedersehens, desto lebendiger sein Glaube an Gott und Unsterblichkeit, und also auch desto sicherer die Stütze seiner Tugend. Zwar zerstören hier zuweilen ungerathene Kinder das häusliche Glück; aber desto mehr erkennen dann die Aeltern die Nothwendigkeit und den Werth der Tugend, und um so stärker fühlen sie sich gedrungen, selbst gut und rechtschaffen zu seyn.

Mögen viele Ehen das nicht leisten; das entkräftet die Behauptung nicht. Wenn der Reiche nicht wohlthätig ist, folgt daraus, daß er es auch nicht seyn könne? Mit dem Ehestande ists nicht anders. — Wenn viele darin schlecht bleiben, wenn Unordnung und Zwietracht, Jammer und Elend bei ihnen gleichsam an der Tagesordnung sind, wenn ihr Haus das Bild der Hölle ist: messet die Schuld nicht dem Stande bei, sondern den Unglücklichen selbst, die den Stand entweihen! — Verbindungen, welche das Laster vorbereitet, die Leidenschaft knüpft, und bei denen die Habsucht den Vorsitz führt, — Verbindungen, bei denen die Vorzüge des Geistes und Herzens nicht gewürdiget werden, — Verbindungen, die nichts weiter als eine Fortsetzung jener Ausschweifungen sind, wozu jugendliche Unbesonnenheit verlockte, — Verbindungen, von denen die Tugend beschämt sich zurückzieht, weil die Vernunft durch die Anmaßungen der Sinnlichkeit zurück gedrängt wird, — solche Verbindungen können freilich das nicht leisten, was eine ordentliche Ehe leisten soll; aber, um von den gesegneten

Folgen einer Sache zu sprechen, muß man sie als das ansehen, nicht was sie oft wirklich ist, sondern was sie ihrer Natur nach seyn soll.

Sichtbarer noch ist der Ehe Einfluß auf die nachkommende Menschheit. Nur durch gemeinsames Wirken derjenigen, welchen der Mensch sein Leben verdankt, kann seine erste und nothwendigste Bildung gedeihen. Denke man sich den Fall, die Menschen wüßten von einer ehelichen Verbindung eben so wenig als die Thiere, und überließen, wie jene, ihre Kinder dem bloßen Zufalle, oder der bloßen Fürsorge und Pflege der Natur; was wäre davon die Folge? — Das Kind braucht nicht etwa nur einige Stunden oder Tage, wie das Thier, um auf der Welt sein Fortkommen zu finden; es vergehen Jahre, bis es nur die Gegenstände seiner Nahrung zu unterscheiden, und dann zu benutzen weiß. Soll also der Mensch gleich von seiner Geburt an auch nur fortleben, so bedarf er der Theilnahme seiner Eltern an seinen Schicksalen.

Aber nicht nur leben soll der Mensch; sein Körper als das Werkzeug des Lebens und des unsterblichen Geistes, der in ihm wohnet, soll denjenigen Grad von Entwicklung und Ausbildung erhalten, deren er fähig ist, und zwar um so mehr, da die höhere Cultur seiner geistigen Anlagen großentheils von der größeren oder geringern Ausbildung des Körpers abhängt. Welche Sorgfalt, welche Unverdrossenheit, welcher Aufwand wird nun schon hiezu erfordert? — und wer soll das alles leisten? —

Man frage Natur und Erfahrung, und beide werden antworten, daß nur die Mutter sich keine Mühe reuen lasse, den holden Säugling, den sie schon unter ihrem Herzen den rauhern Einflüssen der Zeit entzog, gegen jeden Unfall zu schützen; daß nur dem Vater, der in dem Kinde sein geliebtes Ich verdoppelt sieht, keine Sorge lästig falle, die ihm dessen Erhaltung verursacht. Nur liebendes Zusammenwirken rechtschaffener Eltern giebt am sichersten dem anfangs unbehilflichen Kinde die Bildung, welche ihm nothwendig ist, um ein Mensch, und ein glücklicher Mensch zu werden. Wie gar übel sind meistens die Kinder daran, welche entweder leichtsinnige oder

ungebundene Wohllust, oder der frühe Tod der Eltern in fremde kalte Hände spielt! — Die warme wohlthuende Mutterliebe, unter deren sorgsamen Pflege das körperliche Wachsthum des Kindes so gut gedeiht, und Vatertreue, die sichere Stütze des jungen Lebens, werden durch fremde Menschen nie oder selten ersetzt.

Ist nun der Stand der Ehe für des Kindes körperliche Bildung so nothwendig und wohlthuend; sollte es mit dessen geistiger Bildung anders seyn? Sprechen nicht Geschichte und Erfahrung dafür, daß es vorzüglich an Eltern liege, ob die kleinen Menschen, welche von der Vorsehung ihnen anvertraut sind, einst unwissend, roh und unbrauchbar, oder weise, sanft und brauchbar, ob sie Engel oder Teufel werden? — Oft hängt sogar die Gemüthsbeschaffenheit des werdenden Menschen von den Gefühlen und Neigungen ab, von welchen die Mutter zur Zeit sich beherrschen läßt, da jener noch unter ihrem Herzen schlummert; was wird nun erst aus dem Kleinen werden, nachdem er das Tageslicht erblickt hat, und seine für jeden Eindruck empfängliche Seele mit seinen Eltern in stete Wechselwirkung getreten ist? O dann geht vollends kein Wort verloren, das ihm die unermüdete Mutter, oder der ernstere Vater vorsagt; dann streift keine Handlung am jungen Gemüthe vorüber, ohne eine dauernde Spur zu hinterlassen; dann ist das Thun und Lassen, die Freude und das Leid, die Tugend und das Laster der Eltern die immer bildende Schule, in welcher sich die Geistesanlagen des Kindes zum Guten oder zum Schlimmen enwickeln; dann sieht das Kind in seinen Eltern sein Vorbild, das es anstreben zu müssen glaubt.

Sogar der erwachsene Mensch kann in seiner Bildung nicht wohl fortschreiten, wenn an seiner Jugendbildung, die zuerst und zunächst den Eltern obliegt, etwas versäumt ward. Jeder Mensch, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod hinwirft, soll einstens, elterlicher Leitung enthoben, selbstständig durchs Leben gehen, und im freigewählten Berufe sein Fortkommen suchen; er soll auf der Bahn des Guten ohne Führer fortschreiten; wie kann er das, wenn er aus dem elterlichen Hause in die Welt nicht schon einen gewissen Grad von Ausbildung mit-

bringt? — Es ist eine bekannte Sache, daß in früher Jugend versäumte Kenntnisse sich im mannbaren Alter nicht leicht nachholen lassen; daß fürs reifere Alter nöthige Fertigkeiten auf einer thätigen Uebung von Kindesjahren an beruhen; daß der schon erstarrte Körper oder Geist für ungewohnte Richtung wenig mehr empfänglich sey. Menschen, die trotz aller schlechten Erziehung sich nachher zu einer höhern Bildung erschwingen, sind seltene Ausnahmen, ohne besondere Begünstigung der Vorsehung nicht gedenkbar.

Der Ehe läßt sich daher der ehrende Namen eines Bildungsstandes nicht absprechen, wenn sie in der Wirklichkeit ist, was sie ihrer Bestimmung nach seyn soll. Es ist daher auf jeden Fall ein sehr schlimmes Zeichen unserer Zeit, daß so viele vor der ehelichen Verbindung einen gewissen Widerwillen haben, andere hingegen die Pflichten dieses ehrwürdigen Standes mit einem unbegreiflichen Leichtsinne behandeln, und sie ohne Bedenken ungebundener Sinnenlust opfern. Wo einmal Hurerei und Ehebruch an öffentlicher Tagesordnung sind, und zum höhern Lebenston gehören; wo die Lockerheit und sinnliche Versunkenheit pestartig von Oben herabwirken, lassen sich die Folgen ohne Mühe berechnen, ohne eben einen prophetischen Geist zu haben.

Wäre die Ehe immer in der Wirklichkeit das, was in ihrer Idee liegt, — ein Bund, auf unwandelbare Liebe gegründet: so könnte auch nur ein einziger gültiger Fall ihrer Trennung — der Tod — gedacht werden. Aber leider entspricht der Idee nicht immer die Erscheinung. Die Liebe, welche Gatten zusammen führt, ist oft weder wahrhaft noch fest; und was ist Geschlechtsgemeinschaft ohne Liebe? wie natürlich ists, daß Unsittlichkeit sich anschließe, und die Ehe zur Hölle umschaffe? — Gründe zur Trennung, die schon das graue Alterthum genehmigte, und wodurch noch die neuere Zeit eine Thüre, aus dieser Hölle zu entkommen, offen läßt.

77. Ehre.

Ehre besteht im Gefühle behaupteter Menschenwürde. Des Menschen Ehre ist also seine Tugend, und der Lohn dafür

sein Bewußtseyn. Ehre auch von außen gebührt nur dem wahren Verdienst, es wohne in Paläſten oder unterm Strohdach; und was iſt Verdienſt ohne Tugend, was Ehrbezeugung von Andern, ohne ehrenwerth zu ſeyn? Ehre, die auf Vorurtheilen, auf dem beruht, was Glück und Menſchengunſt geben und nehmen können, iſt im Auge der richtig unterſcheidenden Vernunft eine Seifenblaſe, und ſteht im unendlichen Abſtande hinter der Achtung, welche das Gefühl der Tugend abnöthigt; ſie kann die Hochachtung des Weiſen nicht gewinnen, der das Herz wiegt. Nichts beſchämt mehr als Ehrbezeugung, wenn es nachher offenbar wird, daß man ſie nicht verdiente.

In Rückſicht wahrer Größe ſteht oft der Fürſt tief unter dem ärmſten ſeiner Unterthanen, der übermüthige Miniſter tief unter dem gemeinen Bürger, den er mißhandelt; und der Mann ohne Prätenſion, der ſtill ſeinen Weg hinwandelt, reift höherer Würde entgegen, als der im Nichts ſeine Größe ſuchende Vornehme, dem Livreen und Pferde, Titel und Zeichen Verdienſte leihen müſſen, die nur der größte gleichdenkende Thor dafür gelten läßt. Der beſſere Menſch weiß, daß der Beifall und die Ehrbezeugung Anderer überall nur dann gefallen kann, wenn ſie das eigene Bewußtſeyn beſtätiget. Ehrenſtellen und Güter fallen nicht immer dem Verdienſte anheim; zuweilen kann man ſogar mit Wahrheit von den Ehrenſtellen und Gütern ſagen, daß man, um beide zu verachten, nur diejenigen anſehen dürfe, die ſolche beſitzen. Wer Kopf und Herz hat, dem iſt das ſchönſte Ehrenamt geworden.

Das Ringen nach allem, was Ehre heißt, und Ehre bringt, iſt zu allgemein, fällt zu ſtark in die Augen, und äußert ſich mit zu großen Anſtrengungen, um nicht eingeſtehen zu müſſen, das Ehrgefühl ſey von Gott ſelbſt ins menſchliche Herz gelegt. Das Ehrgefühl iſt auch unſtreitig das wirkſamſte im Menſchen. Alle andere Gefühle, ſelbſt die edelſten, laſſen ihn in Stunden aus ihren Armen fallen, wo ihn allein noch das Ehrgefühl in den ſeinigen empor hält. Unter Menſchen, deren Grundſätze ſchweigen, und deren Leidenſchaften wild durch einander ſchreien, verleiht einzig ihr Ehrgefühl dem Freunde, dem Gläubiger, der Geliebten, eine eiſerne Sicherheit. Durch

das Ehrgefühl, auch wenn es nicht ganz lauter ist, können selbst fehlerhafte Neigungen der Seele, gehörig geleitet, bisweilen der Grund gemeinnütziger Thätigkeit werden, und selber der gemeine Ehrgeitz auf gewisse Weise die Stelle besserer Tugenden vertreten, und zu nützlichen Unternehmungen spornen.

Das wahre lautere Ehrgefühl ist Eins mit dem edeln Selbstgefühl, das im Bewußtseyn seiner Kraft zu großen Thaten alle niedern Hilfsmittel der Eitelkeit verschmäht, und allein aus reinem Pflichtgefühl das Gute, Große und Edle erstrebt. Der bessere Mensch gewöhnt sich daher frühe, das Zeugniß des eigenen Herzens gerne auch mit Aufopferung fremden Beifalls zu erkaufen, der ihm auf dem Wege der Ehre entgegen kommt, sobald sich beide nicht vereinigen lassen. Sein Stolz ist, ehrenwerth zu bleiben, auch wenn alle Welt ihn verkennt, tadelt, beschimpft.

Man kann von einem Manne nichts Schöneres sagen, als: er hält streng auf seine Ehre. Wer ohne Ehre lebt, verdient gar nicht zu leben; er ist eine stinkende Pflanze im großen Garten der Welt, die man auswurzeln sollte, damit das Schöne besser gedeihe. Ich möchte Keinem, und wäre er mir als Heiliger bezeichnet, trauen, der in der geringsten Kleinigkeit seine Ehre im Stiche läßt.

Da Ehrgefühl wesentlich mit unserer Natur verschlungen ist, so ist es uns nicht nur erlaubt, es ist sogar Pflicht, Ehre zu suchen; darum müssen wir uns alles dessen enthalten, was uns entehren, was uns Verachtung zuziehen, was den Beifall Gottes und des eigenen Gewissens uns rauben könnte. Es muß uns an der guten Meinung Anderer von uns gelegen seyn; wie könnten sie sonst Vertrauen zu uns fassen? wie könnten wir unter ihnen von unsern Kräften einen gemeinnützigen Gebrauch machen? wie in ihrer Verbindung mit Segen wirken? Wir können es freilich mit dem besten Willen nicht erzwingen, daß Andere uns günstig beurtheilen; es stehen uns keine unfehlbare Mittel zu Gebote, die gute Meinung Anderer fest zu halten; aber dann genüge uns der Beifall des eigenen Herzens, das uns ehrenwerth erklärt, und die Ehre vor Gott,

welche vom menschlichen Urtheil unabhängig ist. Bei Menschen zu gelten, von ihnen gerühmt zu werden, soll und darf nicht das höchste Ziel unserer Wünsche seyn; wir sollen und dürfen das leichte Wehen der guten Meinung, so Andere von uns fassen, und den leeren Schall ihrer Lobpreisungen nicht für unser höchstes Gut halten. Die Tugend behält ihren entschiedenen Werth, wenn ihr auch alle Welt denselben absprechen sollte.

Eine vernünftige Richtung hat also unser Ehrgefühl nur dann, wenn wir Andern durch wahre Vorzüge und Verdienste Achtung einzuflößen bemüht sind; wenn wir weniger Aufsehen machen, als durch Tugenden uns auszeichnen und unsere Ehre behaupten wollen. Achtung, welche man durch blendenden Schein, durch Vorzüge, welche keinen innern Werth geben, durch Rang und Reichthum erjagen will, ist unrechter Art, und verdient es nicht, daß man sich dafür verwende. Nur ein eitler Mensch mag sich viel darauf einbilden. Es ist wahrer Unsinn, mit bloßen Zeichen der Ehre sich breit zu machen, und sich mit unverdienten Huldigungen zu brüsten. Unverzeihlicher noch ist der Unsinn, so man seine Ehre in der Schande sucht, so man sie in Dinge setzt, über die man erröthen sollte, so man sich in wilden Ausschweifungen groß dünkt, so man sich des Unglaubens rühmt, der frech des Heiligsten spottet.

Wird uns für entschiedenes Verdienst die Achtung nicht, die wir von Andern zu fordern uns berechtigt glauben, grämen wir uns darüber nicht! Wir haben ja das Gute nicht darum vollbracht, daß Andere uns achten möchten. Uns genüge Gottes Beifall, der Jedem ins Herz sieht. So lange Gott mit uns zufrieden ist, und wir uns selbst achten dürfen, hat's keine Noth.

Nie reitze uns gekränkte Ehre, an Andern lieblos das Vergeltungsrecht zu üben. Verachtung, Spott, Verkleinerung, Verläumdung sind keine Waffen für Menschen, deren jeder im Andern seine eigene Würde erkennen und ehren soll, um damit sich Recht zu verschaffen. Wer es redlich mit der Tugend meint, ist nicht schmähsüchtig, verkleinert nicht; er erkennt den Werth

seines Mitmenschen, auch wenn er sein Feind ist, und freut sich sogar, wenn er von ihm übertroffen wird. Nur wenn er selbst nicht so gut, so rechtschaffen ist, fühlt er sich im Herzen gekränkt; aber eben dieses wird ihm ein neuer Antrieb, die Höhe zu erreichen, auf welcher er einen andern vor sich stehen sieht. Die beßten Menschen können irre an einander werden, können einander verkennen, können in Versuchung kommen, einander die bisherige Achtung zu entziehen: nur Thoren können in der Verkleinerung das Mittel finden, sich zu entschädigen. Es ist verkehrte Heilart, einem Andern eine Wunde zu schlagen, damit die eigene zuwachse.

78. Ehrbarkeit.

Bei der großen Sittenverwilderung, die bald überall an der Tagesordnung ist, und an welcher so oft die schönsten Lehren, die kräftigsten Mittel, welche Vernunft und Religion anbieten, ohne merklichen Erfolg abprellen, kommt man leicht in Versuchung, gründliche, ins Herz eingreifende Besserung für unmöglich zu halten, und die Meinung zu fassen, äußere Ehrbarkeit sey alles, was man von der menschlichen Natur verlangen könne, und man müsse wohl zufrieden seyn, so man es dahin bringe, daß die Leidenschaft ihre Ausbrüche verschleiere und sich unter dem Firniß des öffentlichen Anstandes verstecke.

Doch nein, so tief sind wir nicht gesunken; die wahre Sittlichkeit ist in der wirklichen Welt kein Traum; und die Tugend, wozu wir in uns den Beruf fühlen, hat nichts mit der Heuchelei gemein, neben welcher die unordentlichsten Neigungen ungezähmt bleiben können. Achtung der äußerlichen Ehrbarkeit! Sie ist nicht werthlos; ohne sie wären dem Laster alle Schranken geöffnet; ohne sie würde das Pestübel des Aergernisses nach allen Richtungen unaufhaltsam sich ergießen. Zwar steht sie tief unter der Tugend; aber es ist doch schon viel gewonnen, wenn das Laster nicht mehr frei vortreten darf, und man wenigstens Pflichten, welche am meisten in die Augen fallen, auch aus minder edeln Bewegungen erfüllt.

Immerhin mag dabei das Herz ungebessert bleiben: das verschlossene Gift des Bösen ist doch auf jeden Fall unschädlicher, und es ist dabei weniger Ansteckung zu besorgen. Wer an äußerliche Ehrbarkeit sich hält, der beträgt sich wenigstens vor den Augen der Welt ordentlich und anständig; er ist im Umgange mit Andern bescheiden, höflich, gefällig; er hält sein gegebenes Wort; er ist in den Angelegenheiten des Lebens zuverlässig und treu; er ist arbeitsam in seinem Berufe, und hält streng auf alles, was der gute Lebenston heischt, er gehorcht der Obrigkeit und ist ein ruhiger Bürger; selbst für Religion spricht Achtung aus seinem Benehmen; er nimmt Antheil an allen Anstalten der öffentlichen Gottesverehrung, und ist nicht selten ein Eiferer für alles, was damit zusammenhängt. Das alles verdient in vieler Hinsicht Achtung; es bildet wenigstens einen Damm, der den Strom des sittlichen Verderbens hindert über seine Ufer zu treten; es stiftet doch Nutzen, wenn es auch aus Mangel der reinen Absicht vor dem Richterstuhle Gottes und des eigenen Gewissens verdienstlos erfunden wird.

Zu bedauren ists freilich, daß dem äusserlich geregelten Leben die innere Gesinnung nicht entspricht; daß er grobe, in die Augen fallende Laster nur vermeidet, die nothwendigsten Pflichten nur erfüllt, weil er sich nicht gerne Ungelegenheiten zuziehen will, weil er den öffentlichen Tadel scheut, und den rächenden Arm der Obrigkeit fürchtet. Noch mehr zu bedauern ists, daß er sich, so recht nach Heuchlerart, im Stillen für den Zwang, welchen er sich in seinen Verhältnissen mit Andern anthut, so gut sichs thun läßt, schadlos hält, und gewöhnlich alles sich erlaubt, so bald er hoffen darf, daß es verborgen bleiben werde; daß er ohne Bedenken Ausschweifungen gröbster Art sich überläßt, so lange er es verhüten kann, daß es Niemand merke; daß er seinen Leidenschaften freies Spiel gestattet, wenn er hinlängliche Sicherheit dabei wahrnimmt. Aber wie ungleich schlimmer wäre es, wenn er über das noch die Geheimnisse der Bosheit schamlos zur Schau stellte, und nicht wenigstens der Schleier äusserlicher Ehrbarkeit seine Schande bedeckte?

Mag, wer dieses Schleiers sich bedient, darunter sein schlechtes Herz zu verstecken, vor Gott ein Verbrecher seyn, den keine gute Aussenseite täuscht: ihn muß doch, weil er nicht sichtbar schlecht ist, an die öffentliche Ordnung sich hält, und alles leistet, wozu er im Weigerungsfalle angehalten werden könnte, ihn muß doch, weil er die bürgerlichen Gesetze nie auf eine erweisliche Art verletzt, die Obrigkeit gelten lassen, und ihm sogar das Lob eines guten Bürgers zuerkennen. Wie könnte sie auch anders! So sehr sie wünschen muß, daß jeder Bürger ein durchaus guter Mensch sey: Gesinnungen liegen ausser den Gränzen ihrer Gerichtsbarkeit, und die Mittel, welche ihr zu Gebote stehen, dringen nicht in das Innere des Menschen. Mag dem Reiche der Tugend durch blos äusserliche Ehrbarkeit immerhin kein Zuwachs zugehen: der Gewinn für jeden Staat ist unverkennbar. Grobe Verbrechen sind seltener, die öffentliche Ruhe ist weniger bedroht; Jeder lebt mit den Seinigen in größerer Sicherheit; man sieht mit Menschen sich umgeben, die wenigstens leisten, was sie müssen, und dem Gesetze, das aufs öffentliche Wohl berechnet ist, nicht widerstreben.

Da man dem ungeachtet nicht läugnen kann, daß äusserliche Ehrbarkeit ein sehr unsicheres Gut sey; daß nichts schwankendern Bestand habe, als scheinbares Wohlverhalten; nichts leichter in Verbrechen sich auflöse, weil unnatürlicher Zwang ein zu schweres Band ist für ein Herz, das unaufhörlich von den heftigsten Begierden erschüttert, von den wildesten Leidenschaften bestürmt wird: so muß Jedem daran gelegen seyn, ein festeres Fundament zu legen, um darauf den Bau seiner Wohlfahrt zu setzen. Aeussere Ehrbarkeit allein ist eine zu schwache, zu schlüpfrige Grundlage für einen solchen Bau, wenn er nicht unerwartet und plötzlich in sich zusammensinken soll. Die gute Gesinnung ists, was der Tugend Haltung giebt, oder richtiger gesagt, was ihr Wesen ausmacht, und für Tugend ist das Flittergold der äusserlichen Ehrbarkeit ein schlechter Ersatz.

79. Ehrlichkeit.

Wer das Vertrauen Anderer gewinnen will, muß es durch Ehrlichkeit in Anspruch nehmen. Ehrlichkeit ist gleich nothwendig, um seine Rechte zu üben und seine Pflichten zu erfüllen. Das Lob der Ehrlichkeit gebührt im weitern Sinne Jedem, der streng rechtlich ist, im engern nur dem Manne, der redlich in allen seinen Gesinnungen, aufrichtig in allen seinen Worten, und gewissenhaft in seinem ganzen Thun ist. Daß von der Ehrlichkeit im letztern Sinne des Wortes hier die Rede sey, sollte keiner Erinnerung bedürfen.

Ein ehrlicher Mann in diesem Sinne ist also derjenige, der überall und allzeit streng auf Recht und Billigkeit hält, in keinem Stücke, um keines Vortheils wegen davon abgeht, immer treu seinem Berufe lebt, im Umgange mit Andern stets sich so zeigt, wie er ist, im Handel und Wandel nie vom geraden Wege abweicht, nie sein Wort bricht, und unter allen Verhältnissen als Mann von Ehre erscheint. So ein Mann erhebt sich am sichersten zum Wohlstande, was immer dagegen so Manche einwenden mögen, die da dreiste zu behaupten pflegen, daß man es in der Welt mit der Ehrlichkeit eben nicht sonderlich weit bringe, und sich dabei auf die Erfahrung berufen. So ein Mann setzt sich bei Andern am sichersten ins Zutrauen, und erwirbt sich ihre Achtung und Liebe, und sein höchster Gewinn ist ein freies Gewissen, ein frohes Gemüth, und eine beseligende Hoffnung zu Gott, auf den er sich stützt, wenn unter ihm alle andern Stützen brechen.

Allerdings ist es Ehrlichkeit nicht allein, was zum Wohlstande erhebt. Ehrlichkeit ohne die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, ohne Beachtung günstiger Orts- und Zeitumstände, ohne feste Ausdauer beim Umtriebe seiner Berufsgeschäfte, genügt nicht, um empor zu kommen; aber sie bleibt doch immer, in Verbindung mit den erwähnten Eigenschaften, das bewährteste Mittel dazu. Wer mit Ehrlichkeit Einsichten und Kenntnisse paart, wer dabei fleißig und sparsam ist, wer darauf sich versteht, durch Biedersinn und rechtschaffenes Benehmen sich Andern zu empfehlen, dem kann es mit seinem Fort-

kommen in der Welt nicht wohl fehlen. Sey dagegen Jemand noch so einsichtsvoll, gewandt und fleißig, im Umgange mit Andern noch so artig; wird es von ihm bekannt, daß er's nicht immer ehrlich meine, daß er in Ränken geübt sey, und sich manchen Betrug erlaube: so stellt sich seinem Glücke alles in Weg. Niemand will mit ihm Geschäftsverkehr haben; Jeder, der ihn kennt, weicht ihm aus, wo er kann; man wendet sich immer lieber an solche, von deren Ehrlichkeit man überzeugt ist. Wer z. B. möchte sich an einen Sachwalter wenden, von dem bekannt ist, daß er sich von beiden Partheien bestechen lasse, und daß er absichtlich die Rechtssachen verwickle und ausdehne, um länger seine Clienten zu prellen? Wer Hilfe bei einem Arzte suchen, von dem man weiß, daß er habsüchtig seine Kranke mit Besuchen und Arzneimitteln überhäufe, und beide im Preis übersetze? Wer Bestellung auf Arbeit geben, oder Waare einkaufen, wo alles auf Betrug angelegt ist? —

Nicht minder wirksam ist Ehrlichkeit, sich bei Andern ins Zutrauen zu setzen, und sich ihre Achtung und Liebe zu erwerben. Zu einem Betrüger kann Niemand Zutrauen fassen; man ist im Umgange mit ihm verlegen, und läßt sich mit ihm nicht gerne in Geschäfte ein; wer könnte den Mann achten und lieben, der mit Recht und Pflicht verbotenes Spiel treibt, wer sein Herz ihm zuwenden, oder wohl gar als Freund an ihn sich anschließen? Zutrauen, Achtung und Liebe können auf die Dauer nur der Preis der Ehrlichkeit seyn. Wer ehrlich ist, und nie krumme Wege betritt, ist meistens allgemein geachtet: ihm begegnet freundlich der Vornehme; zu ihm nimmt der Bedrängte seine Zuflucht; sogar der Schlechte kann sich eines dunkeln Gefühls von Hochachtung nicht erwehren; auch wenn man eine schwache Seite an ihm wahrnimmt, ist und bleibt man nachsichtig gegen ihn: er ist doch, heißt es dann gewöhnlich, bei allem dem ein ehrlicher und gewissenhafter Mann, auf den man sich verlassen darf. Darum ist man auch gerne in seiner Gesellschaft, und er findet allenthalben freien Zutritt. Sein guter Ruf geht ihm stets voran; alles, was an ihm sichtbar ist, weckt Zutrauen, Achtung und Liebe; sein unverdorbenes, redliches Herz ist gleichsam an seiner Stirne lesbar; jede

seiner Handlungen trägt das Gepräge seiner Ehrlichkeit. Was er sagt, ist wahr; was er verspricht, darauf darf man bauen, und von ihm steht nie zu besorgen, daß er von anvertrauten Geheimnissen einen üblen Gebrauch machen werde.

Ehrlichkeit lohnt, was über alles geht, mit gutem Gewissen, mit heiterem Gemüthe, und mit getroster Hoffnung auf Gott. Kein Bewußtseyn einer schlechten That, vorsätzlich verübt, trübt des ehrlichen Mannes heitere Seele, oder bringt Aufruhr in sein Herz: reinen Gewissens darf er ruhig und froh zum Himmel und zu Gott aufblicken; der Gedanke an Grab und Ewigkeit ängstigt ihn nicht; ihm ist der Tod Uebergang ins höhere bessere Seyn.

Anders ists mit dem, der von der Ehrlichkeit sich lossagt, und sein Glück im Betrug sucht, so reich und vornehm er schon seyn mag: sein Blick ist scheu, seine Stirne finster, sein Gemüth fassungslos; selbst im Schooß der ausgelassensten Freude kann er nicht ganz verbergen den Gram, der an seinem Herzen nagt, und die Unruhe, die in seinem Gewissen tobt. Die Schätze, die er aufhäufte, drücken ihn; sein errungenes Ansehen beunruhigt ihn; die Höhe, auf welcher er steht, schreckt ihn, weil er von da in die schauerliche Tiefe hinabsieht, an deren Rande er unbesonnen taumelt; Entsetzen ergreift ihn, so oft er auf sein verflossenes Leben zurückblickt, und an Tod und Grab, und das denkt, was jenseits liegt.

Ehrlich währt am längsten, heißt's im Sprüchworte, das so richtig als alt ist. Geschichte und Alltagserfahrung stimmen ein, deren Winke leider zu wenig beachtet werden.

80. Ehrsucht.

Unmäßiges Streben nach äusserlicher Anerkennung wirklicher oder vermeinter Vorzüge, nach Lob, Bewunderung und Auszeichnung, heißt Ehrsucht. Wer es also überall darauf anlegt, wem es überall recht eigentlich und sichtbar darum zu thun ist, gelobt und geehrt und ausgezeichnet zu werden, wer mehr darauf achtet, Beifall, Lob und Ehrenbezeugung zu erhalten, als zu verdienen: dem gebührt von Rechtswegen der Name eines Ehrsüchtigen.

Der Ehrsüchtige ist voll von sich, und hat nur mit sich zu thun. Keine seiner Handlungen ist so unerheblich, auf die er nicht einen sehr großen Werth legt. Wenn ein Anderer, der so gewissenhaft als fleißig seine Geschäfte besorgt, meint, er habe nichts weiter als seine Schuldigkeit gethan: so soll dagegen alles, was durch ihn unternommen und gethan wird, für etwas Großes gelten. Das Kleinste an oder von ihm hat in seinen Augen großen Werth; er macht dafür große Forderungen, und seine Erbitterung tritt oft über alle Schranken der Mäßigung, wenn es Andere versehen, diesen Werth anzuerkennen.

Wie begreiflich ists, daß er auch gerne selbstgefällig das Gespräch auf sich lenkt, und Freude daran hat, so Andere ihm Weihrauch streuen? — Heißt es doch schon im Sprüchworte: wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. Wer immer heißhungrig nach Beifall und Lob hascht, kann meistens die Zeit nicht abwarten, bis es Andern einfällt, damit seiner Eitelkeit zu huldigen: er benutzt also jede Gelegenheit, selbst seine angeblichen Vorzüge anzurühmen, oder sie zum Gegenstande des Gespräches unbescheiden vorzuschieben.

Darin liegt auch der Grund, warum er sich so gerne überall vordrängt. Es soll z. B. über irgend eine Sache Aufschluß gegeben werden: wie so gleich er dazu seinen Mund öffnet, als ob über ihn allein der Geist der Weisheit ausgegossen wäre? — Es ist irgend ein Amt erledigt, nach dem er lüstern ist: wie geschäftig er sich herum treibt? wie er auf seine angeblichen Vorzüge pocht? wie hoch er seine Verdienste anschlägt? wie bitter er über Ungerechtigkeit klagt, wenn ihm ein Anderer vorgezogen wird? — Man kommt, in was immer für einer Absicht, an einem öffentlichen Orte zusammen: wie er sogleich voran seyn will? wie er sich beeilt, den ersten Platz einzunehmen? wie er zum Wortführer sich aufdringt, in einem fort klappert, und keinen Andern zum Worte kommen läßt? —

Der Thor! er bedenkt wohl nicht, daß wahre Ehre nur der Tugend folge; daß unverdiente Ehre Schande bringe; daß Lob nicht immer Herzenssprache sey, daß es für einen Menschen, der sich fühlt, keine tiefere Kränkung gebe, als wenn

es endlich offenbar wird, daß er der bewiesenen Ehre nicht werth war. Wie ungleich besser ist der verkannte Ehrenmann daran? Gar richtig spricht Goegking von ihm:

Besser ists, die Menschen sagen:
Dreimal mehr verdientest du!
Als daß Weise spöttisch fragen:
Sagt, wie kam der Narr dazu?—

Ehrliebe und Ehrsucht sind nicht einerlei. Der Mensch darf und soll auf Ehre halten; aber er verdient gerechten Tadel, wenn er Ehre sucht, die er nicht verdient; wenn er bei allem, was er unternimmt und thut, mehr den Beifall und das Lob im Auge hat, als das Gute selbst, das geübt werden soll. Die Tugend hört auf zu seyn, was sie heißt, wenn man sie der Ehre unterordnet. Nicht die Ehre, sondern die Tugend muß vorangehen.

81. Eid.

Der Eid ist Berufung auf Gott, als den Allwissenden und Allheiligen, um dadurch seiner Erklärung Gewicht zu geben; er wird dem Menschen abgefordert, damit er, des höchsten Gesetzgebers und Richters eingedenk, desto mehr der Wahrheit, die er bekennen, oder für die er zeugen soll, und den Pflichten, die er übernimmt, getreu bleibe. Gott wird eigentlich dadurch nicht zum Zeugen aufgerufen; dieser Aufruf wäre Täuschung, da Gott ohnehin Zeuge aller unserer Gesinnungen und Handlungen ist, und sein Zeugniß nicht vernommen wird. Eben so wenig wird Gott dadurch als Rächer der Unwahrheit und Pflichtverletzung aufgerufen. Die Vorstellung ist entehrend für Gott. Gott kann so wenig Rächer seyn, als er leidenschaftlich seyn kann. Zorn und Rache widersprechen der Natur dessen, der unendlich vollkommen ist, und sind keine Züge, für das Bild des Allerheiligsten geeignet. Was wir Gottes Strafgerichte nennen, darf nicht erst hervor gerufen werden; es sind natürliche unmittelbare Folgen sittlicher Verkehrtheit und Unordnung, die nicht ausbleiben können, weil sie mit dem Bösen, wie die Wirkung mit der Ursache, zusammen hängen.

Der Eid wurde von jeher für eine der wichtigsten Handlungen im menschlichen Leben gehalten. Da wir uns einander nicht ins Herz sehen können, und es zuweilen einer nachdrücklichern Bestätigung unserer Aussagen und übernommenen Verpflichtungen bedarf: so hat die bürgerliche Gesellschaft ihn schon frühzeitig als eine solche letzte Bestätigung festgesetzt. Der Mensch wird da gleichsam der menschlichen Gewalt entlassen, und vor den höhern Richter hingeführt, der ins Herz sieht, und alle die Winkelzüge, die wir uns so oft erlauben, mit hellem Auge durchschaut. Man glaubte, der Mensch müsse und werde gewissenhafter an Wahrheit und Pflicht sich halten, wenn er zuvor im Angesichte des Allwissenden daran sich erinnert, daß er vor ihm weder auf Erden, noch dereinst Freudigkeit haben dürfe, wenn sein eigenes Herz ihn verdammt, und sein Gewissen ihm vorhält: du hast Menschen und Gott gelogen! wenn er da bemerkt, daß die irdischen Vortheile, welche ihm eine Aussage wider seine bessere Ueberzeugung allenfalls verschaffen könnte, nie im Stande sind, seine innere Schande zu tilgen, und die peinlich wachsende Unruhe in seinem Herzen zu dämpfen; wenn ers zu Herzen nimmt, daß alle Welt ihm nicht helfen könne, wenn er vom eigenen Herzen verlassen ist, und daß Meineid aller Bosheit Vollendung sey. Das mochte wohl Ursache seyn, daß fast allzeit und überall der Eid als die heiligste aller Gewährleistungen galt.

Wo das Christenthum blüht, und Gewissenhaftigkeit nach dessen Forderung herrschende Volkstugend ist, sollte der Eid entbehrlich scheinen, und die Weisung Jesu genügen: Eure Rede sey Ja und Nein! was darüber geht, das ist vom Bösen, zeugt von innerer Verdorbenheit. Wer wird dessen Betheurung Glauben beimessen, der sich einmal so verächtlich gemacht hat, daß man ihm aufs einfache Wort nicht mehr trauen kann? — Wer irgend etwas als wahr behauptet, der ruft damit die Unschuld seines eigenen Herzens, seine Ehrlichkeit zu Zeugen und Bürgen auf; verläugnet er seine Ehrlichkeit: wer wird ihm Zutrauen schenken, auch wenn er sein Wort mit einem Schwur unterstützt. Der Eid ist einem schlechten Men-

schen ein Spiel. Wer vor Gott nicht Ehrfurcht hat, wird ihn Meineid schrecken? —

Den Frevler bindet nicht der stärkste Eid;
Der Eid des Biedermanns ist seine Redlichkeit.

Tsch — g.

Ob richterliche Behörden durch den Eid ihren Zweck immer und sicher erreichen, möchte wohl manchem Zweifel unterliegen; denn der Schwörende ist entweder ein rechtschaffener, wahrheitsliebender Mann, oder er ist es nicht: im ersten Falle wird schon seine Aussage oder sein Versprechen ihm so heilig seyn, als der Eid, und im zweiten wird er auch des Eides nicht achten. Mag immerhin das Feierliche des Eides in der Stunde seiner Leistung sogar den Bösewicht erschüttern: das verliert sich wieder, was besonders von Amts-, Huldigungs- und Verpflichtungseiden gilt, welche bald vielen, wie es schon Rabener witzig bemerkte, nichts weiter sind, als eine gewisse Ceremonie, da man aufrecht steht, die Finger in die Höhe hebt, den Hut unter dem Arm hält, und etwas verspricht, oder betheurt, daß man nicht länger hält, bis man den Hut wieder aufsetzt. Ihnen sind solche Eide Complimente, die man Gott macht; Complimente gehören aber unter die nichts bedeutenden Worte. Zu einem Reinigungseid ist nach ihrem Dafürhalten weiter nichts erforderlich, als drei gesunde Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Darf man sich wundern, wenn so Mancher unbedenklich den abverlangten Eid schwört, und eben so unbedenklich wieder bricht? —

Beim Zeugeneid könnte zwar Mancher noch durch das Feierliche desselben von einer unwahren Aussage abgeschreckt werden; allein das würde auch geschehen, wenn man ihm gleich ernst und feierlich das Strafbare einer Unwahrheit und Ungerechtigkeit vorstellte. Ist er gewissenhaft, dann wird schon diese Vorstellung wirken; dem Gewissenlosen ist selbst der Eid ein zu schwaches Gegengewicht, um dem Interesse oder der Leidenschaft die Wage zu halten.

Bedenklich ist der Eid auch darum, weil er der undenkenden Menge oft Gelegenheit zu abergläubigen Vorstellungen

von Gott und Religion wird, und öfter noch die furchtbarste Gewissen- und Sittenlosigkeit erzeugt. Denn wer einmal kein Bedenken trug, falsch zu schwören, wird es ohne Bedenken wieder thun, und sich in der Folge zu jeder Unsittlichkeit wegwerfen, nachdem er einmal der größten sich schuldig gemacht hat; er wird vielleicht aus Verzweiflung, weil er sich doch nun einmal für verloren hält, allen Lastern sich preisgeben, und auf allen Trost, auf alle Hoffnung in dieser und jener Welt verzichten. Sogar der Rechtschaffene wird zuweilen seine Seelenruhe einbüßen, und von bittern Gewissensvorwürfen geängstiget werden, wenn er, seiner Meinung nach, bei der Eidesleistung etwas versehen, oder nachher sich zufälliger Weise etwas erlaubt hat, was nicht ganz genau mit dem Angelobten zusammenstimmte.

Es giebt noch Eide, die an sich selbst schon Meineide sind: so jeder Schwur, der seinem Geiste, Sinn und Triebe nach gegen das Wesen der Freiheit gerichtet ist; so jeder Schwur, der auf Hochverrath gebaut ist; so überhaupt jeder Schwur, wodurch man zur Begehung einer schlechten That sich verbindet. Auch Räuber mißbrauchen die Heiligkeit des Eides, um ihrem Verein Festigkeit und Dauer zu geben.

Wie man immer die Sache nehmen mag; wünschen darf man doch auf jeden Fall, daß man des Eides entbehren könnte, oder wenigstens dessen Gebrauch nach Möglichkeit beschränkte! — Ein Grund des Mißbrauchs liegt unstreitig in der unbedenklichen Leichtigkeit der Richter, ihn bei ganz unerheblichen Fällen abzufordern, und mitunter auch im völligen Mangel alles Feierlichen. Wo Gesetze um einer Kleinigkeit Willen die Eidesleistung vorschreiben, und diese von Richtern mit sichtbarer Kälte und Gleichgültigkeit behandelt wird; wo bereits kein Gerichtstag vergeht, an dem nicht Parteien zur Eidesleistung einberufen sind; wo man so Rechtsfälle ohne viel Kopfverbrechen auf dem kürzesten Wege abthun zu können glaubt, und sich strenger an den todten Buchstaben, als an den belebenden Geist vorliegender Gesetze hält: da muß endlich der Glaube des Volks an die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides abnehmen, und die Zahl der Meineide wachsen.

Ohne die große Vorsicht, mit welcher man in alten Zeiten des Eides sich bediente, und ohne die wohlberechnete Feierlichkeit bei Leistung desselben hätte er sich unmöglich Jahrhunderte lang in seinem wahren Werthe erhalten. Je behutsamer man war, die Eide zuzulassen, und je würdevoller die heilige Verrichtung behandelt wurde, desto mehr Ehrfurcht behielt man auch für dieselben, und desto seltener waren Beispiele begangenen Meineides. Ein Meineidiger ward allgemein als ein Auswürfling der Menschen betrachtet, und wie ein Aussätziger geflohen. Taurig genug, daß es dermalen anders ist, und Meineide unter die glänzenden Beispiele gehören! —

Wem vom Richter ein Eid, wie er Namen haben mag, abverlangt wird, der stelle doch vorerst an sich nachstehende Fragen:

1) Habe ich die Aussage, die ich eidlich erhärten soll, ohne Leidenschaft, ohne Rücksicht auf Interesse, ganz nach der Wahrheit, die Gott einst ans Licht ziehen wird, geprüft?

2) Wird mich später diese Aussage nie reuen?

3) Werde ich diese Aussage noch in der Todesstunde freudig und unerschrocken wiederholen dürfen?

4) Bin ichs zufrieden, wenn Gott nach der Wahrheit oder Unwahrheit, die eidlich aus meinem Munde gehen wird, mich einst richten, und über meinen künftigen Zustand jenseits entscheiden wird? —

Wer Gewissen hat, ist nach solchen Fragen vor Meineid sicher. —

82. Eifer.

Wer sich vom eigenen Herzen zu etwas gedrungen fühlt, und unermüdet und freudig seinem Herzensdrange folgt, ist eifrig. Soll durch den Eifer Gutes und Großes gedeihen; soll sein Erfolg segensvoll seyn; soll er nicht verderblich wirken: so muß ihn nicht die Leidenschaft, sondern die Vernunft ans Leitband nehmen. Eifer ohne Vernunft ist schon eben darum unbescheiden, anmaßend zerstörend. Noch nie ist durch blinden Eifer Gutes geschehen, und noch in allen Jahrhun-

derten ist durch blinde Eiferer Unheil über die Welt gekommen.

Die furchtbarsten Eiferer sind die politischen und religiösen; gegen sie können sich das Vaterland und die Kirche nicht sorgfältig genug verwahren; beide sind schon gar oft durch sie in Brand gerathen, der ohne ausserordentliche Kraftanstrengung nicht wieder gedämpft und erstickt werden konnte. Zu große Nachsicht gegen solche Eiferer bringt Gefahr, gegen welche matte oder verspätete Vorkehrungen meistens vergeblich sind.

Möchten solche Eiferer bedenken, daß sich das Gute, das sie im Prospecte zu haben vorgeben, nicht im Sturmmarsche ereilen lasse, und daß man sehr bedächtlich gehen müsse, wenn man Willens ist, heilsame Reformen sicher herbei zu führen. Wer der Sache des Vaterlandes oder des Evangeliums gewogen ist, der sey es mit Ueberlegung und Klugheit; er lasse sich auf keine Winkelzüge, auf keine Schmähschriften ein, wodurch der guten Sache ein übler Name gemacht wird; er lasse alle hartnäckige Vorurtheile, alle unlautern Nebenabsichten bei Seite, und trete mit Verständigern zusammen, zur Aufnahme des ersehnten Guten in liebender Eintracht nach Kräften beizutragen! — Wem von Oben tiefere Einsicht verliehen ist, der theile sie redlich und ruhig mit, und trage und dulde diejenigen, die zur Zeit noch nicht gleichen Sinnes mit ihm sind, und nach einer andern Richtung ziehen! Man verfehlt meistens seinen Zweck, wenn man Andern ungestümm das Gute aufdringen will, wofür man selbst erglüht. Heilsame Reformen sind nicht das Werk weniger Augenblicke, und nicht selten steht ihrer Ausführung noch Mangel an Empfänglichkeit im Wege. Das Gute gestaltet sich nirgends sprungweise und ohne allmähligen Uebergang, und läßt sich nicht überstürzen.

83. Eifersucht.

Eifersucht ist ängstliches Besorgniß, sich einen Andern vorgezogen zu sehen. Der Eifersüchtige, der um ein Amt, oder um eine bessere Anstellung sich bewirbt, hat es nicht gerne, wenn Andere sich mit ihm in die Schranken stellen, und wird ihnen abgeneigt; jeder ihrer Vorzüge, jede ihrer

guten Eigenschaften ist ihm ein Dorn im Auge, der ihn so lange sticht, bis er am Ziel seiner Wünsche steht, und ihm nicht mehr bange seyn darf.

Eifersucht findet besonders zwischen Liebenden statt, und sie ist recht eigentlich der Dorn an der Rose der Liebe. Man ist nicht eifersüchtig auf einander, wenn man einander nicht liebt. Eben weil man besorgt, die Liebe, welche man anspricht, möchte vertragen werden; wird man unruhig; das Gemüth geräth in Gährung; es erwacht Mißtrauen, und oft ergießt sich die bitterste Galle über jeden, der es wagt, sich mit in die angesprochene Liebe zu theilen. Aus Eifersucht zwischen Liebenden ist nicht selten schon das wildeste Zornfeuer zum verheerenden Ausbruch gekommen.

Für Eifersucht ist besonders das Weib empfänglich, weil seine Nerven reitzbarer, seine Einbildungskraft reger und seine Gefühle zarter sind; indessen fehlt's nicht an Männern, die es darin zuweilen dem Weib vorthun, und sich durch Eifersucht über alle Vorstellung abhärmen. Der geringste, leiseste, grundloseste Verdacht der Untreue bringt ihr Herz in Aufruhr, und verleitet sie oft zu einer Handlungsweise, die sie bei wiederkehrender Besonnenheit tief beschämt.

Ueber weibliche Eifersucht geht nichts; sie erspäht mit Argusaugen jede Gebärde, jeden Blick, jeden Tritt dessen, gegen welchen sie einmal erwacht ist, sie erhält das Gemüth in beständiger Ebbe und Flut, und läßt es nie zur Ruhe kommen. Der geringste Schein weckt Verdacht und Mißtrauen, woran die kräftigste Rechtfertigung abzuprellen pflegt. Auf höchster Stufe entartet sie zur Raserei, neben welcher es nicht mehr auszuhalten ist. Ein recht eifersüchtiges Weib ist eine wahre Megäre, und man kann ihren Mann nur bedauren.

Genau genommen, schreibt Jean Paul, und er mag nicht ganz unrecht haben, genau genommen ist jedes Weib auf alle andere eifersüchtig, weil diesen zwar nicht ihr Mann, aber doch die übrigen Männer nachlaufen, und so ihr untreu werden. Der weiblichen Eitelkeit ist schon der Gedanke unausstehlich: einer Andern möchten sich mehrere und freundlichere

Blicke zuwenden. Nichts ist jedem Weib verhaßter, als eine Nebenbuhlerin.

84. Eigennutz.

Der Begriff liegt im Worte. Wo der Eigennutz vorherrscht, ist Gemeingeist das Band, ohne welches alle gesellschaftlichen Stände aus ihren Schranken treten, — ein leeres Wort. Soll Großes gedeihen, so muß ein jeder Einzelne sich das Wohlseyn Aller so angelegen seyn lassen, als beträfe es sein eigenes. Der Eigennützige hat nur seine Vortheile im Auge, und ist über die Erwerbsmittel selten verlegen. Ob einem Andern Wehe geschehe, ob er verkürzt werde, das ist seine letzte Sorge. Mag um ihn her alles verarmen; er freut sich sogar dessen, so er von der allgemeinen Noth Vortheil ziehen kann. Ihm ist alles in der Welt gleichgültig, wenn es ihm nicht als Mittel zu seinen Zwecken dient; sogar der Mensch wird von ihm nur in dieser Beziehung gewürdiget. Was und wer ihm nicht, wenigstens im fernen Prospecte, einen Vortheil zeigt, gilt in seiner Rechnung als Nulle. Da Erdengut das höchste ist, was er erstrebt, so ist er über alle Vorstellung hart und unerbittlich gegen alle, an welche er etwas zu fordern hat; die edlern Gefühle der Nachsicht, der Liebe, des Erbarmens sind seinem Herzen ganz fremde. Er könnte dem Nothleidenden, der ihm schuldet, ohne vor sich zu erröthen, den rauchenden Bissen Brod aus dem Munde ziehen, und kaltblütig zusehen, wie der Verlassene mit den Seinigen dem Hungertod in die Arme sinkt. In seinen Augen ist alles werthlos, woran er nicht den Maßstab eigenen Nutzens anlegen kann; er kennt daher auch die Seligkeit des Wohlthuns nicht. Wo Eigennutz die Seele alles menschlichen Treibens ist, da sind gute und große Thaten bald zu Ende. Aus eigennützigen Bürgern entsteht ein schlechter Staat, und das öffentliche Wohl ist schlecht verwahrt, wo leicht jeder zum Vaterlandsverrath zu erkaufen ist.

85. Eigensinn.

Eigensinn ist hartnäckige Rechthaberei, ist blinde Vorliebe

eigener Ansichten und Meinungen, ist unbiegsames Bestehen auf seinem Sinn, auf dem, was man behaupten will, trotz der gewichtigsten Gegengründe. Der Eigensinnige muthet allen Andern zu, daß sie nicht nach eigenen Einsichten sich richten, sondern das billigen und thun sollen, was ihm gut scheint; er verlangt unbescheiden, daß alles nach seinem Kopf gehe, und Alle sein Gutdünken zur unabänderlichen Regel ihres Benehmens machen; er gleicht so recht einem verzogenen Kinde, das ungehalten wird, wenn man nicht sogleich seinen Willen thut, er duldet ungern Vorschriften, die er nicht nach Gefallen abändern darf; sein Stolz ist, gleichsam sein eigener Gesetzgeber zu seyn, und es Jedermann fühlbar zu machen, daß Nachgiebigkeit nicht in seinem Charakter liege.

Nichts ist leichter, als daß die uns angeborne Begierde nach Unabhängigkeit in Eigensinn ausarte. — Nichts ist uns verhaßter als Zwang; wir finden es lästig, uns nach Andern zu richten; wir wollen uns selbst rathen, unsere Einwürfe nach eigenem Gutdünken bilden; wir wollen unsere Selbstständigkeit behaupten, und Charakter zeigen, und merken oft nicht, daß der empörendste Eigensinn im Hintergrunde stehe, wodurch wir uns nicht nur in aller Welt Augen lächerlich und verhaßt machen, sondern auch auf dem Wege zu unserm Glück unbesonnen den Kopf gegen die Wand stoßen. Wer allein weise seyn will, wird gewöhnlich zum Gespötte, und wer allen Verhältnissen und Umständen zum Trotz handelt, rennt wie ein Rasender gegen die eisernen Schranken, die ihn umringen. Da der Eigensinnige meistens im Kriege gegen Alle liegt, darf er sich eben nicht verwundern, wenn endlich auch Alle gegen ihn sich erheben, und Verdruß von allen Seiten auf ihn eindringt.

86. Eigenthum.

Das, worüber man zu verfügen und es natürgemäß zu brauchen das ausschließende Recht hat, heißt Eigenthum. Ohne Heilighaltung des Eigenthumsrechtes besteht auf die Dauer kein Staat, dessen wichtigste Aufgabe es folglich bleibt, Zwiste darüber nach Möglichkeit zu verhüten, und über entstandene

gerechten Entscheid zu geben. Güter=Gemeinschaft taugt für kein großes Volk. Mögen über dem Mein und Dein überall und zu allen Zeiten große Zerwürfnisse entstanden seyn; das Uebel wäre ohne Vergleich größer, wenn nicht durch Bestimmung des Eigenthums kräftig fürgesorgt wäre.

Die größten Feinde des Eigenthums sind von aussen Kriege, und von innen ungebundene Willkühr, was der Machthaber und Regierungen tiefe Beherzigung verdient. Der Gutsbesitzer ist nirgends übler daran, als wo man sich wenig darum bekümmert, der feindlichen Raubsucht und Beamten Willkühr feste Schranken zu setzen. Unter anhaltenden Plünderungen von Aussen und Innen kann der gewerbsamste Bürger nicht vorwärts kommen. Nur wodurch jedem redlichen Arbeiter die Möglichkeit gegeben wird, vorwärts zu kommen, das sichert das Eigenthum Aller: des Reichen vor dem Aermern, des Armen vor dem, der noch gar nichts erarbeitet hat.

87. Einbildungskraft.

Einbildungskraft ist das Vermögen, das Bild, das wir einmal von etwas aufgefaßt haben, in uns zu erneuern, das Vermögen der Anschauung auch ohne Gegenwart des Gegenstandes, das Vermögen, gemachte Vorstellungen aufzubewahren, sich ihrer unwillkührlich oder vorsätzlich bewußt zu werden, sie mit einander zu verbinden, und dadurch neue Bilder zu erzeugen. So schwebt uns die Gestalt eines abwesenden Freundes, die anmuthige Gegend vor, die wir ehemals gesehen haben, so lebt das Bild unserer Lieben noch in uns, wenn sie lange schon das Grab umschließt; so können wir uns die frühesten Zeiten unserer Jugend vergegenwärtigen, und in der süßen Erinnerung an ehemalige Genüsse fortschwelgen.

Weil daher unser Geist die Bilder von allem aufbewahrt, was wir stark und lebhaft empfunden haben, wird es ihm auch möglich, aus diesem Vorrathe ganz neue zusammen zu setzen, sich Gestalten zu formen, welche nie da gewesen sind, sich Gegenden, Begebenheiten, Veränderungen gleichsam vorzuzaubern, die ganz sein eigenes Werk sind. Unsere Einbildungskraft ist oft so geschäftig, das ein Bild das andere jagt; ein einziges

Wort, eine kleine Bewegung, eine Miene, ein Blick, überhaupt jeder Eindruck auf unsere Sinne, kann eine ganze Reihe von Bildern in uns aufwecken.

Unsere Einbildungskraft ist nie lebendiger, als wann wir in der Einsamkeit sind, wann kein starker Eindruck von aussen mit Ungestümm uns stört, und die Seele Zeit hat, auf ihre Gaukeleien zu merken. Je reitzbarer sie ist, und je größer die Heftigkeit, womit sie Bilder aller Art auffaßt, desto weniger treu pflegt sie zuweilen auch in ihren Nachahmungen zu seyn; sie verschönert gewöhnlich das Angenehme, und entstellt gerne alles, wogegen wir Abneigung haben; sie leiht allem, wofür wir eingenommen sind, Reitze, die es nicht hat, und wickelt dagegen dessen Mängel in einen so betrügerischen Schleier, daß uns oft der Mangel, den der Schleier bedeckt, als ein Vorzug erscheint.

Die Einbildungskraft gleicht so recht einem Baume, dessen Aeste man oft beschneiden muß, um nicht die Triebkraft der Natur zu erschöpfen. Dieses Beschneiden wird noch dringenderes Bedürfniß durch den oft sehr nachtheiligen Einfluß der Einbildungskraft auf unsere Begierden. Wie manche böse Begierde würde in uns gleichsam fortschlafen, wenn kein zu lebhaftes Bild der Einbildungskraft sie aufregte! Sobald uns diese etwas als ein großes Glück vorzaubert, was ist dann natürlicher, als daß wir Gefallen daran finden, und bald sehnsuchtsvoll darnach schmachten?

Es muß uns demnach alles daran liegen, unsere Einbildungskraft zu beherrschen. Beherrschen heißt aber nicht gänzlich unterdrücken und austilgen; wie könnten wir das? und im Falle der Möglichkeit, wie könnten wir es, ohne zugleich unser Gedächtniß selbst zu zerstören, das uns unentbehrlich ist, und auch die Vernunft zu unterdrücken, welcher die Einbildungskraft Stoff zu ihren Untersuchungen zuführt? — Man herrscht über seine Einbildungskraft, wenn man sich mit seinen Gedanken von ihren Bildern gänzlich abziehen, oder doch die Lebhaftigkeit derselben so mäßigen kann, daß die Grundsätze der Vernunft und die Vorschriften der Religion noch immer beachtet bleiben.

Durch die regellose Gewalt der Einbildungskraft auf uns wird nicht nur der freie Gebrauch unserer Vernunft gehemmt, und fast unmöglich gemacht; wir tragen auch an der übermächtigen Einbildungskraft ohne Unterlaß eine Verführerin zum Bösen und eine Störerin unserer Zufriedenheit in uns herum. Eben weil die Einbildungskraft so reitzbar und in ihren Dichtungen fast unerschöpflich ist, darf sie nur ungestört gelassen werden, damit der Geist unaufhaltsam von ihrer wilden Macht von einem Bilde zum andern fortgerissen, und endlich seines selbstständigen Wirkens fast gänzlich beraubt werde. Unsere Vernunft kann nur dann nach der Forderung ihrer Natur thätig seyn, und ernste Ueberlegungen anstellen, wann wir fähig sind, die Unabhängigkeit unseres Geistes von sinnlichen Eindrücken zu behaupten; wie ist aber das möglich, und wie soll sich unser Geist zu höhern Vorstellungen erheben können, wenn ihn die geschäftige Einbildungskraft unaufhörlich in die niedrigere Gegend des Sinnlichen herabzieht? Wie ist da Sammlung der Gedanken gedenkbar, wo die übermächtige Einbildungskraft unaufhörlich den Geist mit ihren zerstreuenden Spielereien umgaukelt? Wie natürlich ist's unter solchen Umständen, daß der Geist, der dem Nachdenken sich hingeben möchte, zu Vorstellungen hinüber gezogen werde, die zur Sache nicht gehören?

Unter dem Einfluß zügelloser Einbildungskraft muß, wie der Geist erlahmen, so nicht minder die Tugend hinwelken. Wie kann sie im ewigen Andrange von Wünschen, Begierden und Lüsten, welche von der Einbildungskraft geweckt und genährt werden, ihr Haupt empor heben? Wie kann der Mensch gegen die Sünde sich behaupten, die ihm von der Einbildungskraft mit allen Reitzen vorgemalt wird? Wie es mit Verführern aufnehmen, die sich überall auf die Lauer stellen, um eine Gelegenheit zu erspähen, seiner Schwachheit sicher beizukommen? Ohne Herrschaft über die Einbildungskraft sind wir jedem Verführer Preis gegeben; man darf nur unsre unruhige Einbildungskraft in Bewegung setzen, um den Aufruhr der Leidenschaften in unser Herz zu bringen, und Begierden zu erzeugen, die unserer Tugend nachtheilig sind.

Mit der Tugend muß auch unsere innere Ruhe zu Grabe gehen. Wo die Einbildungskraft den Herrscherstab führt, da muß innere Zufriedenheit weichen, weil sie im Gewühle geweckter Leidenschaften am unrechten Orte ist. Die eitlen Hoffnungen, womit die Einbildungskraft so gar oft uns täuscht, können nur bittern Gram in uns zurück lassen; sie stellt uns die Güter, nach welchen sie unsre Begierden aufreitzt, viel zu vollkommen vor: die natürliche Folge ist, daß sich bald Eckel in den Genuß mischt, und wir ihrer endlich ganz überdrüssig werden. Und wie könnte Seelenruhe bestehen neben der Furcht, womit sie uns so oft erfüllt, neben der Angst, in welche sie uns so oft versetzt, neben der abstossenden Gestalt, die sie nicht selten dem Uebel leiht, das uns bevorsteht, und neben vergrößerten Gefahren, wodurch sie unnöthige Besorgnisse in uns aufregt? Wie könnte Selbstzufriedenheit aufkommen neben dem peinlichen Bewußtseyn so mancher Vergehungen, die auf Rechnung der ungezügelten Einbildungskraft gehören? — Selbst die leibliche Gesundheit steht unter ihrem gewaltigen Einfluß. Wie Mancher härmt sich über leere Vorstellungen ab? Wie Mancher ist blos in der Einbildung krank? Wie viele hat die Einbildungskraft, die sie nie bändigen lernten, bis zum Wahnsinn und zur Verrücktheit gebracht? Ist nicht ihre zerstörende Kraft auf den blassen Gesichtern, in den Jammergestalten so mancher lesbar, welche schon im jugendlichen Alter, durch heimliche Sünden geschwächt, wie Schatten dem Grabe entgegen schleichen? —

Gegen die Gefahren, welchen eine nie gezügelte Einbildungskraft aussetzt, ist Fliehen das erste, was der Mensch thun kann, der sicher entgehen will. Eben weil die Einbildungskraft so reitzbar ist, so leicht, wie Zunder Feuer fängt, ist auch meistens der Mensch nicht im Stande, ihre wilde Hitze zu mäßigen, wenn er unvorsichtig genug ist, mit ihr zu spielen, und sie gleichsam selbst zu entzünden. Hier ist's Bedürfniß, daß jeder sich selbst kennen lerne, jeder seine eigene Erfahrung zu Rathe ziehe, für welche Bilder seine Einbildungskraft am empfänglichsten sey, und welche Begierden sie am schnellsten und heftigsten aufreitze. Hat er einmal seine schwache Seite

kennen gelernt, dann fliehe er ohne Verzug, so bald er besorgen muß, auf derselben angegriffen zu werden; er vermeide sogleich jeden Ort, jede Gesellschaft, jede Gelegenheit, wo seine Einbildungskraft gereitzt werden dürfte; er wage es nie, sich der Gefahr auf gut Glück auszusetzen! Es ist ein so richtiges als altes Sprichwort: wer die Gefahr liebt, wird in ihr umkommen.

Da es nicht immer wöglich ist, allem, was die Einbildungskraft entzündet, auszuweichen, so halte man sich in ruhiger Fassung, wenn Vorstellungen sich aufdringen, die dem Herzen nachtheilig werden könnten, um sie durch Grundsätze der Vernunft und Religion kräftig nieder zu halten! Der Mensch ist verloren, so bald er mit solchen Vorstellungen spielt; je länger er bei dem reitzenden Bilde, das die Einbildungskraft ihm vorhält, verweilet, desto mehr Zeit gewinnt sie, sich zu stärken, und desto heftiger wird in seiner Seele der Sturm, daß am Ende die Vernunft ihn nicht mehr zu stillen vermag.

Ein wirksames Mittel, mit Erfolg den oft schweren Kampf zu bestehen, ist Zuflucht zu nützlichen Geschäften und mitunter auch zu erlaubten Zerstreuungen. Man ringt meistens vergeblich, seine gereitzte Einbildungskraft sogleich ganz zu beschwichtigen. Alles, was der Mensch thun kann, besteht darin, daß er ihr eine andere Richtung gebe, was ihm am beßten durch nützliche Geschäftigkeit gelingen wird. Die durch Arbeit angestrengte Aufmerksamkeit, und die in Thätigkeit versetzten Kräfte seines Geistes und Leibes werden die verführerischen Bilder der Einbildungskraft so leicht nicht aufkommen lassen, und sie auf jeden Fall in ihren verderblichen Wirkungen schwächen, was schon großer Gewinn ist. Will die Einbildungskraft ihm nach Ermüdung sogar die Erholungsstunde noch vergiften: er suche Rettung in erlaubter Zerstreuung; er fliehe die Einsamkeit, wenn sie jener Nahrung zuführt; er dämpfe die Gewalt der Einbildungskraft durch die unschuldigen Freuden des Umgangs mit Freunden!

Gegen die Gefahren ungebändigter Einbildungskraft schützt am mächtigsten die Religion. Wer jeder Reitzung zum Bösen

—

einen wichtigen Grundsatz der Religion entgegenstellt; wer durch sein Gewissen gewarnt, und vom Gott ergebenen Herzen gedrungen, von Zeit zu Zeit der Schande und des unbeschreiblichen Elends gedenkt, worein die Einbildungskraft ihre Sklaven stürzt; wer das Gefühl erlittenen Unrechts durch die Lehre mildert, nach welcher wir in jedem Beleidiger ein irrenden Bruder zu betrachten haben; wer sich jenseits einen Vergeltungszustand denkt, wo jedem wird, was seine Gesinnungen und Thaten werth sind: dem wird die Einbildungskraft mit ihren Lockungen so leicht nichts anhaben, weil er ihr mit überirdischer, und folglich mit überlegener Kraft entgegen tritt. —

88. Einfachheit.

Einfachheit ist ein Vorzug, der überall an seinem Orte ist. Was zu verwickelt, zu überladen ist, hat von jeher den Feinfühlenden widerlich abgestoßen. Je einfacher eine Maschine ist, mit je weniger Kraftaufwand und Geräusche sie in Bewegung gesetzt wird, desto besser ist sie auch. Die Natur liebt überhaupt das Einfache; sie verlangt nie mehr, als eben der Zweck erfordert, und ihr Gang ist recht eigentlich der kürzeste zum Ziele. Das Sprüchwort hat darüber so kurz als faßlich alles gesagt: Natura paucis contenta, die Natur ist mit Wenigem zufrieden. Durch zu große Verwickelung, durch zu weites Ausholen, durch zu ausgesuchte Zusammenstellung entbehrlicher Theile, durch zu viel Verzierung geht die Natur verloren; und was ist Kunst mehr, als Nachbildung der Natur, als zwangloſe Verbindung aller einzelnen Theile zum Ganzen? Das Kunstgebild, oder das Kunstwerk steht unstreitig auf höchster Stufe, wenn dafür der Anschein der Kunstlosigkeit und Natürlichkeit spricht. Wer aus wenigen Linien eine treffende Zeichnung fertiget, wer wenige Töne zu einer seelenvollen Harmonie ordnet, wer in wenige Worte viele schöne und hohe Gedanken zusammen drängt, der leistet ohne Zweifel mehr und Besseres, als wer Linien und Töne und Worte so wirrt, daß sich der geübteste Kenner kaum mehr heraus findet. Wo alles bunt durch einander läuft, und ein Schnörkel dem andern angereiht ist, da hat die Kunst unfehlbar eine falsche

Richtung genommen, weil sie der einfachen Natur, welche eine Feindin aller Ziererei ist, nicht genau auf der Spur blieb. —

89. Einfalt.

Einfalt, je nachdem man das Wort nimmt, hat einen sehr verschiedenen Sinn. Einfalt dem Verstande zugeschrieben, ist Geistesbeschränktheit, einfältig heißt also jeder, dessen Verstand auf enge Schranken, auf einen kleinen Wirkungskreis eingebannt ist. Diese Schranken sind weder so hoch, noch so fest gezogen, daß nicht jeder, der sich Mühe giebt, über sie hinaus treten, oder sie erweitern könnte. Die Pflicht dazu liegt in der vernünftigen Menschennatur. Vernunft ist des Menschen Vorzug, und verständiger werden, und immer den Kreis der Einsichten erweitern seine Bestimmung, es ist demnach für seine Geisteskraft kein Stillstand zulässig. Vernunft ist ein Kapital, das sich bei jedem, der seiner Natur nicht entarten will, verzinsen muß. Mögen Umstände das Mehr oder Weniger bestimmen: im Allgemeinen bleibt die Regel, und nicht ein Einziger darf sich ihr willkührlich entheben, weil seine Vernunft nicht brauchen die größte Unvernunft ist.

Herzenseinfalt ist besserer Art, und fließt mit Redlichkeit des Herzens und mit Einfachheit der Sitten in eins zusammen. Herzenseinfalt ist nicht nur kein Fehler, sondern eine sehr lobenswerthe Eigenschaft. Man verkehrt immer lieber mit Menschen schlichten, als versteckten Herzens, immer lieber mit solchen, die ohne über Pflichten zu grübeln, vom eigenen Herzen getrieben, auf offenem Wege des Rechts wandeln, und ohne eigennützige Nebenabsichten vollbringen, was ihr redliches Gewissen sie thun heißt, als mit Andern, die zwar hellen Kopfes, aber verschobenen Herzens sind, und immer vorerst ausklügeln, was am besten ihrem Interesse zusagt.

90. Einfluß.

Alles im unermeßlichen Reiche der Schöpfung steht mit einander in inniger Verbindung und in steter Wechselwirkung auf einander. Wie das Ganze auf jeden einzelnen Theil ein-

wirkt, so ist's wieder mit jedem einzelnen Theile in Beziehung aufs große Ganze; das Größte wird vom Kleinsten getragen. Ein Bild dieser Wechselwirkung im Großen ist der Mensch, den schon die Alten eine kleine Welt hießen. In ihm, der hienieden unter den organischen Wesen den ersten Platz einnimmt, wiederstrahlt als in einem Spiegel das Leben der ganzen Natur, und jede Form des Lebens von der geringsten an bis zur höchsten wiederholt sich in ihm.

Im Menschen sind alle Theile zu einem harmonischen Ganzen geordnet, alle mit einander innig verschlungen; der kleinste Theil greift tief in den größten ein; keiner ist dem andern ganz entbehrlich; jeder bildet gleichsam ein Rädchen in der künstlichen Maschine, das ohne bedeutende Störung in der Harmonie aller nicht herausgenommen werden kann. Des Menschen Zustand ist krankhaft, sobald in seinem Organismus das Geringste vom natürlichen Verbande sich abgelöst hat, und nicht leistet, wozu es da ist.

Die Anwendung auf den Organismus der ganzen Erde und des gesammten Weltalls ist nichts weniger, als abgeschmackt. Weder die Erde, noch das unermeßliche Universum ist ein zufälliges Aggregat einzelner, neben einander bestehender Dinge. Ueberall ist Zusammenhang, heilige Ordnung, innige Verwandtschaft, ewige Wechselwirkung bemerkbar, überall Erscheinungen, die auf einander nach unabänderlichen Gesetzen folgen; überall hängt alles wie eine unendliche Kette zusammen. Nirgends ist eine Lücke aufzufinden. Nur durch wechselseitigen Einfluß wird es möglich, daß ein so herrlich geordnetes Ganze fortbestehe.

91. Einheit.

Einheit ist Uebereinstimmung vieler in Einem. In der Einheit liegt die Hauptkraft der Natur von dem schönen Thautropfen bis zum großen System der Planeten. So wie die physische, so hat auch die politische und sittliche Welt ohne Einheit — ohne Mittelpunkt — keinen dauerhaften Zusammenhang. Nur Einheit hält Menschen und Völker zusammen. Mögen einzelne Theile in sich noch so schwach seyn: sie wer-

den in einem gemeinsamen Mittelpunkte stark und mächtig. Die feinsten Strahlen, in einen Brennpunkt gebracht, machen die größte Wirkung. Nur mit dem festen Steine, nicht mit einer Handvoll Flugsandes, kann man nach dem fernen Ziele werfen. Ohne Einheit fehlt jeder Verfassung der wahre Grundstein, und ohne sie ist gar keine daurende Staatsform gedenkbar. Der Zweck des bürgerlichen Vereins bleibt so lange unerreichbar, bis nicht alle im Streben nach diesem Zwecke eins sind. Darin besteht jeden Bürgers höchste Pflicht. Der politischen Einheit thut an sich Eintheilung der Bürger in gewisse höhere und niedrigere Klassen keinen Abtrag; aber die Scheidung des Volks muß geschehen, wie es die Natur heischt, — nicht nach Namen, Pergamenten, Erdschollen und Geldsäcken, sondern nach seinen verschiedenen eigenthümlichen, moralischen und physischen Kräften, und zwar nie gewaltsam, sondern stets ruhigen Schrittes, weil die heilende Wunde nur sehr langsam das faule Fleisch von sich stoßt.

Der Vereinigungspunkt für die sittliche Welt ist Liebe. Wo Liebe nicht waltet, ist Entzweiung im wilden Kampf der Leidenschaften die unausbleibliche Folge. Nur am Strahl der Liebe kann sich die reine Blüthe des sittlichen Lebens entfalten. Sittlichkeit ohne Liebe ist ein Wort ohne Sinn, weil Liebe die Seele aller Tugend ist.

92. Einsamkeit.

Die Einsamkeit ist die Mutter der Gedanken: in ihren Hallen ergötzt sich der Weise an den Scenen der Vergangenheit; hier besucht ihn die Kraft der Erfindung, und kühn blickt sein Geist selbst in die fernste Zukunft. Wo ist jemals ein edler Mensch, ein großer Mann, ein Geist von ungemeiner Kraft und eigenthümlicher Denkungsart gewesen, der sich nicht von Zeit zu Zeit nach Abgeschiedenheit und Stille gesehnt, und sich der Einsamkeit in die Arme geworfen hätte? — Von jeher hat noch jeder große Mann zu seinem hohen Berufe in der Einsamkeit gleichsam die Weihe geholt; hier allein kann der Mensch nach so vielen Sorgen und Zerstreuungen sich wieder zur ruhigen Besonnenheit sammeln; hier allein kann sein

Herz aus dem Wirbel anhaltender Gährung wieder einen Ausweg finden, hier allein dem Schlamme sich entheben, in welchen es im Gewühle gemeiner Geschäfte versank. Die Einsamkeit ist gleichsam ein Bad der Seele, in welchem sie untertaucht, und allen Unrath von sich abwascht, der ihr aus dem gemeinen Wirkungsleben anklebt.

Menschen, die immer unterhalten, immer durch lebhafte Eindrücke ermuntert, immer durch Zerstreuungen beschäftigt, immer aus sich selbst gleichsam herausgeführt seyn wollen, die sogleich peinliche lange Weile fühlen, wenn nicht jeder Tag mit Vergnügungen besetzt ist, und auf denen jede Stunde zentnerschwer liegt, wenn nicht von aussen alles sie reitzt, — solche Menschen haben noch nie Großes vollbracht; ihnen fehlen Ernst und Ausdauer, Besonnenheit und Seelenruhe, ohne welche nicht Erhebliches gedeiht. Nur Lasterhafte sind es eigentlich, denen die Einsamkeit unausstehlich ist, weil sie ihnen den Spiegel der abgeschiedenen Stunden vorhält.

Dem Manne, der Hohes erstrebt, sind die einsamen Stunden die liebsten; denn sie werden ihm Stunden der Vorbereitung zu wichtigen Unternehmungen, Stunden der Sammlung nach lästiger Zerstreuung, Stunden der Rettung von unbescheidener Zudringlichkeit, Stunden der Erholung und des stillen Selbstgenusses, Stunden beseligender Gemüthserhebung. Da ihm Alles am Gelingen seiner Unternehmungen liegt, und Vernunft und tägliche Beobachtung ihm sagen, daß nichts mehr das Gelingen wichtiger Unternehmungen hemme, als Zerstreuung und Mangel an Ueberlegung: so thut er nie einen bedeutenden Schritt, ohne vorerst in stiller Zurückgezogenheit alles in reife Ueberlegung zu nehmen, was er vor hat, genau alle Hilfsmittel zu berechnen, und alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Nichts ist ihm lästiger als das immerwährende Gedränge von Arbeiten und Sorgen, in welchem es Mühe kostet, immer die nöthige Fassung zu behaupten, und mit Gegenwart des Geistes jedes Geschäft zu besorgen: darum ist ihm auch unter solchen Umständen jede Stunde willkommen, wo er diesem Gedränge entkommen kann, um für seinen Geist und für sein Herz den Ruhepunkt wieder zu su-

chen, der im Gewühle ununterbrochener Zerstreuung unvermeidlich verloren gehen muß. Noch lästiger müssen ihm die unbescheidenen Zudringlichkeiten aller Art, denen kein Mann von einiger Bedeutung ganz entgeht, die vielen Zumuthungen, die er nicht alle erfüllen kann, fallen: gern zieht er sich also zuweilen an einen einsamen Ort zurück, um auf einige Augenblicke vor dem Ungestümm der Zudringlichen sicher zu seyn, und allein sich anzugehören. Er weiß: im eigenen Herzen müsse die Quelle wahrer Zufriedenheit geöffnet werden, und der Weise gelange am sichersten dahin auf den sanften Flügeln der Einsamkeit: mit Sehnsucht erspäht er also günstige Augenblicke, sich im Schooß stiller Abgeschiedenheit zu erholen, und da, wo alles einsam und ruhig ist, wo alles das Gemüth zum höhern Aufschwunge stimmt, wo alles geeignet ist, die ganze innere Thätigkeit aufzuregen, damit sie himmelwärts sich richte, sich zum Guten neue Kraft zu sammeln, und dann, mit einem Herzen voll reiner Liebe zu Gott und zur Pflicht, in seinen angewiesenen Berufskreis neu gestärkt zurück zu treten.

93. Eintracht.

Der Begriff von Eintracht liegt im Worte. Eintracht ist das Trachten nach Einem, das einmüthige Streben nach einerlei Ziel. Wenn viele, ergriffen vom Gefühle, wie sehr Natur und Pflicht und Bestimmung sie mit einander vereinige, nur Eins wollen; wenn sie es ernstlich und mit Nachdruck wollen; wenn sie allen ihren Bemühungen ganz dieselbe Richtung geben, und mit vereinigten Kräften einen und denselben Zweck erstreben: so ist es Eintracht, was sie mit einander verbindet.

Es giebt verschiedene Arten der Eintracht: Eintracht mit sich selber, häusliche, kirchliche und bürgerliche Eintracht. Der Mensch lebt mit sich selbst in Eintracht, der immer das will, was er soll, und dessen Vernunft und Neigungen in einem immerwährenden Einklange sind. Häusliche Eintracht bringt Uebereinstimmung in Familien, kirchliche bringt Gleichförmigkeit ins Glaubensbekenntniß und in die öffentliche Gottes-

verehrung, und bürgerliche bringt Ordnung, Kraft und übereinstimmende Thätigkeit in die Angelegenheiten und Unternehmungen ganzer Völker.

Von Eintracht mit sich selbst hängt alle persönliche Wohlfahrt ab. Unannehmlichkeiten aller Art ergießen sich unvermeidlich über des Menschen Leben, der mit sich selbst nicht einverstanden, der mit sich selbst entzweiet ist, und dessen Neigungen mit der Vernunft im ewigen Kampfe liegen. Von ungezähmten Lüsten zu Ausschweifungen aller Art fortgerissen, und unaufhörlich durch ein regelloses Drängen und Treiben bewegt, hat er im Innern keine Ruhe mehr; und was ist ohne Seelenruhe persönliche Wohlfahrt?

Mit der häuslichen Wohlfahrt ist's nicht anders. Wo wollen wir bei dem Druck der Zeit Erleichterung und Beistand suchen, wenn wir nicht einmal auf die Unsrigen rechnen können? Wo wollen wir bei den Uebeln der Zeit Trost und Erquickung finden, wenn wir sie nicht einmal im Schooße unserer Familien erwarten dürfen? Wie wollen wir bei den Stürmen der Zeit bestehen, wenn wir mit denen uns zerwerfen, welche uns die Nächsten sind, und uns die Liebsten seyn sollen? Wo man es nicht redlich mit einander meint, nicht treu an einander sich anschließt, nicht über alles traulich sich verständiget, nicht einstimmig mit einander handelt, nicht freundlich einander die Hand bietet: da kann Familienglück unmöglich blühen; da werden Unordnung, Elend, Jammer bald einheimisch werden. Häusliche Eintracht läßt sich von häuslicher Wohlfahrt durchaus nicht trennen. Da Gatten, Väter und Mütter, welche Familienhäupter sind, und von ihrer Verbindung alle Familienverhältnisse ausgehen: so muß auch zur Eintracht des Hauses der Grund von ihnen gelegt werden. Das Haus wird zur Hölle, wo Gatten einander hassen, einander mit Verachtung und Abscheu betrachten, und mehr noch, wo sie ihren Widerwillen gegen einander durch Zank und Mißhandlung offenbaren. Schon jenes mürrische Wesen der Gatten, das jede freundliche Mittheilung hindert; schon jene üble Laune, welche ihren täglichen Umgang so beschwerlich macht; schon jene Empfindlichkeit, die durch jedes Wort, durch jede

Kleinigkeit zu bittern Aeusserungen gereitzt werden kann; schon jene Ungeduld, jenes ungestüme Auffahren über ein geringes Versehen; schon jene Gleichgültigkeit und Kälte, mit der sie einander ausweichen, kann nicht anders, als sehr widerlich, auf das gesammte Familienleben einwirken. Vererbt sich nun noch das Uebel auf Kinder und Dienende im Hause, wie es nicht wohl anders seyn kann: wer mag es dann ausbalten? muß nicht endlich aller Segen von einem Hause weichen, wo alle, die darin wohnen, einander zum Verdruß leben, und keiner sich mit dem andern vertragen kann? müssen darin nicht Störungen aller Art an die Tagesordnung kommen?

Ohne Eintracht ist überhaupt keine Wohlfahrt möglich. Das gilt besonders von der Kirche, deren großer Endzweck Tugend ist, welche aus der Quelle der Liebe fließt. Ein Verein, in welchem man, anstatt mit einander in liebender Eintracht zu wetteifern im Guten, um einer Kleinigkeit willen einander die Liebe aufkündet; sich mit Erbitterung über Meinungen und Gebräuche zankt; sich grollend einander den Stab der Verdammung vor die Füße wirft; aus Rechthaberei der heiligsten Pflichten vergißt: so ein Verein befindet sich auf dem Wege zum Untergang. Nichts wirkt zerstörender, als kirchliche Zwietracht; die Haare sträuben sich, wenn man in der Geschichte von ihr liest, in welche Kämpfe, zu welchem Aufruhr, in welche wilde Stürme sie von Zeit zu Zeit ausgebrochen ist, und wenn man der Blutströme gedenkt, in welchen blinder Eifer für Rechtgläubigkeit vermeinte Ketzereien ersäufen wollte.

Eben so liegt es in der Natur der Sache, und es ist Ausspruch aller Erfahrung, daß ohne Eintracht auch keine bürgerliche Wohlfahrt bestehe. Wehe dem Lande, wo sich alles trennt und in Partheien theilt; wo alle Ordnungen und Stände einander widerstreben; wo nicht das Recht, sondern der Arm des Stärkern entscheidet; wo die aufgelösten Theile des Ganzen in wilder Gährung einander zu vernichten drohen! — Vergeblich ist alles, was der einzelne Bürger für sein Wohlseyn veranstaltet; umsonst sammelt er Schätze: er ist in einem Lande, das durch Zwietracht zerrissen wird, seines Vermögens und

Wohlseyns nie sicher. Durch Zwietracht, wenn sie ein ganzes Volk ergriffen hat, ist die Quelle aller Verbrechen geöffnet; da erlaubt man sich im Kampfe unbändiger Leidenschaften alles; da sieht jeder nur darauf, wie er denen Abtrag thun könne, die nicht von seiner Parthei sind; da ist öffentliche Wohlfahrt ein leerer Name; da ist Treue und Glaube dahin; da sind alle Zusagen und Verträge unsicher; da sind ehrlose Ränke, Meineide, Verräthereien; Gewaltthaten an der Tagesordnung; da haben die Gesetze ihren Stützpunkt verloren.

Soll in einem Lande Eintracht herrschen, so muß das Volk den Zweck des bürgerlichen Vereins nicht nur kennen, sondern auch redlich wollen, kräftig befördern, und ihm willig seine besondern Zwecke unterordnen. Der Staatszweck ist nicht Freiheit ohne Abhängigkeit und Beschränkung; nicht Gleichheit ohne Unterschied und Abstufung der Stände; nicht ein Zustand, der alle Vortheile gewähren, aber gar keine Lasten auflegen soll ꝛc.: sondern Schutz wider die Gewalt, und Freiheit für die Ausübung aller Rechte, die mit den Rechten Anderer verträglich sind. Der Bürger in einem Lande ist nur dann sicher, frei und glücklich, wenn es neben ihm andere seyn können. Das muß ein Volk, das muß jeder einzelne Bürger nicht nur wissen, sondern auch redlich wollen. Der ernste Staatszweck ist nicht immer mit den Neigungen einzelner Menschen im Einklange: er gebietet Ordnung, und sie streben oft nach Ungebundenheit; er verpflichtet zur strengen Heilighaltung des Rechts, und sie kommen oft in Versuchung, das Recht nach ihrem Vortheile zu beugen. Wo böser Wille herrscht; wo es nicht im Willen Aller liegt, daß Jedem sein Recht widerfahre; wo nicht jeder Einzelne, ohne allen Vorbehalt, ohne alles arglistige Vernünfteln, willig sich dem gemeinsamen Zwecke anschließt; wo der Eigennutz nur darauf sinnt, Andern die Lasten aufzubürden, die er selber tragen sollte; wo ein wechselseitiges Ueberlisten, ein immerwährendes Spiel mit Ränken, ein ewiger Kampf heimlicher Nachstellungen an der Tagesordnung ist; wo niedrige Selbstsucht die Hand lähmt, so oft sie sich anlegen soll, wo es dem Allgemeinen gilt; wo absichtlich die Rechte des Ganzen umgangen werden, so oft dabei das eigene In-

teresse nicht volle Befriedigung findet; wo Niemand dem Ganzen ein Opfer von Bedeutung bringen will: da ist Eintracht eine vergebliche Forderung, und mit ihr ist alle öffentliche Wohlfahrt, alles Volksglück dahin. Wo Zwietracht ihre blutige Geisel schwingt, da kann nur die Gewalt ihren Triumph feiern, und bald werden sich da die Gefilde des Ueberflusses in Wüsteneien verwandeln, in welchen herbe Willkühr der Gewalthaber vollends den letzten Keim des Guten zertreten wird. Eintracht allein kann ein Volk retten, das dem Untergange nahe steht; in ihr allein liegt die Gewähr öffentlicher Sicherheit. Das größte Volk ist nur durch Eintracht stark, welcher die Gerechtigkeit die Weihe giebt, und die Weisheit zur Seite geht. —

94. Eitelkeit.

Eitelkeit ist selbstgefälliges Großdünken neben aller Leerheit an Vorzügen und Verdiensten; ist kleinliches Großthun mit Dingen, die keinen innern Werth geben. Einem eiteln Menschen genügt schon ein schöneres Gesicht, ein besseres Kleid, ein größeres Vermögen, ein höheres Amt, ein unverdienter Lobspruch, um sich damit breit zu machen, und vornehm über andere weg zu sehen. Er wäre vortrefflich, wenn er andern halb gefiele, wie er sich selbst ganz gefällt. Nichts geht über seine Redseligkeit, wo es ihm gelingt, das Gespräche auf sein liebes Ich zu lenken. Er hat viel ähnliches mit einer Trommel; — nur ein kleiner Schlag darauf macht schon großes Getöse. Er ist für sich so sehr eingenommen, daß er leicht alle Besinnung verliert, wenn Schmeichelei ihn mit einer Weihrauchswolke umdampft, und daß er sogar im Stande ist, auch den bittersten Spott für ein Compliment aufzunehmen. Wie die leiseste Huldigung hinreicht, sich hämisch in sein Wohlwollen einzuschwärzen; so bedarf es oft nur eines scheinbar anzüglichen Wortes, oder eines kleinen Versehens im Punkte der Ehrbezeugung, um seinen ganzen Ingrimm aufzureitzen. Nichts ist leichter, als einen eiteln Menschen zum besten zu haben; je übertriebener der Lobspruch ist, den ihm die Schmeichelei zollt, desto betäubender ist seine Wirkung.

Gleich dem Auerhahn in der Pfalz, ist er ganz in sich verloren, sobald er von sich Rühmliches hört, und er untersucht nicht mehr, ob wahr oder falsch sey, was man im Scherze ihm aufzubinden für gut findet. —

95. Elend.

Mark Aurel hat ein wahres Wort gesprochen, als er sagte: was den Menschen nicht verschlechtert, kann ihn nicht elend machen. Es ist also weder die Welt, noch die Zeit, welche den Menschen elend macht; sondern der Mensch ist's, der seine Welt, seine Zeit mit Elend anfüllt. Je böser die Zeit ist, desto besser sey der Mensch! Auch die Uebel der Zeit liegen im weisen Plane der Vorsehung. Armuth, Krankheit, Schmerz, unverdiente Kränkung, machen wohl dem Menschen das Leben schwer; aber die Lebenslast wird durch Geduld erträglich, und dient in der Hand der Vorsehung als Mittel, seine Tugend zu läutern. Krankheit und Schmerz sind Uebel, von welchen kein Sterblicher ganz frei ist, weil sie aus der Gebrechlichkeit seiner Natur hervorgehen; sich darüber trostlos grämen ist wahre Thorheit, und verräth Seelenschwäche. Leiden drücken um so mehr, je schwerer man sie aufnimmt, und je schwächer der Gegendruck ist, der aus dem Herzen kömmt. Das gilt von den Leiden der Armuth sowohl, als von den Leiden der Krankheit. Der Weise lebt auch mit wenig zufrieden. Armuth macht so wenig unglückselig, als Reichthum allein glückselig macht. Der Mensch wäre zu bedauren, wenn seine Zufriedenheit vom Erdenglück abhängig wäre, und nur Reichthum beseligte. Die Wenigsten werden von Umständen so begünstiget, daß es ihnen möglich wird, sich zum Wohlstand zu erheben. —

96. Empfänglichkeit.

Empfänglichkeit ist das Vermögen und das Maaß, etwas in sich aufzunehmen. Ohne Empfänglichkeit gedeiht kein Unterricht, keine Geistesbildung. Man giebt sich vergeblich Mühe, etwas zu lernen, wofür sich die Natur versagt hat. Die wichtigsten Gedanken erhalten nur Folge durch die Empfäng-

lichkeit. Wo diese noch nicht vorauszusetzen ist, da handelt man weise, so lange zu schweigen, bis sie eintritt. Die größte aller Thorheiten ist, Jemanden ein reicheres Maaß von Kenntnissen zutheilen wollen, als er fassen kann, oder für ein ganzes Volk eine zu freisinnige Verfassung ansprechen, wofür ihm zur Zeit noch der nöthige Sinn mangelt. Die Bildung ganzer Völker, wie einzelner Menschen, kann nur stufenweise vorwärts rücken; unzeitiger Drang kann nur Nachtheil bringen. Die Mittelstufen dürfen im geistigen Leben so wenig, als im physischen übersprungen werden. Niedrige und hohe Culturstufe berühren sich so wenig, als das Alter des Kindes und reifen Mannes. Das sollte von denen überhaupt besser beachtet werden, die sich im Kleinen oder Großen nach aufhabendem Berufe mit Menschen- oder Volksbildung befassen. Man findet's abgeschmackt, wenn ein Dorfschulmeister seinen Elementarschülern metaphysische Vorlesungen halten wollte; und es sollte weniger abgeschmackt seyn, wenn angebliche Volksfreunde dringlich auf Landesverfassungen antragen, und Regierungsmaximen umsetzen, hinter welchen das Volk noch im zu weiten Abstande zurück ist? Was ein schweizerischer Volksdichter über republikanischen Unfug schrieb, dürften sich wohl auch manche dieser Liberalen in Beziehung auf Reformen monarchischer Staaten zur Lehre nehmen:

Bure, Bure, nüt as Bure
Wotte jetzt ufs Rathhus gah.
S' Vaterland isch notti zdure;
Ach, wie wey sie das verstah.

Ob Bauren oder Krähwinkelmänner ins Staatsregiment treten, und an einen neuen Bau des Staatshauses Hand anlegen, läuft am Ende auf eins hinaus.

97. Empfindlichkeit.

Empfindlichkeit ist ein Fehler, den man leicht übersieht, weil oft solche damit behaftet sind, welche in mancher Rücksicht Achtung und Liebe verdienen; der aber dessen ungeachtet nicht selten unsere Ruhe störet und uns in manche Unannehmlichkeiten hineinzieht. Der Begriff von Empfindlichkeit ist aus

dem Gegensatze von Unempfindlichkeit und vernünftigem Gefühle erklärbar. Dem Unempfindlichen ist das Betragen Anderer völlig gleichgültig; ihm ist es ganz einerlei, ob man ihn schätze oder verachte, lobe oder tadle, liebe oder hasse, so lange nur nicht die ihm zugefügten Beleidigungen so hoch steigen, daß seine Sicherheit und Wohlfahrt offenbar dabei in Gefahr kommen. Anders äussert sich das vernünftige Gefühl des Weisen; ihm ist es nicht gleichgültig, wie Andere von ihm denken; die Achtung und Liebe, die man ihm seiner Verdienste wegen erweiset, bemerkt er mit dankbarer Freude; er fühlt die unverdiente Kränkung, die ihm zuweilen durch Verachtung, Spott und Mißhandlung zugeht: allein weder das Eine noch das Andere verschiebt sein Urtheil, oder verstimmt sein Gemüth, oder giebt seinem Thun eine Richtung gegen die Billigung seiner Vernunft. Der Empfindliche steht beiden gegenüber: er ist nicht bloß von der Gleichgültigkeit des Unempfindlichen entfernt, sondern die Lebhaftigkeit, mit der er alles aufnimmt, führt ihn auch noch über die Grenzen hinaus, welche die Vernunft dem Manne von Gefühl vorschreibt. Was Andere übersehen, oder für Kleinigkeiten halten, die man nicht achten müsse, das alles bemerkt der Empfindliche sehr geschwind; das entgeht seiner lauschenden Aufmerksamkeit nicht; das fällt ihm auf, und weckt in ihm allerlei Argwohn. Die Miene, womit man ihn grüßt, die Ausdrücke, mit welchen man ihn anredet, die körperliche Haltung während des Vortrags, alles ist ihm merkwürdig; alles beobachtet, sammelt, vergleicht und prüft er mit einer Aengstlichkeit, von der ein Anderer gar keinen Begiff hat. Das Schlimmste ist, daß er das Verhalten Anderer meistens von einer gehässigen Seite auffaßt. Mag, was ein Anderer vornimmt, noch so unschuldig und gut gemeint seyn, mag er gegen ihn noch so behutsam und schonend sich benehmen: er wird fast immer eine Beleidigung herausgrübeln. Grüßt er ihn ehrerbietig, so nimmt er's für Spott auf; ist sein Gruß vertraulich und ungezwungen, so vermißt er darin die gebührende Achtung; redet er mit ihm gar nicht, so hält er's für Trotz; spricht er mit ihm, und läßt ein einziges Wort fallen, das nicht genau abgewogen ist, so weiß er eine Be-

leidigung herauszufinden; ist er in seiner Gesellschaft in sich gekehrt und verschlossen, so beschwert er sich, daß er an seinem Umgang kein Vergnügen finde; und ist er aufgeräumt und offen, so beklagt er sich über Freiheiten, die er sich in seiner Gegenwart herausnehme. Der unschuldigste Scherz, jedes Wort, mit dem besten Herzen gesprochen, jede Gebärde kann ihn aufbringen, und ihm Anlaß zu Klagen werden. Bald ists ein stiller Ernst, eine trübe nachdenkende Miene, ein ungewöhnliches Zaudern im Antworten, ein zurückhaltendes Betragen, wodurch sein Gram über vermeinte Beleidigung kennbar wird; bald wird sich sein Unmuth darüber durch ein hämisches bitteres Lächeln, das Hohn und Verachtung ausdrückt, bald durch Anspielungen und Spöttereien, die das Herz verwunden, verrathen; zuweilen wird er sogar hitzig und roh werden, sein wilder Zorn wird in niedrigen Schmähungen ausströmen, wenn nicht gar sich in Gewaltthat und grobe Mißhandlung auflösen.

Es giebt reitzbare Seelen, die jeden Eindruck schnell auffassen, und darüber heftig werden, aber auch eben so schnell wieder zur Besinnung kommen. Von Anwandlungen vorübergehender Empfindlichkeit ist fast Niemand frei. Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, in welchen es dem Besonnensten schwer fällt, nicht über Manches ungehalten zu werden. Unsere Umstände sind oft so verdrüßlich und verworren, die Seele wird oft durch so viele dunkle Gefühle geängstiget, es schweben uns wegen der Zukunft so mancherlei unangenehme Besorgnisse vor, daß es an ein Wunder gränzen würde, wenn wir immer unsere ganze Fassung beibehielten. Der Fehler ist verzeihlich, wenn man nach einer unerwarteten Uebereilung bald wieder zur vorigen Gelassenheit zurückkehrt. Allein die Empfindlichkeit ist auch oft Gewohnheit, die es verdient, daß man ihr mit Kraft begegne, in so fern ihrer Quelle beizukommen ist.

Gegen Empfindlichkeit, welche Folge eines siechen Körpers ist, vermag die kräftigste Vorkehrung wenig. Dem Menschen, der immer kränkelt, der unter tausend unangenehmen Gefühlen trübsinnig den sauren Weg durchs Leben geht, und darum

grämlich und empfindlich wird, kann man meistens nur bemitleiden. Gegen Empfindlichkeit, wovon Traurigkeit und Schwermuth über erlittenes Unglück die Quelle ist, helfen am sichersten Trostgründe, aus der Religion geschöpft, denen man auf den Weg zum Herzen Liebeswerke zum Geleite giebt. Liegt die Ursache der Empfindlichkeit im Stolze, im Wahn, daß man überall den Vorzug verdiene, daß man an Einsichten und Verdiensten Andern weit überlegen sey: dann ist kluge Herabstimmung der hohen Meinung von sich das einzig wirksame Gegenmittel. Beruht endlich, was oft der Fall ist, die Empfindlichkeit auf dem Bewußtseyn heimlicher Verbrechen; bringt schon ein zweideutiger Ausdruck auf, weil man fürchtet, er möchte eine Anspielung auf solche Verbrechen seyn; nimmt man schon einen unschuldigen Scherz als Beleidigung auf, weil er den Argwohn weckt, die geheime Geschichte möchte wohl auch Andern schon bekannt seyn; reicht schon ein ins Ohr geflüstertes Wort, ein zugeworfener scharfer Blick hin, den Verdacht rege zu machen, es geschehe der schlechten That wegen, die man gern vor aller Welt verbergen möchte: dann ist Wiederkehr zur Tugend noch die einzige Brustwehr, welche das Gewissen gegen derlei Besorgnisse und Aengstlichkeiten sicher stellt.

Ein empfindlicher Mensch ist sich-selbst zur Plage; seine übergroße Reitzbarkeit läßt ihn überall Ursachen des Verdrusses und Mißvergnügens finden; er ist dagegen selbst in den Armen der Freundschaft nicht sicher; ihm fließt keine Freudenquelle lauter, weil seine üble Laune ihn überall hin begleitet, und Anstoß findet. Dazu kömmt, daß sich vor ihm alle Herzen verschließeu. Niemand wagt es so leicht, ihm offenherzig und frei die Wahrheit zu sagen, seine falschen Urtheile zu berichtigen, ihn an seine Fehler zu erinnern, ihn vor Gefahr zu warnen, weil er zum voraus von der übeln Aufnahme überzeugt ist. Mit einem empfindlichen Menschen, dem jede Kleinigkeit anstößig ist, läßt Niemand sich gern ein; bedächtlich zieht sich Jeder aus seiner Gesellschaft zurück, so gut er kann, um nicht mit seinem Eigensinn in Widerspruch und in unangenehme Mißverhältnisse zu gerathen.

Bei ruhiger Gelassenheit befindet sich der Mensch in jeder Beziehung besser, und man verkehrt auch lieber mit ihm. Warum sollten wir auch verdrüßlich werden, wenn uns der, welcher nie feine Lebensart gelernt hat, nicht nach den Regeln derselben behandelt? Warum sollten wir empfindlich werden, wenn ein eingebildeter Thor sich gegen uns Grobheiten erlaubt, deren Schande auf ihn zurück fällt? Warum sollten wir es übel nehmen, wenn ein Unwissender uns falsch beurtheilt, und ohne Ursache tadelt? Warum sollten wir uns beklagen, weil der Freudige nicht an unserer Traurigkeit, und der Traurige nicht an unserer Freude Theil nehmen will? Kann der Mensch eigenen Empfindungen entgegen handeln? Nehme man doch jeden Menschen, wie er ist, und muthe ihm nicht zu, seine Persönlichkeit zu verläugnen! Jeder hat seine eigenthümliche Denk- und Handlungsweise, wofür die unsrige nicht als Maaßstab gilt.

98. Empfindsamkeit.

Es liegt in der Natur des unverdorbenen menschlichen Herzens, daß Gutes und Böses in ihm entsprechende Empfindungen aufrege. Eine hohe Empfänglichkeit für solche Empfindungen, ein hoher Reitz zu denselben ist das, was man Empfindsamkeit nennt. Empfindsamkeit und Empfindelei, oder süßliches Schwärmen in Empfindungen, Ueberreitz der Empfindungen sagen nicht das Gleiche. Empfindsamkeit, das Gerührtwerden, das Zuherzengehen, hält die von der Vernunft gezogenen Schranken, und gereicht als schöne Frucht zarter Gemüthlichkeit dem Menschen zur Ehre. Empfindelei tritt über jene Schranken hinaus ins weite Gebiet einer zügellosen Phantasie, und ist oft Anfang großer Narrheit. So gerne man überall an empfindsame Seelen sich anschließt, und zu ihnen sich hingezogen fühlt: so ungern hat man mit Empfindlern zu thun, und fühlt sich widerlich von ihnen abgestossen.

Empfindsamkeit ist der schönste Beweis, daß der Mensch ein Mensch sey, und verdiene, es zu seyn. Gefühllosigkeit macht ihn zum wilden Thier, von dem man sich gerne in kluger Ferne hält. Sonderbar ist's, wie es Einigen einfallen

kann, sich durch Gefühllosigkeit Würde geben zu wollen. O wahrlich —

Des Thoren Stolz ist zu beklagen,
Der, wenn es Muth im Leiden gilt,
Zu feig, des Schicksals Sturm zu tragen,
Sich in der Stoa Mantel hüllt.

Wer die Empfindung abgeschworen,
Uebt Hochverrath an der Natur;
Er hat des Daseyns Sinn verloren,
Ein starrer Fels auf Gottes Flur.

v. Neveu.

Nur bei Empfindsamen ist Hilfe, wenn Noth drängt. Dem Unglücklichen schlägt sein Herz schon aus der Ferne entgegen, und süße Himmelswonne beseligt ihn, so es ihm gelingt, in die Wunde, welche dem Nächsten ein Unglück schlug, heilenden Balsam zu träufeln. Empfindsamkeit und Mitleiden sind verschwistert, wie Mitleiden und Liebe. Was müßte aus unserer Erde werden, zögen sich diese Verschwisterten zurück?

99. Engherzigkeit.

Der Mensch soll an Andern ehren und lieben, was ihn selbst zum Menschen macht; er soll mit seiner Liebe die ganze Menschheit umfassen; er soll gleichsam alle, die der großen Menschenfamilie angehören, als Brüder oder Schwestern in seinem Herzen tragen; wie könnte er das mit einem engen Herzen? Indem Gott uns allgemeine Menschenliebe zur Pflicht machte; so hat er uns unfehlbar auch dazu ein Herz gegeben, das weit genug ist, daß wir allen Menschen darin einen Platz anweisen können.

Sonderbar ist's, daß der Mensch, von Gott mit einem liebenden Herzen geschaffen, so leicht seiner Natur entartet, und engherzig wird; je mehr er für sich selbst bedarf, desto ungeneigter wird er gewöhnlich, etwas für das Allgemeine zu thun. Kann denn der Mensch dadurch verlieren, wenn seine Liebe an Ausdehnung gewinnt? — Was müßte aus einer Welt werden, von lauter Engherzigen bewohnt, die immer nur mit

ihrem werthen Ich zu thun haben? Wie gerne sieht's Jeder, wenn ihm Andere liebend entgehen kommen? Wer ganz von sich verschlungen, Andere gar keiner Beachtung werth hält, der verdient zur gerechten Vergeltung, daß man ihn eben so wenig beachte. Ein Engherziger isolirt sich durch Selbstbeschränkung auf seine Person, und begiebt sich unklug alles Anspruches auf Hilfe im möglichen Nothfalle. Es ist aller Demüthigungen die größte, so ein solcher Mensch, der unerbittlich allen Unglücklichen sein Herz verschloß, nachher selbst um Hilfe ausgehen muß. Beispiele sind nicht sonderlich selten.

100. Entartung.

Entartung ist Abweichung von seiner Art. Der Entartung ist das Beßte und Heiligste fähig. Es war eine Zeit, wo selbst das Christenthum von Entartung nicht frei blieb. Heiden und Moslems giengen im Mittelalter weit mehr durch die enge Pforte der Moralität, als die damaligen Christen, die den breiten Kirchenweg vorgezogen hatten. Wie bald entartete nicht die einfache Lehre des Evangeliums zur abgeschmacktesten Schulweisheit? Es ist kein Stand gedenkbar, der nicht der Entartung eine Menge aufweise. Es entarteten Fürsten zu Despoten und Volksdrängern; hohe und niedere Staatsbeamte zu feilen Lohndienern; vaterländische Wehrmänner zu übermüthigen Janitschaaren fürstlicher Willkühr; Aerzte zu gewinnsüchtigen Quacksalbern; Priester, Diener des göttlichen Wortes, Führer auf dem Heilswege, durch Unwissenheit und Ausschweifung zum Stein des Anstosses.

Entartungen zum Verderben der Welt sind unvermeidlich, wo das, was allein dem Menschen Würde giebt, wenig geachtet wird, und Stand und Amt mehr gelten, als die damit verbundenen Pflichten; wo Berufstreue belacht wird, so lange man auf andern Wegen zu Ansehen und Vermögen kommen kann; wo endlich Alles darauf angelegt scheint, das Gewissen zum Schweigen zu bringen.

101. Enthaltsamkeit.

Auf Enthaltsamkeit hat die christliche Kirche frühzeitig hohen

Werth gelegt; es kam sogar dahin, daß sie den Geistlichen geboten wurde. Veranlassung dazu mochte das sehr ärgerliche Leben vieler Geistlichen geworden seyn, wozu nachher noch andere Gründe kamen. Sieh unter dem Worte Cölibat. Gregor von Tour führt ein sehr auffallendes Beispiel an, indem er VIII. 19. eines Abbts Dagulf erwähnt, der von seinem Nachbar im Ehebruch mit seiner Frau ertappt, und mit einer Streitaxt getödtet wurde. Aus seiner Aeußerung darüber geht hervor, daß man damals von Enthaltsamkeit sich eben nicht die reinste Vorstellung machte; denn am Schlusse der Erzählung sagte der nachsichtige Heilige zur Warnung, daß sich Geistliche nicht mit fremden Weibern beflecken, sondern mit solchen sich begnügen möchten, deren Umgang ihnen nicht zum Verbrechen angerechnet werden könne.»

Indem man Geistlichen die Enthaltsamkeit allgemein gebot, schien man wohl nicht daran gedacht zu haben, daß ihr aller moralische Werth fehle, wenn sie nicht eine Tugend des freien, männlich kräftigen Entschlusses ist. Dem Gebote lag vermuthlich etwas von der Tugend ganz Verschiedenes zu Grunde.

102. Entschluß.

Wer zu etwas sich entschließen will, muß vorerst sich ernstlich fragen, ob er auch der Unternehmung gewachsen sey? Er muß das Verhältniß seiner Kräfte zur Unternehmung genau berechnen. Uebereilter Entschluß ist selten gedeihlich. Wer von Stunde an ein Engel seyn will, bringt es selten so weit, ein verträglicher Mensch zu werden. Alles in der Natur geht seinen ruhigen Stufengang. Es giebt da keine Lücken, keine Sprünge vom Schlechtesten zum Besten. Wer zu viel sich vornimmt, mag wohl im ersten Anlaufe merklich vorwärts kommen; aber gewöhnlich bleibt er bald müde und muthlos auf dem beschwerlichen Wege ans ferne Ziel zurück, das er sich im ersten Feuereifer selbst unbesonnen ausgesteckt hatte.

Im Gebiete des Guten läßt sich nichts überstürzen. Eine weite Reise wird im langsamen Schritte sicherer, als im Sturmmarsche, zurück gelegt. Geht dem Entschluß reife Ueber-

legung voran, und paart sich mit der Ausführung feste Bedächtlichkeit, dann ist gewöhnlich dem Menschen mehr möglich, als man glaubt, und seinem eisernen Willen widersteht so leicht kein Hinderniß. Der Mensch vermag alles, was er mit vernünftiger Entschlossenheit will. Nur wo der Wille schwankt, ist der Erfolg unsicher.

103. Entschuldigung.

Ueber Entschuldigung, wenn man Unrecht verübt hat, ist man selten verlegen. Bald ist es die Noth, bald die hergebrachte Gewohnheit und das Beispiel Anderer, bald die Person selbst, an der man Unrecht verübte, womit man sein Benehmen beschöniget. Man bedenkt wohl nicht, daß solche Entschuldigungen das begangene Unrecht noch erschweren, und der menschlichen Gesellschaft, wie dem einzelnen Menschen, Gefahr und Verderben bringen. Wer einsieht, wie er kann und soll, daß eine That unerlaubt sey, und daß sie göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwiderlaufe; wer es weiß, daß die schlechte That, das begangene Unrecht, nicht aus Uebereilung, sondern mit Ueberlegung, nicht einmal nur, sondern oft geschah, daß er sie wohl gar Jahre lang unbedenklich fortsetzte: der spottet der liebenden Vorsehung, die über Alle wacht, wenn er das verübte Unrecht mit seiner großen Noth, mit seiner drückenden Armuth, mit seiner gänzlichen Verlassenheit zu rechtfertigen wagt. Selten ist die Noth so groß, die Armuth so drückend, die Nahrungssorgen so heftig andringend, daß sich nicht Jeder durch rechtmäßige Mittel nach Nothdurft helfen, daß er nicht durch bessere Ordnung, durch größere Sparsamkeit seine Umstände verbessern und so mancher Verlegenheit vorbauen könnte. Gänzliche Verlassenheit vorschützen ist zugleich schwere Versündigung an der Menschheit. Noch von jeher fanden sich überall gute Menschen, die Hand und Herz dem schuldlos Unglücklichen geöffnet haben. Wer sich nicht zuerst selbst verläßt, ist nie ganz verlassen, weil Liebe unter den Menschen nie ausstirbt,

Eben so unstatthaft ist Entschuldigung, die aufs Herkommen, auf die Gewohnheit, auf den Handwerksbrauch, auf

das Beispiel Anderer gebaut wird. Was wäre wohl noch unrecht in der Welt, wenn Herkommen und Gebrauch und Beispiel gültige Entschuldigungsgründe wären? Was kann Böses gedacht werden, wovon sich nicht hundert Beispiele aufführen lassen?

Nicht mehr Gewicht haben Entschuldigungen von persönlichen Verhältnissen dessen hergenommen dem Unrecht geschah. Wie würde es in der Welt mit der öffentlichen Sicherheit stehen, oder wer könnte morgen noch sein nennen, was er heute besitzt, wenn es zulässig wäre, einem Andern etwas zu nehmen, weil er Ueberfluß hat, weil ohnehin viel zu Grunde geht, weil es bei seiner Bereicherung selbst nicht mit rechten Dingen zugieng, weil er zu kargen Lohn giebt, wofür man sich nur entschädigen will? ꝛc. — Wer, wenn er an der Stelle des Reichen wäre, würde es billigen, wenn Andere seine nunmehrigen Entschuldigungen sich zu Regel machten? — Wenn solche Entschuldigungen gelten, — warum dann geht man nicht offen zu Werke? warum verbirgt man so ängstlich seine That? warum wird man verlegen, wenn man der Sache auf die Spur kömmt, und darüber zur Rede gestellt wird?

Wer dergleichen Entschuldigungen vorbringt, erschwert dadurch nur noch seine Schuld: er möchte gern damit sein Gewissen einschläfern, um desto dreister Ungerechtigkeiten zu verüben, und Andern zu entwenden, was er selbst zu verdienen zu träge ist. Der Nachtheil solcher Entschuldigungen, wo sie an der Tagesordnung sind, ist nicht zu berechnen. Dadurch ist die Sicherheit alles Eigenthums gefährdet; der friedliche und gewerbsame Bürger, dem Betrug und der Veruntreuung seiner Dienstboten und Arbeitsleute, den Nachstellungen und Ränken schlechter Nachbarn blosgestellt, muß endlich alle Freudigkeit, allen Muth zur Arbeit verlieren; auf gelähmten Gewerbfleiß muß Verarmung folgen. Wo solche Entschuldigungen Aufnahm finden, da wird das Gewissen bald zu den größten Ungerechtigkeiten und Verbrechen schweigen; und was vermögen ohne Zustimmung des Gewissens die weisesten Gesetze der wachsenden Raubsucht im Volke vorzubauen? was muß aus

einem Land werden, wo das Eigenthumsrecht mit faden Entschuldigungen umgangen werden kann?

104. Erbe.

Erbe heißt das Gut, das man rechtlich nach dem Tode eines Andern übernimmt. Zum Erbe berechtiget letzte Willenserklärung des Verstorbenen, oder ohne eine solche Willenserklärung die Blutsverwandschaft nach den Klassen, wie sie durch Gesetze bestimmt sind. Nichts entehrt mehr, als Erbschleicherei, wodurch die rechtmäßigen Erben verkürzt werden. Ueber der Theilung in den Nachlaß eines Verstorbenen haben sich schon oft zwischen den Erben die ärgerlichsten Zwiste, und die bittersten Feindschaften entsponnen.

Reiches Erbe macht nicht immer glücklich. Es fehlt nicht an Beispielen, daß es das Grab der häuslichen Ruhe und Zufriedenheit wurde. Nicht das Inventarium, sagt Johann von Müller, sondern die weise Benutzung des Ererbten macht das Glück des Mannes.

Erwiesen ist der Satz,

Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum hinterlassen.

Gellert.

Anleitung, wenige Bedürfnisse zu haben, Bedürfnisse, die man hat, mit Wenigem zu befriedigen, und Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit, sich dieses Wenige in jeder Lage zu verschaffen ꝛc., ist das beste Erbe. Auf jeden Fall sorgen Aeltern für ihre Kinder schlecht, wenn sie ihnen nichts weiter, als Häuser, und Grundstücke und Geld hinterlassen. Nur das gibt Gewähr für daurendes Fortkommen in der Welt, was kein Unfall zerstören oder rauben kann. Schon mancher hat mit einem reichen Erbe sich einen siechen Körper und einen unzeitigen Tod gekauft.

105. Erde.

Die Erde, unser dermaliger Wohnort im großen Vaterhause, war nicht immer, wie sie jetzt ist, und wird wohl auch

nicht so bleiben. Ihr Zustand, und alles, was auf ihr vorgeht, ist so gut, als der Mensch selbst, der sie bewohnt und anbaut, dem beständigen Wechsel der Zeiten unterworfen. Die Gestaltung der Formen dreht sich, im Großen wie im Kleinen, gleichsam in einem ewigen Wirbel herum. Auf dem unaufhaltsamen Zeitenstrome ist ein beständiges Wogen der Wellen; eine drängt die andere, und wird wieder von der nachfolgenden gedrängt. Was da oder dort unterzugehen scheint, bleibt Stoff, der in der großen Werkstätte Gottes allmählig wieder zu einer neuen Schöpfung übergeht.

Es ist wohl nicht weit von der Wahrheit, wenn man behauptet, daß anfangs die Erde größtentheils vom Wasser bedeckt war, und nur einzelne Inseln, jetzt die Gipfel und Rücken hoher Länder, aus dem unermeßlichen Wasserspiegel hervorragten. Das Meer, das die Erde fast ganz einhüllte, nahm durch Ausdünstung immer mehr ab; die Inseln erweiterten sich, und das feste Land gewann allmählig an Umfang. Viele kleine Inseln traten durch wachsenden Umfang einander immer näher, bis sie sich endlich berührten, und ganze Welttheile bildeten. So finden Reisende die zuverläßigsten Spuren in den Welttheilen Amerika und Australien, welche auf ein frisches jugendliches Alter hinweisen, und die Vermuthung begründen, daß sie am spätesten aus dem Ozean hervorgestiegen seyen. Noch dermalen ist der größte Theil der Erde mit Wasser bedeckt, und das feste Land verhält sich zum Meer, wie Eins zu Drei. Aus Erfahrungen der Vergangenheit kann man sicher schließen, daß sich auch in Zukunft noch die Erdoberfläche erweitern, und neues Land zum Vorschein kommen werde.

Alles an, auf und um unsere Erde ist bemerkenswerth, und geeignet, unser Gemüth in eine fromme Stimmung zu versetzen. Schon ihre Umdrehung um sich selbst, vermöge welcher immer nur die eine Hälfte von ihr der Sonne zugekehrt ist, und Tag hat, weckt unser Staunen, und mehr noch ihr Umschwung um die Sonne, wodurch so genau die Dauer eines Jahres bestimmt wird. Alles an ihr zeugt von einer höchst weisen Einrichtung. Vom Ozean, der sie umgiebt, erheben

sich Dünste, die in Wolken sich sammeln, und von den Winden über das feste Land getrieben werden, wo sie dann im Regen wieder niederfallen und die Felder befeuchten. Das übrige Wasser sammelt sich hierauf in unterirdischen Höhlen, und wird zu Quellen, woraus die Bäche entstehen, die vereint Flüsse, wie diese Ströme, bilden, und so in mancherlei Wendungen ins Meer zurück fließen, woraus ursprünglich ihr Wasser durch Ausdünstung hervorgieng. Der Nutzen des Wassers ist unverkennbar. Menschen und Thieren dient es zum erquickenden Getränke, und manche Thiergattungen finden sogar Wohnung und Unterhalt darin. Auf dem festen Lande geben nicht nur Berge und Thäler einen erfreulichen Anblick, und erzeugen Gewächse, Pflanzen und Früchte aller Art, wie sie nur das Auge gern sieht, sondern bieten uns auch zum Genuß und Gebrauch so Mancherlei, als erforderlich ist, uns das Leben nicht blos erträglich, sondern sogar angenehm zu machen. Selbst im Innern der Erde liegen für den Menschen Schätze verborgen, daß er damit sein Leben verschönere. Die Erde ist mit Luft umflossen, vom Schöpfer für Menschen und Thiere zum einathmen, und für Pflanzen zum Wachsthum bestimmt. So weit die Luft mit Dünsten angefüllt ist, heißt sie Dunstkreis, in welchem Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Thau, Reif, Schlossen, Blitze und Donner und mancherlei andere Erscheinungen entstehen, wovon jede besonders unsere Bewunderung in Anspruch nimmt, und von einer höhern Macht, Weisheit und Güte zeigt. Die Luft ist, wie das Wasser, in beständiger Bewegung. Aus dieser Bewegung, wenn sie merklich stärker als gewöhnlich ist, entstehen Luftströme, die man Winde heißt, und von großem Nutzen sind. Die Winde sind es, welche die Luft von schädlichen Dünsten reinigen, die Wolken aus einem Land in das andere treiben, damit allenthalben das Land durch wohlthätigen Regen erquickt werde; anderer Vortheile nicht zu erwähnen, die wir ohne Winde vermissen müßten.

Unter allen Erscheinungen hienieden ist bei weitem die furchtbarste das Erdbeben, wovon ein Kampf des Feuers, der Luft und des Wassers im Schooße der Erde die Hauptursache seyn mag. Wenn unterirdisches Feuer, das durch mancherlei

Ursachen entbunden werden kann, die in den Tiefen der Erde verschlossene Luft erhitzt, und die unterirdischen Gewässer in glühende Dämpfe verwandelt: so ist's natürliche Folge, daß diese Dämpfe donnernd und tosend das Innere der Erde durchzucken, bis sie immer enger zusammengedrängt, und immer heftiger erglüht, sich endlich gewaltsam einen Ausweg bahnen, und zerstörend jedes sie beengende Hinderniß niederwerfen. Von der verwüstenden Kraft des Erdbebens zeugt die ältere und neuere Geschichte. Entsetzen ergreift den Leser, wenn die Geschichte ihn auf die Städte Herkulanum, Pompeji und Stabiä zurückführt, welche unter des Kaisers Titus Regierung durchs Erdbeben verschüttet wurden; wenn sie ihn an Lisabon erinnert, das im Jahr 1755 zusammengerüttelt 20,000 Einwohner unter ihren Trümmern begrub; wenn sie ihm endlich von der im Jahr 1783 erfolgten Verheerung Calabriens erzählt, wo ganze Städte, Flecken und Dörfer in Schutt sanken. —

106. Ereignisse.

Es giebt der Ereignisse mancherlei, die sich in der politischen Welt so wenig, als in der physischen, gleich bleiben. Ueberall dreht sich Alles im beständigen Kreislaufe, und die seltsamsten Erscheinungen treten hervor, die oft mit einander im grellsten Widerspruche stehen. Hier z. B. werden stellvertretende Verfassungen gegeben, dort verzögert, dort verweigert. Hier denkt man an's Fortschreiten mit dem Geist des Jahrhunderts, dort an's Festhalten des Bestehenden, dort an Heimkehr in's Altvergangene, an Herstellung des Lehnwesens, Mönchthums und gedankenlosen Gehorchens. Hier werden so voreilig als schonungslos alte Formen zertrümmert, unabgesehen auf ihre fortbestehende Brauchbarkeit, dort veralterte, die Zweck und Bedeutung verloren haben, mit unbegreiflichem Starrsinn festgehalten. Hier werden feste Burgen eingerissen, um für sie Kartenhäuser hinzustellen, dort Kirchen abgebrochen, um sie durch Kapellen zu ersetzen. Hier werden Quellen verschüttet, dort andere gegraben. Hier wird zu viel, dort zu wenig regiert. Hier sind Beamte an die Mastung gestellt, und werden fett wie Dachse,

und das arme Volk stirbt an der Auszehrung, dort verkümmert Volksübermuth den würdigsten Staatsdienern ihr Daseyn, und maßt sich's an, ihnen nicht nur allein den angewiesenen Wirkungskreis zu beengen, sondern sogar das letzte Brodkrümmchen vorzuwägen, womit sie sich nähren sollen. So feindlich getrennte Grundsätze, in's wirkliche Leben geführt, möchten leicht Gährungen wecken, deren Ausgang Niemand berechnen kann. Einige Jahrzehnde früher ahnete man diesen Gang der Dinge auf deutscher Erde nicht. Möge es bald wieder dahin kommen, daß Regierung und Volk sich im gleichen Interesse zusammen finden, und beide in traulicher Einheit ihr Heil suchen. Oeffentliche Wohlfahrt ist dahin, wo Regierung und Volk sich einander mißtrauisch gegenüber stellen. —

107. Erfahrung.

Erkenntniß, die man durch sinnliche Wahrnehmung erlangt, heißt Erfahrung. Das Mittel, sinnliche Wahrnehmungen zu vermehren ist allseitige Beobachtung. Je genauer diese ist, desto mehr muß sich der Kreis der Erfahrungen erweitern. Für Erkenntniß öffnet sich ein weites Feld, wo der eigenen Erfahrung gefällig die fremde begegnet. Auf fremder Erfahrung beruht fast ganz die Geschichte, deren Gebiet unermeßlich ist, weil sie Thatsachen erzählt, die nach Raum und Zeit weit ausser dem Bereiche eigener Wahrnehmung liegen. Wenn indessen die Summe fremder Erfahrungen ohne Vergleich größer als der eigenen ist, so ist dagegen der Eindruck, den diese machen, um so stärker. Das mag Aufschluß geben, warum der Mensch gewöhnlich nur durch eigene Erfahrung klug wird.

Der Nutzen, den die Erfahrung gewährt, ist unbestritten; sie ist die Mutter der meisten Künste. Schade! daß sie ihre Früchte gemeiniglich zu spät bringt. Um von der Erfahrung zu vortheilen, dazu gehört entschieden mehr, als blos sie gemacht zu haben. Schlechte Menschen werden durch bittere Erfahrungen meistens nur vorsichtiger, nicht besser. Erfahrung ist für den Thoren, was für den verdorbenen Magen die Speise.

So kurz als bündig hat sich darüber Pfeffel ausgesprochen:

Nur Weise kann Erfahrung lehren;
Die Narren macht sie niemals klug.

Wer darüber Beweise verlangt, mag sie in der neuesten Zeitgeschichte aufsuchen; sie werden sich ihm von allen Seiten in vornehmen Beispielen ohne langes Forschen aufdringen. Es giebt gewisse Menschenklassen, die im Glanze bisheriger Hoheit so erblindet sind, daß sie ausser ihrem werthen Ich nichts mehr wahrnehmen, oder einen so stumpfen Sehwinkel haben, daß dessen Seiten hoch über das Nahe, wie über das Ferne weggehen. —

108. Erfindung.

Einzelne Theile zu einem noch nie vorhandenen Ganzen verbinden, heißt erfinden. Erfindung ist also plötzliches Erzeugniß eines regen Geistes, der ohne Vorsatz und gleichsam wie von Ungefähr etwas bisher noch nicht Vorhandenes der Art hervorbringt. Eigentlich kann Vorsatz nur der Ausführung eines Entwurfes, der schon im Geiste fertig liegt, voran gehen, keineswegs aber dem, was erst durch Erfindung ins Daseyn treten soll. Man muß vorerst kennen, was man sich vorsetzt, und das Erfundene ist vor der wirklichen Erfindung nicht erkennbar.

Erfindung und Entdeckung sind nicht einerlei. Erfindung bewirkt das Vorhandenseyn, Endeckung aber setzt es voraus. Das Vorhandene, mag es noch so sehr verborgen seyn, kann aufgefunden, aber nicht erfunden werden. Amerika war schon lange da, ehe Christoph Columbus es entdeckte; aber die erste Uhr, die erste Glocke, der erste elektrische Apparat, die erste galvanische Säule ꝛc. waren vor ihrer Erfindung noch nicht da, und sind im wahren Sinne die Frucht des erfinderischen Geistes, der sie ins Daseyn rief. So plötzlich und unerwartet meistens das Erfundene in's Daseyn trat, so langsam geschah gewöhnlich dagegen dessen weitere Ausbildung und Vollendung. Es gehörte eine lange Reihe von Jahren dazu, bis die Uhr

das wurde, was sie dermalen ist, bis die Dichtkunst in jener Erhabenheit und Reinheit sich ausprägte, die nun unsere Bewunderung fesselt.

109. Erholung.

Erholung ist für jeden Menschen unentbehrlich, wenn unter anhaltender Thätigkeit sein Geist und Körper nicht erschlaffen soll, unentbehrlich zur Erhaltung seiner Unverdrossenheit und Munterkeit, zur Stärkung seiner Leibeskräfte, zur Bewahrung seiner Gesundheit, zur Erhaltung seiner geistigen Regsamkeit. Eine immer angestrengte Thätigkeit ohne Erholung ist eben so beschwerlich, als eine lange Reise, während welcher man keinen Gasthof antrifft.

So dringend für jeden Menschen das Bedürfniß der Erholung, und so entschieden es ist, daß eine wohlgeordnete Mannigfaltigkeit der Geschäfte das Leben erst angenehm mache: so gerecht ist dagegen die Forderung an ihn, daß er auf Erholung nicht zu viel Zeit verwende. Die Erholung muß nur wie Arznei gebraucht werden. Der Mensch soll sich die Arbeit zum Vergnügen, nicht das Vergnügen und die Zerstreuung zur Arbeit machen. Die Zerstreuungssucht ist eine wahre Seelenkrankheit; sie verschlingt die schönsten und kostbarsten Lebensstunden, welche man den Berufsgeschäften entzieht, und erzeugt endlich Entwöhnung von nützlicher Thätigkeit. Der erholt sich, wie sich's gebührt, der nach Erholung rüstiger und freudiger wieder an seine Arbeit geht.

110. Erkenntniß.

Man erkennt eine Sache, wenn man sie von andern zu unterscheiden weiß. Der Erkenntniß geht die Vorstellung voran; erst durch Beziehung der Vorstellung auf einen bestimmten Gegenstand wirds möglich, diesen von allen andern genau zu unterscheiden. Sinnliche Vorstellungen heißen Anschauungen oder Empfindungen, und verständige Vorstellungen heißen Begriffe; jene beziehen sich auf das Einzelne, diese auf das Allgemeine, auf das, was an mehrern einzelnen Dingen wahrgenommen wird. Hoch über Sinn und Verstand steht die

Vernunft, deren Vorstellungen geistiger Natur sind und Ideen heißen. Zu Vorstellungen von Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, Tugend, Pflicht ꝛc. kann sich allein die Vernunft erheben.

Das Erkenntnißvermögen, wie man es nehmen mag, ist nicht bei allen Menschen gleich; diese sind nach fast unendlichen Abstufungen, wie an scharfen Sinnen, so nicht minder an Geisteskräften einander überlegen. Nicht minder verschieden sind die Mittel und Gelegenheiten zur Entwicklung menschlicher Geisteskräfte. Während oft einem Schwachkopfe alle Mittel und Gelegenheiten zu seiner Ausbildung zu Gebote stehen; während alles um ihn her in reger Thätigkeit ist, seinen trägen Geist aus den Grenzen der Gemeinheit heraus zu heben: liegen noch bei Tausenden die größten Talente im tiefen Schlummer, weil um sie her nichts ist, was ihren Geist wecken, und zur weitern Ausbildnng ihrer hohen Fähigkeiten im geringsten mitwirken könnte.

111. Ermunterung.

Der Mensch, der so manchen schweren Kampf mit Hindernissen, mit Beschwerden, mit Leiden aller Art bestehen muß, bedarf von Zeit zu Zeit einer kräftigen Ermunterung, damit er im anhaltenden und mühsamen Kampfe den Muth nicht sinken lasse. Die kräftigste Ermunterung gewährt das Christenthum durch Hinweisung auf Jenseits. Sey der Mensch noch so sehr im Gedränge, er wird des Harms vergessen, und sein Gemüth wird sich unfehlbar erheitern, wenn er bedenkt, daß ihm hienieden nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen sey, an deren guter Verwendung eine lohnende Ewigkeit hange. Mags rings um ihn her toben und stürmen, mögen die Wogen der Widerwärtigkeiten auf dem unruhigen Meere des Lebens über seinem Haupte zusammen schlagen, ihn hält der einzige Gedanke aufrecht: Die Vorsehung hat von jeher die Rechte der Tugend behauptet, und über ein Kleines ist der Tropfe der mir zugemessenen Zeit verdünstet, mit welcher alles endet, was mir jetzt so schwer auf's Herz fällt. Alles Bittere, das mir die Zeit bietet, hält den Seligkeiten die Wage nicht, die

jenseits der Lohn beharrlicher Berufstreue sind. Einander ermuntern, wenn Muthlosigkeit uns beschleichen will, ist Liebespflicht, welcher kein Christ sich entziehen darf.

112. Erniedrigen.

Erniedrigen kann der Mensch allein sich selbst, aber von Andern nicht erniedriget werden. Man kann uns wohl niedrig behandeln, nicht erniedrigen. Der Mensch behält seinen Werth, so lange er den Forderungen seiner vernünftigen Natur treu bleibt; nur wenn er diese Forderungen nicht beachtet, und durch freiwillige Verschlechterung unter sich selbst hinabsinkt, ist sein innerer Werth dahin. Wahre Erniedrigung kömmt nicht von Aussen, weil innerer Werth auf sich beruht. Wer gut ist, kann wohl von Andern als schlecht ausgerufen, nicht wider seinen Willen schlecht gemacht werden, was allein erniedriget.

103. Erndte.

Die Erndtezeit füllt jedes empfindsame Menschenherz mit Freude.

Wer liebt sie nicht der Menschheit laute Freude,
Die sich um Gottes reiches Füllhorn drängt,
Wenn die Natur in ihrem Prachtgeschmeide
Gleich einer Braut den Bräutigam umfängt?
Leer wird das Dorf; denn alles eilt hinaus,
Zu sammeln Gottes Segen in das Haus.

Wer fühlt nicht, beim Hinblick auf den reichen Erndtesegen, in sich sanfte Regungen des Dankes gegen Gott, der mit so freigebiger Hand seine Gaben spendet? Wem dringt sich da nicht von Neuem wieder der tröstliche Gedanke an seine umfassende Fürsorge auf? Wer wird da nicht sanft zur Bewunderung dessen hingezogen, der weislich die Schätze der Erde an unsere Thätigkeit, die Früchte des Feldes an menschlichen Fleiß band? Wer findet da nicht in der Wahrnehmung: ohne Saat erblüht keine Erndte ꝛc. Ermunterung zur Arbeit, zur rastlosen Verwendung seiner Zeit und Kraft? Wer wird noch, nachdem ihn Gott so liebvoll bedacht hat, hart gegen

den ärmern Bruder seyn, und nicht gerne etwas von seinem Ueberfluß in dessen Schooß legen? — Der ist der ergiebigen Erndte nicht werth, der sie in der Absicht zurücklegt, um von allgemeiner Noth in karger Zeit Vortheil zu ziehen.

114. Erwartung.

Der leichtgläubige Mensch ist voll Erwartungen; oft drängt eine die andere, und es bedarf einer Kleinigkeit, neue in ihm aufzuregen. Darum ist er auch in beständiger Unruhe, und selten ganz zufrieden. Wie natürlich! Wer viel erwartet, der wird gewöhnlich betrogen, und er verliert von seiner Zufriedenheit immer so viel, als das, was er erwartete, unter seinen Wünschen steht. Täglich sterben bei ihm Hoffnungen dahin, und sinken in's Grab, weil er den Kreis seiner Hoffnungen über Gebühr ausdehnt. Wie, was tief unter der Erwartung bleibt, betrübt, so erfreut hingegen das Gute, das unerwartet zutrifft, um so inniger, je unerwarteter es ist. Nichts geht über die Freude, womit man überrascht wird.

115. Erziehung.

Unser Zeitalter gleicht jedem Tage mehr einem Orchester, das die Instrumente zu einem künftigen Concerte stimmt, wo noch alles unerhört in einander schnarrt und pfeift. Das offenbart sich nirgends mehr, als im Fache der Erziehung, wo man es so recht darauf anlegt, alle Kräfte und Fähigkeiten, zumal am Kinde, aufzuregen, und den Kopf auf Unkosten des Herzens vorzuschieben. Es ist Sitte geworden, Kinder mit den Früchten der Erkenntniß so voll zu füttern, daß es dem schwachen Geist unmöglich werden muß, sie alle gehörig zu verarbeiten, und, ohne Nachtheil für sich und Andere, in sich aufzunehmen. Der bereits sichtbare Erfolg ist eine vertrocknete Zukunft voll Hochmuth, Widerspruch, Unglauben. Bald, wenn es so fortgeht, wird es dahin kommen, daß so abgerichtete Knaben altklug sich's anmaßen, der Vorzeit alles gründliche Wissen abzusprechen, und sich selbstgefällig als Lehrer der Welt vorzudrängen, und mitleidig den Vätern den Staar des Vorurtheils zu stechen. Nichts stoßt widerlicher ab, als solche

junge Weisheitsapostel, die, kaum der Winkelschnur entlassen, sich schon aller Welt als lebendige Encyclopädien darstellen, und sie zu sich in die Schule nehmen wollen.

Erziehung darf nicht einseitig seyn, sondern muß den ganzen Menschen erfassen, muß Geist und Herz in Einklang bringen. Es ist ein großes Versehen, das sich von jeher empfindlich rächte, so man sich nur Mühe giebt, den Kopf des Zöglings mit allerlei Kenntnissen anzufüllen, das Herz aber verwildern läßt, was leider nicht an allen öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten gehörig beachtet wird. Der Lehrer leistet nur halb, was er soll, wenn bei seinem Unterricht das Herz des Zöglings leer ausgeht. Man sollte nie vergessen, daß Menschenwerth weniger auf einem hellen Kopfe, als auf einem guten Herzen beruhe.

Des Menschen erste Erziehung geht von seinen Eltern aus. Wollen diese, daß ihnen das Erziehungsgeschäft gelinge, so müssen sie sich vor allem die Achtung und das Zutrauen ihrer Kinder erwerben; zu bedauren ist's aber, daß die meisten in der Auswahl der Mittel fehlen, und sich auf Abwegen bald allzugroßer Strenge, bald allzugroßer Nachgiebigkeit verlieren. Gebieterische Worte, harte Verweise, strenge, dem Vergehen nicht angemessene Strafen sind ein verkehrtes Mittel, sich bei Kindern in Achtung und Zutrauen zu setzen. Uebertriebene Schärfe verschüchtert nur, bessert nicht. Das Kind kann die Tugend nicht liebgewinnen, die man ihm abnöthigen und gleichsam einprügeln will; es wird höchstens sich verstellen und die Heuchlerrolle spielen, so lange es unter den Augen des gefürchteten Aufsehers ist; es wird zwar das Befohlene vollziehen, aber nicht, weil es seinem Herzen zusagt, sondern weil es muß, und sich vor Verweis und Strafe fürchtet. Wo es von der lästigen Aufsicht sich frei glaubt, und vor Strafe sich nicht zu fürchten hat, wird es muthwillig über alle Schranken der Gebühr und des Anstandes treten, und sich jeder Gelegenheit freuen, sich für den langen Zwang wieder einmal schadlos zu halten. Das ewige Donnern, wodurch unverständige Eltern ihr Ansehen behaupten wollen, betäubt endlich; das Kind gewöhnt sich daran, es legt auf elterliche Ermah-

nungen und Verweise kein Gewicht mehr, wird starrsinnig, und sinnt zuweilen wohl gar auf Gelegenheit, den harten Eltern, denen es nie recht thun kam, Verdruß zu machen. Hat es einmal die Bemerkung gemacht, daß seine Eltern mehr aus Leidenschaft und übler Laune, als in der reinen Absicht, es zu bessern, so hart und strenge sind, dann muß sich fast unvermeidlich die letzte Spur kindlicher Achtung und kindlichen Zutrauens verlieren. Kindliche Liebe will, daß ihr die elterliche begegne.

Gleich zerstörend, als zu übertriebene Strenge, wirkt im Geschäfte der Erziehung zu viel Nachgiebigkeit. Man irrt sehr, wenn man glaubt, die Herzen der Kinder dadurch zu gewinnen, wenn man ihnen in allen Dingen ihren Willen läßt, ihrem Eigensinn nachgiebt, und alles ihnen nachsieht. Kinder sind nicht so blind, daß sie nicht bald wahrnehmen sollten, daß dieser Nachgiebigkeit, dieser Nachsicht eigentliche Schwäche zu Grunde liege. Und wie könnten sie nach einer solchen Wahrnehmung noch ihre Eltern achten? — Vielmehr werden sie sich, bei ihren Vergehungen, auf die elterliche Nachsicht stützen; hämisch werden sie jeder Gelegenheit sich freuen, den schwachen Eltern bald dieß, bald jenes, abzutrotzen; sie werden wenig nach Eltern fragen, die nicht einmal Kraft genug haben, ihren eigensinnigen Forderungen etwas zu versagen. Was muß das in einem Hause für eine Ordnung seyn, wo das Kind nur ungestümm seyn darf, damit alles seinem Eigensinn, seinem gebieterischen Willen entgegen komme, und wo den Eltern das Herz zittert, wenn das ungezogene Kind stampft und schreit: ich will das nicht, daß will ich? —

Sollen Kinder ihren Eltern das Erziehungsgeschäft durch Achtung und Zutrauen erleichtern, so müssen sie überwiegende Vorzüge des Geistes und Herzens an ihnen wahrnehmen. Elterliche Weisheitslehren, denen nicht das entsprechende Beispiel zur Seite geht, gleiten unfehlbar am kindlichen Herzen ab. Man denke sich ein Vater, aus dessen Munde nie ein sanftes Wort geht, der durch Härte alles um sich her verschüchtert, der durch Toben und Schelten alles ertrotzen will, der unbehutsam die ärgerlichsten Gespräche führt, und damit einen

eben so ärgerlichen Wandel verkündet, der arbeitsscheu nur schlechten Gesellschaften nachzieht, und oft das Verdienst einer Woche in einer Stunde verschwelgt ꝛc.; man denke sich eine Mutter, die alles, was sie aufbringen kann, auf lächerliche Eitelkeiten verwendet, und sich nicht schämt, die gemachten Auslagen durch Härte gegen Dienstboten, durch karge Kost und Lohn wieder einzubringen, deren Mund stets von Verweisen und Vorwürfen überfließt, und der keine Schranke der Ehrbarkeit zu heilig ist: müßte es nicht an ein Wunder grenzen, wenn Kinder solcher Eltern unverdorben blieben? Kinder sind so geneigt, alles ihren Eltern nachzuthun; wie könnten sie gut bleiben, wenn fast alles schlecht ist, was sie an ihren Eltern sehen oder von ihnen hören? — Eindrücke ins weiche Kinderherz, durch Beispiele oft erneuert, sind fast untilgbar, und man darf sich wohl nicht verwundern, daß es Menschen gab, welche in der Verzweiflung noch der Asche ihrer Eltern fluchten, weil diese durch böses Beispiel ihr Verderben vorbereitet hatten.

Wie im Erziehungsgeschäfte das böse Beispiel alles verdirbt, so wird dagegen durch das gute Beispiel alles gewonnen. Elterliche Lehren und Ermahnungen fallen mit fast unwiderstehlicher Kraft auf das kindliche Herz, wenn die guten Eltern selbst die Lehren befolgen, die sie ihren Kindern ertheilen. Der Gedanke ist bei diesen so natürlich: es muß doch wohl recht und gut seyn, was uns die lieben Eltern befehlen, weil sie es selbst thun. Kinder guter und frommer Eltern entarten nicht so leicht; ihr Stolz ist, zu werden, was diese sind, und durch Wohlverhalten ihren Lebensabend zu verschönern. Wenn lange schon der theuren Eltern Asche im Schooße der Erde ruht, werden ihre Lehren und Ermahnungen der kindlichen Seele noch lebhaft vorschweben, und die angelegenste Sorge bleiben, ihr Andenken durch fortgesetzte Befolgung jener Lehren und Ermahnungen zu heiligen.

Eltern, die im Erziehungsgeschäfte nichts versahen, können ihre Kinder bei reifern Jahren ohne Bedenken der bisherigen Aufsicht entlassen, und sie hinaus ins große Gedränge des Lebens treten lassen: sie werden die guten Eindrücke ihrer Er-

ziehung behalten; sie werden muthig der Versuchung zum Bösen widerstehen, und unverdorben wieder zurückkommen. Und sollte es wider Erwartung der Verführung gelingen, ihr Herz zu bethören: sie werden wieder zur Besinnung kommen; ihr Gewissen wird wieder erwachen; die elterlichen Lehren werden in ihnen wieder aufleben. Im schlimmsten Falle, wenn alle Hoffnung der Besserung dahin ist, bleibt doch den Eltern das beruhigende Bewußtseyn, geleistet zu haben, was Gott ihnen auftrug, und sie können daher ohne Aengstlichkeit aus der Welt gehen, und selbst noch ihren Segen mit in's Grab nehmen.

Der Mensch bedarf einer fortwährenden Erziehung, weil seine Anlagen und Fähigkeiten einer unendlichen Vervollkommnung fähig sind. In allen wohlgeordneten Staaten bestehen Unterrichts- und Erziehungsanstalten, die den Zögling aus der Hand der Eltern zur weitern Fortbildung übernehmen. Diese Anstalten leisten nicht, was sie sollen, wenn sie nicht der Verstandesbildung auch jene des Herzens beiordnen. Das große Erziehungsgeschäft darf nicht einseitig betrieben werden. Für alle bei weitem die höchste Erziehungsanstalt ist die Kirche, deren Zweck ist, den menschlichen Geist mit der Gottheit zu befreunden. Der Mensch gehört zweien Welten an; für beide bedarf er der entsprechenden Erziehung. Kirchliche Erziehung kann nur der entbehrlich finden, der keine Unsterblichkeit glaubt, und des Menschen ganzes Seyn auf das Erdenleben beschränkt. —

116. Ewig.

Das Wort Ewig bezeichnet bald eine unbestimmbar lange, bald eine unendliche Dauer. Das Ewige wird daher auch oft für das Unendliche gesetzt. Streng genommen bedeuten beide Ausdrücke nicht das Gleiche; denn beim Gedanken der Ewigkeit erheben wir uns bloß über die Schranken der Zeit, beim Gedanken der Unendlichkeit aber über die Schranken des Raums und der Zeit zugleich. Das Ewige hat kein Maaß, wie die Zeit, und läßt sich nicht umklaftern mit den kurzen

Armen menschlicher Einbildung, Millionen Jahre auf einander geschichtet vollenden noch keine Ewigkeit.

Es ist unverzeihliche Thorheit, die Geheimnisse der Ewigkeit erklügeln zu wollen. Derlei Grübeleien leiten nie zu wohlthätigen Zwecken. Dem Menschen genüge die Ueberzeugung von ewiger Fortdauer und ewiger Vergeltung! — Hätte die Gottheit es heilsam erachtet, daß der Mensch über seinen Zustand jenseits schon hier ins Klare komme: sie hätte darüber keinen undurchdringlichen Schleier gezogen. Vorwitz der Art verräth Mangel an Vertrauen zu Gott, dessen Weisheit wir einst loben werden, wenn der Tod das Siegel dieser Geheimnisse bricht. Je weniger wir das Jenseits zu durchschauen im Stande sind: desto uneigennütziger wird unsere Tugend. Kann ein Sehender dem Blinden die Reitze einer Landschaft schildern? — Und wir kurzsichtige Sterbliche wollten den Zustand der Verklärten fassen! — Vergessen wir doch die inhaltschweren Worte Jesu darüber nicht: «Kein Auge hat's gesehen, kein Ohr gehört, und keines Menschen Verstand kann es fassen, was Gott denen verheißen hat, die ihn aufrichtig und von Herzen lieben.»

Der Glaube an das Ewige ists allein noch, was den Menschen im Kampfe mit dem Bösen aufrecht hält. Man denke sich die Menschen mit ihren wilden Begierden, sich selbst überlassen, ohne Vorstellung einer Fortdauer nach dem Tode, ohne Glauben an eine Vergeltung; — welches Leben, welches Eigenthum wäre dann noch sicher? welcher Eidschwur verbindlich? welches Gesetz mächtig? welche Unschuld heilig?

117. Fähigkeiten.

In unserer Natur liegen verschiedene Fähigkeiten; sie sind Geschenke von Gott, nicht unser Verdienst. Erst ihre Anwendung giebt Werth und Würde. Der Ewige ist's, der den Kreis unserer Thätigkeit bestimmte, und dazu angemessene Fähigkeiten verlieh. Wozu nützten Anlagen und Fähigkeiten, wenn wir sie, gleich dem Geitzigen, blos beschauen wollten, ohne sie zu gebrauchen? — Ihr Zweck ist Anwendung für den Beruf,

in dem wir stehen. Jeder Stand, jeder Beruf, heischt eigene Fähigkeiten, eigene Kenntnisse.

Wer stolz auf größere Fähigkeiten ist, und mit Verachtung auf Andere hinabschaut, denen er an Fähigkeiten überlegen zu seyn glaubt, der verkehrt den wahren Werth der Dinge, und sucht Ehre in dem, was erst durch gute Verwendung Ehre bringt. Nur der Thor brüstet sich mit Talenten, die ihm ohne sein Verdienst angeboren sind. Größere Fähigkeiten verbinden zur größern Thätigkeit, was aber nicht immer beisammen ist. Man sollte nie vergessen, daß der Mensch auch bei mittelmäßigen Fähigkeiten ofr der Wohlthäter seiner Brüder wird. Jeder ist ehrenwerth, der im angewiesenen Berufskreise so viel Gutes leistet, als er kann, und das Kapital seiner Fähigkeiten so anlegt, daß es angemessene Zinsen abwirft.

Es liegt im Plane der Vorsehung, durch ungleiche Vertheilung der Fähigkeiten die Menschen inniger unter sich zu verbinden. Diese Verschiedenheit der Fähigkeiten befördert nicht nur mächtig unsere Fortbildung durch Austausch der Ansichten und Meinungen, sondern erzeugt auch jene verschiedenen Berufsarten, die auf Erwerb, Thätigkeit, Bequemlichkeit und bürgerliches Glück so segnend wirken. Was müßte aus uns werden, wie uns ergehen, wenn Jeder durch Fähigkeit und Neigung zu einem Berufe sich hingezogen fühlte? Wie würden wir uns dann überall im Wege stehen? Wer würde dann unsere Felder bauen, und die unentbehrlichen Bedürfnisse des Lebens liefern? Wer die Erzeugnisse der Erde verarbeiten? Wer jenen Arbeiten sich unterziehen, die mit großen Beschwerden und vielfachen Gefahren verbunden sind? Wie manche herrliche Erfindung, wie manche treffliche Anstalt zur Aufhellung des Geistes und Beförderung menschlicher Glückseligkeit wäre nicht vorhanden, wenn nicht Lust und Liebe zu diesem oder jenem Zweige der Thätigkeit sie erzeugt hätte? — Gottes Weisheit ist also in der ungleichen Vertheilung der Fähigkeiten nicht zu verkennen. Der Herr giebt absichtlich Jedem ein eigenes Maaß der Geisteskräfte, um in jeden Kreis der Beschäftigung Menschen einzuführen, die darin mit Sachkenntniß, Gewandheit und Lust arbeiten.

Nicht wer am meisten kann, sondern wer in seinem Berufe am meisten thut, ist der Vornehmste. Auch der Mensch von geringen Fähigkeiten kann ein sehr nützlicher Mensch seyn. Des Menschen wahrer Werth ist von seinem Stande unabhängig. Mag er im Staat die erste Stelle einnehmen; entspricht er den Forderungen der eingenommenen Stelle nicht, dann steht er tief unter dem Manne, der im niedrigsten Berufe gewissenhaft seiner Pflicht lebt. Das ist nicht immer das Vornehmste, was mit vielem Geräusche sich ankündigt. Wer sein Leben in stiller Thätigkeit hinbrachte, hat oft mehr gethan, als Mancher, dessen Thaten die Geschichte verewigt. Die arme Dienstmagd, welche froh und emsig in ihrem Berufe fortarbeit, ist unverkennbar mehr werth, als die vornehme Dame, die ausser Besorgung ihrer Toilette keine andere Beschäftigung kennt. Der mühseltge Taglöhner, der gewerbsame Handwerker, die freudig thun, was sie sollen, verdienen weit den Vorzug vor dem reichen Müßiggänger, der an hoher Stelle glänzt, und im Wirbel seiner Zerstreuungen oft verlegen wird, wie er die Zeit tödten will. Wer seine Fähigkeiten dazu anwendet, wozu sie ihm gegeben sind, der hat Ehre vor Gott, auch wenn ihn alle Welt verkennt. —

118. Fallen.

So sehr den Menschen alles ermuntert, auf sich zu achten, daß er auf dem Tugendwege aufrecht bleibe, so sehr ihn dazu sein eigenes Herz auffordert: so darf man sich doch nicht verwundern, wenn er zuweilen strauchelt oder fällt; weil der Tugendweg gar sehr holpericht und mit Steinen des Anstoßes belegt ist. Bald ist es der Reitz des Beispiels, bald die Macht eigener Leidenschaft, was ihn zum Falle bringt. Um es gegen beide mit Erfolg aufzunehmen, dazu gehört Ueberlegenheit moralischer Kraft über die Zumuthungen der Sinnlichkeit, welche nicht plötzlich kömmt, sondern erst durch lange Uebung errungen wird. Es bedarf meistens eines anhaltenden und schweren Kampfes, um gegen solche Feinde sich zu behaupten, weil die Sinnlichkeit schon erstarkt ist, während die Vernunft kaum sich zu entwickeln beginnt.

Fallen ist so menschlich, daß ein Mensch, der gar nie fällt, kaum gedenkbar ist. Nur vorsätzlich fallen, im Falle beharren, zum Aufstehen zu träge seyn, entehrt. Wer will dem Kind, so lange es noch nicht fest auf seinen Füßen steht, zumuthen, daß es gar nie falle? — Ist der Mensch mehr, als ein moralisches Kind? — Wohl ihm, wenn jeder Fall ihm dazu dient, genauer auf den Weg zu achten! Am weitesten kommen, die im Anlaufe gegen das hohe Ziel menschlicher Bestimmung am seltensten fallen. Häufiges Fallen giebt sogar denen, welche daran leiden, das Recht, Andern die Klippen, ja vielleicht den Weg zu zeigen.

119. Falschheit.

Falschheit ist Betrug durch Schein, und steht der Aufrichtigkeit gegenüber. Ueber dieses überall herrschende Laster klagt Schiller in nachstehenden Versen:

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biss' tödtet des Lästerers Zahn.

Aufrecht und zu den Sternen sehend ist der Mensch geschaffen, daß er aufrichtig sey und wahr. Spricht er anders, als um's Herz ihm ist, und steht nicht mit der That zu seinen Worten; wer kann ihn achten, wer ihm vertrauen? wer wird ihn nicht verabscheuen? Wer mit der Wahrheit spielen kann, dem ist's auch Kurzweil, mit fremdem Glücke zu spielen. Ein falscher Mensch erlaubt sich alles, um durchzusetzen, was er vor hat; er mag sich in Worten noch so glatt fassen: je freundlicher sie sind, desto größer sind die Tücke, die er damit verschleiert.

Gift auf der Zunge hat der falsche Mann;
Immer Schade, daß ers nicht verschlucken kann!

120. Familienleben.

Die Gesammtheit der unter einem Hausvater stehenden Personen heißt eine Familie. Das Familienleben, so lange es seiner Natur nicht entartet, gewährt die reinsten Freuden. Wo Gatte und Gattin, wo Eltern und Kinder, wo Brüder und Schwestern, wo Knechte und Mägde in traulicher Liebe beisammen wohnen; wo Jeder freudig an sein Tagwerk geht; wo alle mit einander wetteifern, sich gegenseitig das Leben zu verschönern; wo, was einem wehe thut, allen zu Herzen geht, und, was einem Freude macht, alle erquickt: da ist der Himmel auf Erden.

Eine wohlgeordnete Familie ist im Kleinen ein sehr treffendes Bild eines wohlgeordneten Staates. Schon ein bedächtlicher Blick auf beide genügt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Familienleben das Leben in der großen bürgerlichen Gesellschaft vorbilde, daß jenes zu diesem Vorbereitung sey. Dort wie hier ist Zusammenleben mit Seinesgleichen; dort wie hier sind, welche befehlen, und welche gehorchen; dort wie hier kommen Personen vor, die bei aller Ungleichheit des Ranges, des Alters, der Einsichten, der Kräfte die Bestimmung haben, zum Wohl aller nach ihrer Art, und nach dem Maaße ihrer Einsichten und Kräften thätig zu seyn.

Schon aus den Verhältnissen des Familienlebens ergiebt sich, daß auch die kleinste Gesellschaft nicht ohne wechselseitige Liebe und Werthschätzung bestehe; daß da nicht Alle gleiche Rechte haben, nicht Alle befehlen, nicht Alle dasselbe Geschäft treiben können; daß die Mehrheit zum Gehorchen da sey; daß Jemand da seyn müsse, der das Ganze leite, und an welchen die Uebrigen sich zu halten haben; daß Gleichheit der Stände in jeder Gesellschaft ein Unding sey, und Verschiedenheit des Alters, der Einsicht, der Kraft, des Geschäftes auch Verschiedenheit der Berufsarten und Stände heische; daß gleiche Ansprüche auch gleiche Brauchbarkeit voraussetze. Wie in einer Familie die Kinder, die an Alter und Bildung ungleich sind, ungleich behandelt werden müssen: so ganze Völker, die auf ungleicher Bildungsstufe stehen. Die Ruthe, welche zur Zucht

des ungezogenen Kleinen noch gute Dienste thut, wäre beim reifern Jüngling übel angebracht. Bei ganzen Völkern ist's nicht anders. Mündig gewordene Völker heischen eine freisinnigere Behandlung, heischen edlere Verordnungen und Einrichtungen, als andere, die gleichsam noch im Kindesalter stehen, und wie Kinder ans Leitband genommen werden müssen. Man würde mit Recht der Eltern spotten, wenn sie sich noch bei groß gewordenen Kindern der Wickelschnur und des Leitbandes bedienen wollten; nicht mindern Spott verdienten Regierungen, wenn sie es absichtlich darauf anlegten, die Völker in unwürdiger Unmündigkeit zu erhalten, und sie nicht zum Denken erwachen zu lassen, damit sie williger dem Joch sich fügen, das ihnen einst selbstsüchtige Herrschaften über den Nacken warfen. Weder einzelne Menschen, noch ganze Völker sind von der Vorsehung bestimmt, ewig Kind zu bleiben.

Die Kinder einer Familie werden endlich alle großjährig; die jüngern wachsen allmählig den ältern nach, daß endlich auf Verschiedenheit des Alters kaum mehr Rücksicht genommen wird. Bei ganzen Völkern heischen gleiche Verhältnisse gleiche Berücksichtigungen. Wozu da die einst nothwendige und nützliche Scheidung des Volks in adeliche und gemeine Stände, in Herrn und Knechte, wo die niedern Stände die höhern bereits an Bildung eingeholt, und mitunter sogar ihnen einen merklichen Vorsprung abgewonnen haben? Wahren Vorzug, eigentlichen Adel begründen höhere Bildung, größeres Verdienst; diesen Vorzug, diesen Adel, wird man gewissen Familien gerne so lange gönnen, als sie ihn zu behaupten wissen. Der Geist ist's, und was daraus hervorgeht, was einzelne Menschen und ganze Völker adelt, und dieser Adel wird nicht angeboren.

121. Fanatismus.

Fanatismus ist die Verirrung derer, welche bei dem Urtheile über Gott und die göttlichen Dinge nicht der Vernunft und Offenbarung, sondern Einbildungen und Gefühlen folgen, und von denselben bis zum wüthenden und verfolgenden Reli-

gionseifer fortgerissen werden. Die Geschichte hat uns gräßliche Thatsachen aufbewahrt, wovon Fanatismus die giftige Quelle war.

Gegen Fanatiker sind Zwangmittel unwirksam. Könige können wohl geschreckt werden, aber nicht Fanatiker. Auch mit Vernunftgründen kann man sie nicht heilen; sie sind den Kranken ähnlich, die im Paroxismus ihre Aerzte schlagen. Man mindere ihre Uebel, indem man unmerklich und ohne Geräusche das Gebäude der Unvernunft untergräbt, aber erbittere sie nicht durch zu barsches Benehmen; man träufle in ihre Seelen nur Tropfen für Tropfen den göttlichen Balsam der christlichen Duldsamkeit, den sie mit Abscheu zurück stoßen würden, wenn er ihnen in voller Schale gereicht würde. Der Fanatismus gleicht so recht einem Strome, der um so weniger uns mit sich fortzureißen vermag, in je mehr Bächlein er sich zertheilt hat.

Es ist immer gut, von Zeit zu Zeit der Hyder des Fanatismus einige Köpfe abzuschneiden, sollten sie auch wieder wachsen; nur muß die Operation so behutsam und schonend, als möglich, geschehen. Für Fanatiker gehören gelinde Mittel, durch heftige bekommen sie Convulsionen. Sind einmal die Häupter der Hyder, sind einmal diejenigen verringert, die sie in Schutz nehmen, dann werden die übrigen, an das Messer sich erinnernd, doch wohl sich hüten, so dreist vorzutreten, und dem Volke Mücken ins Hirn zu setzen. Mit dem Volke läßt sich's noch machen, wenn nicht blinde selbstsüchtige Eiferer in Hinterhalt sich stellen, und durch ihr Jammergeschrei es aufreitzen. Man darf, wenn diese zum Schweigen gebracht sind, dem irrgeführten Volke das Ungeheuer oft nur schildern, um es abscheulich zu finden. Wenn Vernunft ihm nicht auf stillen Wegen beizukommen vermag, hat die Stattsklugheit allein gegen dasselbe einen schlimmen Stand. Heinrich IV. ward ungeachtet seiner Abschwörung, wie Heinrich III, ungeachtet seiner Processionen, ermordet. Gegen die Angriffe des wilden Fanatismus sichert keine irdische Macht. Ihm dienen Gift und Dolche als Mittel, sich zu behaupten, und seine Feinde nieder zu halten.

122. Fassung.

Zum vernünftigen Handeln gehört Besonnenheit und ruhige Fassung. Wer in heitern oder trüben Tagen sich nicht zu fassen weiß, geräth auf Abwege, und verfehlt seinen Zweck. Der Mensch darf nie besinnungslos handeln, und muß, um die Würde seiner Natur zu behaupten, auf alle Fälle des Lebens gefaßt seyn. Der Fehler ist gleich groß, so er im Glück übermüthig, oder im Unglück muthlos wird. Eine schöne Verhaltungsregel, welche nie trügt, hat uns darüber J. G. Salis gegeben:

Trag ein Herz der Freude offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen;
Denk' des Sturms bei heitrer Zeit.

Im Wirbel der Zerstreuungen und Vergnügungen, und im Gewühle der Sorgen und Sturm der Leiden nicht untergehen, beides ist gleich unmöglich dem Menschen, der nie gelernt hat, sich auf alle vorkommende Fälle im menschlichen Leben gefaßt zu halten. Ohne diese Fassung gleicht er dem Moosrohr, das von jedem Winde hin und her getrieben wird. —

123. Fasten.

So wenig es jemals ein bedeutendes Volk gab, das seinen Gottheiten nicht Opfer und Gaben gebracht hat; eben so wenig gab es eines, daß nicht Fasten und Enthaltungen und andere strenge Bußwerke zu gewissen Zeiten geübt hätte. Im Durchschnitte waren Fasten und körperliche Büssungen häufiger und härter unter unwissenden und rohen, als unter gebildeten und geistvollen Völkern, und bei ähnlicher Cultur häufiger und härter unter den Völkern heißer Himmelsstriche, als unter den Bewohnern der gemäßigten Weltgegenden. Die Heiden glaubten, durch Fasten und andere körperliche Strengheiten, die beleidigten Götter zu besänftigen, und die göttlichen Strafen abzuwenden. Das Fasten und körperliche Strengheiten waren ihnen gleichsam der Maaßstab, an dem sie die Heiligkeit eines Menschen prüften. Je mehr jemand durch Fasten sich ausmer-

gelte, je abentheuerlicher und zerstörender seine Selbstpeinigung war: desto fester war die Ueberzeugung des Volks von dessen Heiligkeit.

Das Fasten war damals fast überall Vorweihe zur Uebernahme eines wichtigen Amtes, oder zur würdigen Begehung eines hohen Festes. Auch Griechen und Römer hielten viel auf Fasten. Es geschah keine Einweihung in die Mysterien der Götter, keine Befragung der Orakel, man begieng kein hohes Fest, wozu nicht Priester und Volk durch Fasten sich vorbereiteten; man nahm dazu vorzugsweise seine Zuflucht, wenn schwere Landplagen das Volk drückten. Das Gleiche gilt mehr noch von den morgenländischen Völkern des Alterthums. Da wurde das Fasten oft bis zur Widernatürlichkeit gesteigert; man zwang sich nicht selten zu ungesunden, sogar ungenießbaren, nicht menschlichen Speisen. Man darf sich also wohl nicht verwundern, wenn der Götzendienst noch in den neuesten Zeiten die gleichen Früchte erzeugt, und noch dermalen viele heidnische Völker des südlichen und östlichen Asiens, selbst die amerikanischen Wilden nach den neuesten Reisebeschreibungen das Fasten und Selbstpeinigen auf einen so hohen Grad der Strenge zuweilen treiben, daß man kaum glauben kann, daß ein Mensch es ausdauren könne.

Selbst die Israeliten, denen Abgötterei ein Gräuel war, rechneten sich das Fasten zum großen Verdienste an, und hielten es für ein kräftiges Mittel die Gottheit zu versöhnen oder zu gewinnen. Schon die ältesten Juden hatten ihre so genannten Nasiräergelübde, wodurch sie sich verbindlich machten, sich eine Zeit lang von gewissen Getränken und Speisen zu enthalten. Moses ließ diese Gelübde unter seinem Volke bestehen. In spätern Zeiten setzten die Pharisäer ins Fasten einen ungemein großen, oder gar den größten Werth. Die Juden fasteten nicht nur am großen Entsündigungsfeste, sondern auch im vierten, fünften, siebenten und zehnten Monate ihres Jahres. Im Anfange mag dieses Fasten einen frommen Zweck gehabt haben, z. B. stille Zurückgezogenheit, um ungestörter über die höhern Bedürfnisse des Geistes nachzudenken; Angewöhnung zur größern Mäßigkeit ꝛc.; Enthaltung vom Erlaubten, um mit

mehr Leichtigkeit vom Unerlaubten sich zu enthalten. Aber bald verlor sich dieser vernünftige Zweck. Man trennte allmählig das Fasten von der innern Heiligung; man blieb gedankenlos beim Mittel stehen, ohne weitere Beziehung auf Sittlichkeit. Das strengste Fasten paarte sich oft mit den gröbsten Lastern. Diesen Vorwurf verdienten besonders viele heuchlerische Pharisäer, denen es einzig darum zu thun war, sich dadurch beim Volke im Rufe der Heiligkeit zu erhalten, und mit frommem Schein ihre Schlechtigkeit zu bedecken. Daraus lassen sich die Vorwürfe erklären, die sie im scheinheiligen Eifer selbst Jesu zu machen frech genug waren, indem sie ihm's als große Sünde aufrechneten, daß er seine Schüler nicht fasten lasse.

Daß sich der göttlich erhabene Wahrheitsfreund an derlei Beschuldigungen wenig kehren werde, ließ sich vorsehen. Seine Absicht war, die Sittlichkeit an das Innere des Menschen anzuknüpfen, nicht aber sie umzuwandeln in todten Gehorsam gegen vorgeschriebene Beobachtung. Er lehrte Beherrschung der Sinnlichkeit, ohne dazu die Mittel durch ein besonderes Gesetz zu bestimmen; er drang immer nur auf Reinheit der Gesinnung und Heiligkeit des Wandels; er sagte den Seinigen ausdrücklich: Esset alles, was man euch vorsetzt. Dunklere Stellen bei Johannes, und deutliche in den verschiedenen Sendschreiben des Apostels Paulus, entscheiden dafür, daß auch diese edeln Männer den Menschen an sein Inneres zu verweisen suchten. Des Letztern Worte sind klar: Esset alles! Nichts ist zu verwerfen, was mit Dank genossen wird. ꝛc.

Demungeachtet war nicht zu verhüten, daß nicht bald das Judenthum Einfluß auf die neuen Bekenner des Christenthums gewann. Die Geringschätzung des gegenwärtigen Lebens und besonders des Körpers, den man schon frühzeitig als den Sitz sündlicher Neigungen darstellte, mußte fast nothwendig zu solchen Enthaltungen hinführen. Dazu kam der Umstand, daß neubekehrte Heiden und Juden ihre Ueberzeugung von der Verdienstlichkeit des Fastens mit sich in die christliche Kirche hinüber brachten, was die Kirchenvorsteher geschehen ließen,

um nicht ohne Noth den Uebertritt zum Christenthum zu erschweren. Indessen legten die Einsichtsvollern unter ihnen keinen übertriebenen Werth auf's Fasten; sie glaubten noch lange allgemein, es liege in ihrer Pflicht, der immer mehr überhandnehmenden Beobachtung des Fastens eine Richtung zu geben, die genau dem Geiste Jesu zusage. Nach ihrer Angabe war die Fastenzeit eine Zeit stiller Zurückgezogenheit und christlicher Selbstverläugnung; sie drangen auf Versagung erlaubter Lebensfreuden, um desto ruhiger und bedächtlicher darüber nachzudenken, was Jesus gelehrt und für Menschenwohl gethan hatte; sie forderten zur strengern Mäßigkeit auf, um vom ersparten desto mehr Werke christlicher Liebe zu üben; sie widerriethen nahrhaftere und niedlichere Speisen, um desto sicherer der Sinnlichkeit und Lüsternheit Herr und Meister zu werden, nach ihrem Dafürhalten sollte der Christ werkthätig seine Ueberzeugung offenbaren, daß er seine Seligkeit nicht in Essen und Trinken setze, sondern höhere Bedürfnisse anerkenne. Merkwürdig ist, was darüber Hermas, des Apostel Paulus Busenfreund, schrieb: «Gott, das sind seine Worte, fordert eine solche Enthaltsamkeit nicht. — Vermeidung des Unrechts, Gehorsam gegen Gott, Unterdrückung böser Begierden — ist ein weit gottgefälligeres Fasten.» Noch lange nach ihm führten die berühmtesten Kirchenlehrer dieselbe Sprache. „Wer behaupten wollte, schreibt noch im vierten Jahrhunderte Chrisostomus, daß das Fasten blos in der Enthaltung von Speise und Trank bestände, würde sich sehr betrügen. Du fastest? — zeige mir solches durch deine Werke! Wenn du einen Armen siehst, so erbarme dich seiner! Wenn dein Freund löbliche Thaten thut, beneide ihn nicht! Hast du einen Feind, so söhne dich mit ihm aus! Was hilft's, wenn wir die Fasten ohne Tugend zugebracht haben? Wenn dir Jemand sagt: ich habe die ganze Fastenzeit gefastet; so sage du ihm: Ich hatte die Gewohnheit an mir zu verläumden, und ich habe sie abgelegt; ich war gewohnt zu schwören, und ich habe diese Gewohnheit besiegt; ich war zänkisch, unverträglich, ungerecht, geitzig, wohllüstig und träge, und ich habe mich gebessert.» Was kann es uns nützen, schreibt derselbe Kirchenlehrer in

einer andern Stelle, was kann es uns nützen, wenn wir uns von Speisen enthalten, aber die Brüder angreifen und aufzehren? — Wir wollen fasten, und das, was uns dadurch übrig bleibt, in den Händen der Dürftigen niederlegen!» Gleichen Sinnes war der heilige Augustin: «Wenn wir uns, sind seine Worte, mit Nutzen von den Speisen enthalten wollen, enthalten wir uns vor allem vor Unrecht! Was nützt es, wenn man vom Fasten bleich wird, aber sich von Haß und Neid beherrschen läßt? Was nützt es, wenn man kein Fleisch berührt, aber sich durch üble Nachrede an seinen Mitmenschen vergreift? Wir wollen beim Fasten nie unserer Besserung vergessen ꝛc.!» In den folgenden Zeiten wurde diese Sprache freilich seltener, aber ganz ist sie nie verstummt, und man würde an kein Ende kommen, wenn man ähnliche Stellen aus den Schriften späterer Kirchenlehrer ausheben, und hier anführen wollte.

Demungeachtet dauerte es gar nicht lange, und man fieng an, auf's Fasten einen unbedingten Werth zu legen. Dazu trug ohne Zweifel im zweiten Jahrhunderte Montan, ein phrygischer Schwärmer, das meiste bei, der alle Gottgefälligkeit blos in Entsagungen setzte, und sich unter seinen Zeitgenossen einen großen Anhang zu verschaffen wußte. An ihn schloß sich in der Folge Tertullian an, der seiner Gelehrtheit wegen hoch angesehen war. Zwar wurde Montans Lehre nachher von der Kirche verworfen; allein das hinderte nicht, daß nicht bald allgemein das Fasten unter die verdienstlichsten Religionshandlungen gezählt wurde, und schon gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts Christen sich fanden, die es so recht darauf angelegt hatten, durch die strengsten Enthaltungen sich auszuzeichnen.

Zu bestimmten Zeiten fasten ward aber erst in den folgenden Jahrhunderten allgemein. So wahr es ist, daß das Fasten vor Ostern aus dem grauesten Alterthum seine Abkunft herleite, indem schon Polykarp von Smyrna, Irenäus von Lyon, Dionys von Alexandrien und andere Kirchenschriftsteller des zweiten und dritten Jahrhunderts desselben erwähnten; so

wahr ist es doch auch nicht minder, daß noch im vierten und fünften Jahrhundert in Beobachtung desselben eine große Verschiedenheit bestand, und über dessen Dauer noch kein allgemeines Gebot vorhanden war. Irenäus bemerkt, daß seiner Zeit einige vor Ostern nur einen, andere zwei Tage, und noch andere vierzig Stunden fasteten. Er lebte gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts. Tertullian, sein Zeitgenosse, aber Montans Anhänger, macht den Christen Vorwürfe, daß sie nur zwei Tage fasteten. Fünfzig Jahre später schreibt Dionys von Alexandrien, daß die römischen Christen das Fasten zum Andenken des Todes Jesu in der Woche vor dem Auferstehungsfest eingeführt hätten, setzt aber klagend hinzu: «nicht alle bringen diese sechs Tage fastend zu.» Diese Fastenzeit dehnte sich nachher immer weiter aus, bis sie auf vierzig Tage heranwuchs. Mit diesem vierzigtägigen Fasten wollten einige den vierzigtägigen Aufenthalt Mosis auf dem Berge Sinai, andere den vierzigtägigen Aufenthalt Jesu in der Wüste im frommen Andenken erhalten, und wieder andere betrachten es als Zeitzehnten, welchen man der Gottheit von jedem Jahre darbringen müsse.

Wie es mit dem Fasten im vierten und fünften Jahrhunderte gehalten wurde, ergiebt sich aus den Nachrichten, die wir dem Sokrates und Sozomenus verdanken. Beide erzählen: in Rom faste man drei Wochen ununterbrochen, in Illyrien hingegen sechs Wochen; an andern Orten werde die Fastenzeit zwar mit der siebenten Woche vor Ostern angefangen, allein nur drei Wochen lang werde an fünf Tagen gefastet. Noch Pabst Gregor, mit dem Beinamen des Großen, erzählt, daß seiner Zeit, also am Ende des sechsten Jahrhunderts, in der Wirklichkeit nur sechs und dreißig Tage lang gefastet wurde. Die vierzigtägige Dauer der Fastenzeit vor Ostern wird also erst in der Folgezeit allgemein festgesetzt.

Die Art, wie man fastete, war anfangs nicht minder verschieden. In den drei ersten Jahrhunderten wurde, wenn man eine gewisse Sekte, welche im zweiten Jahrhunderte entstand, und unter dem Namen der Enkratiten bekannt ist, von der sich nachher vieles auf die Montanisten vererbte, noch gar

nicht auf den Unterschied der Speisen geachtet. Man aß, was vorgesetzt wurde. Das ganze Fasten bestand in größerer Mäßigkeit und in Beschränkung auf eine einzige Mahlzeit, welche fast allgemein auf die dritte Nachmittagsstunde verlegt war. Es kam bald dahin, daß man das Fasten um so viel verdienstlicher hielt, je niedlicher die Gerüchte waren, die man sich entzog. Darin liegt ohne Widerrede der Grund nachheriger Enthaltung von Fleischspeisen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung, was im fünften Jahrhunderte Sokrates schrieb: «Einige, so lauten seine Worte, enthalten sich in der Fasten aller lebendigen Geschöpfe; andere erlauben sich wenigstens den Genuß der Fische; einige versagen sich selbst Baumfrüchte und Eier; andere essen bloßes Brod; noch andere verstatten sich nicht einmal dieses; manche fasten blos bis zur dritten Nachmittagsstunde, und erlauben sich dann jede Speise ohne Unterschied.» Bis dahin bestand also noch kein allgemeines Kirchengebot über Enthaltung von Fleischspeisen, und Jeder folgte dem Drange eigener Frömmigkeit.

Den Anfang damit mögen nach den Enkratiten und Montanisten Einsiedler und Mönche gemacht haben, welche in rauher Lebensweise das Mittel fanden, die Blicke der gaffenden Meng auf sich zu ziehen, und sich in Ruf hoher Heiligkeit zu bringen. Da von Mönchen schon im vierten Jahrhunderte zuweilen geistliche Verrichtungen übernommen wurden, so konnte es nicht wohl fehlen, daß nicht da und dort dieselben zu höhern Würden vorrückten. Dadurch wird erklärbar, wie es kam, daß das Abstinenzgebot nachher so allgemein wurde. Es mußte in den Wünschen solcher Männer liegen, daß die ganze Christenheit sich mit ihnen den Gesetzen des Ordens unterwerfe.

Je größern Werth man auf solche Enthaltungen legte, und je höher die Strengheiten des Fastens gesteigert wurden, desto mehr vergaß man allmählig der Armen, denen einst das Ersparte zufloß. Es kam endlich so weit, daß dabei die Bildung des Geistes und Herzens höchstens noch leicht entbehrliche Nebensache blieb. Die verruchtesten Menschen beobachteten die Fasttage nicht weniger genau, als die tugendhaftesten, und

nicht selten war man nach der vorgeschriebenen Fastenzeit so lau, lieblos, ungerecht und ausgelassen, als zuvor. Es gab Zeiten, wo ein Priester eher von einem verübten Mord, als von gebrochener Fasten losgesprochen hätte. Die evangelische Lehre kam zusehends mehr in Vergessenheit: «Nichts, was zum Munde hinein geht, verunreiniget den Menschen; was ihn eigentlich verunreiniget, sind böse Gedanken und Neigungen, die aus dem Herzeu kommen, sind liebloſe, ärgerliche Gespräche, die aus dem Munde hervor gehen, sind schlechte Handlungen, die das Gewissen verdammt. Es kam zuletzt so weit, daß man das Wesen des Fastens einzig noch in Enthaltung von Fleischspeisen setzte, und bei Ueberfüllung des Magens mit andern Speisen das Gewissen ruhig blieb. Der schöne Grundsatz der ältern Christen: an die Armen zu spenden, was durch Fasten erspart wurde, fand fortan keine Anwendung mehr. Es konnte sogar vom Ersparen keine Rede mehr seyn, nachdem die Lüsternheit das Mittel aufgefunden hatte, den Mangel der Fleischspeisen mit weit mehr Aufwand durch niedlichere Fastengerüchte zu ersetzen. Die Tafeln in Klöstern und reichern Häusern knarrten oft unter der Last solcher Gerüchte, an denen man zuweilen bis tief in die Nacht hinein schwelgte, ohne im geringsten zu besorgen, dem kirchlichen Fastengebote möchte dadurch Abbruch geschehen. Wahrlich, man muß sich wundern, wie Christen es vergessen konnten: nur ein vernünftiger, frommer Zweck heilige das Fasten. Ohne einen solchen Zweck mag es vor Gott wohl einerlei seyn, was und wie oft wir essen, und ob Rindsfleisch oder Stockfische den Magen füllen.

124. Fastnacht.

Da die Priester anfänglich im Orient die Aerzte des Volkes waren, so war es unläugbar von ihnen eine sehr kluge Maaßregel, die in diesen heißen Ländern nothwendige Diät zugleich zur Sache der Religion zu machen. Das ist der natürliche Ursprung des Fastens, das nachher gar sehr entartete. Wie es damit bei den ältesten Christen gehalten wurde, ist

bereits gesagt worden. Sie fasteten gewöhnlich an den so genannten Vigilien, d. i. in den Nächten, die den großen Festen vorangiengen, welche Fasten eigentlich nur zur Vorbereitung der würdigen Feier des Festes dienen sollten. Die längste Fastenzeit war die vierzigtägige, der in katholischen Ländern noch bis auf die neuesten Zeiten die einst unter den Heiden bestehende Bachanalien voran gehen, die nun Fastnachtlustbarkeiten heißen, von den Vigilien der Fastenzeit, die auf drei Tage ausgedehnt wurden. Das ist der Ursprung des heutigen Carnevals oder Faschings, wie er im südlichen Deutschland genannt wird. Da auf vierzig Tage hin dem Fleische Abschied gegeben, und gleichsam ein Lebewohl gesagt wurde, so blieb von den lateinischen Worten carne und vale der Name Carneval.

Daß die Heiden, Anbeter des Bachus und der Venus, das Fest ihrer Bachanalien mit einem Uebermaß von Lustbarkeiten feierten, daß sie an diesen festlichen Tagen Mahlzeiten und Tänze hielten, sich vermumten, und mitunter die gröbsten Ausschweifungen sich erlaubten, daß da der Muthwille und die Ausgelassenheit freien Spielraum hatten und oft alle Schranken der Mäßigkeit und Ehrbarkeit durchbrachen, ist erklärbar. Aber daß Christen gegen die Grundsätze ihrer Religion die Bachanalien beibehielten, und auf den Gedanken verfielen, sich vorläufig für die größere Zurückgezogenheit und Mäßigkeit, an die sie in der heiligen Fastenzeit gebunden waren, durch Muthwillen und Unmäßigkeit gleichsam zu entschädigen, ist weniger begreiflich. Vergeblich redeten und schrieben dagegen eifrige Kirchenlehrer, namentlich Tertullian, Chrisostomus, Hieronimus, Augustin und Ambros; vergeblich suchten zahlreiche Kirchenversammlungen durch scharfe Verordnungen dem Unfug ein Ziel zu stecken: es blieb beim Hergebrachten, und die rohe Volksmenge weigerte sich beharrlich, vernünftigen Forderungen Gehör zu geben.

Noch unser Zeitalter huldigt diesem Mißbrauche; noch glaubt Mancher, er könne die Faschingstage nicht überleben, ohne sich irgendwo im Kreise herkömmlicher Lustbarkeiten wild

herum zu treiben. In größern oder kleinern Städten, in Flecken und Dörfern, wird an der Fastnacht gezecht, getanzt, geschwärmt. Im wilden Taumel der Freude vergißt man gar oft der christlichen Mäßigkeit und Sittsamkeit, und überläßt sich dem frechsten Muthwillen, daß man nachher darüber blutige Thränen weinen möchte. Mancher spart das ganze Jahr hindurch, und darbt seinem Munde ab, um an der Fastnacht recht toben zu können; man hat sogar Beispiele, daß Manche ihre Kleider, ihre Hausgeräthschaften, sogar ihre Betten einsetzten, um einige Tage lang auf Bällen zu glänzen, und an den üblichen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. So sehr es auffallen mag, wenn Christen es den heidnischen Bachanten vorthun, und sie an Thorheiten übertreffen, so sehr es einleuchten mag, daß Schwelgen keine Vorbereitung zum ernsten Geschäfte unsers Heils sey, daß Musik und freche Rundgesänge nicht mit der bevorstehenden Bußzeit zusammenstimmen, die besonders durch fromme Betrachtungen über Jesu Leidensgeschichte nach der Absicht unserer Kirche geheiliget werden soll: es bleibt beim Alten; man schämt sich sogar nicht einmal, im weiten Abstande hinter seinen christlichen Brüdern, den Protestanten, zurück zu bleiben, die sich sogleich, was ihnen zum Ruhm gereicht, von diesem Mißbrauche losgesagt haben. Wie so ganz wäre da für jeden Katholiken der biblische Spruch an seinem Orte: gehe hin, und thue desgleichen!

125. Faulheit.

Faulheit ist Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit; sie ist mit Trägheit einerlei, und erzeugt den Müßiggang, der die Quelle aller Laster ist. Der Faule dreht sich im Bette, wie die Thür im Angel; — beide kommen nicht weiter. Er wird müde, wenn er in die Schüssel langt, bis er die Hand zum Munde bringt. Arbeit ist ihm Pein, unausstehlicher noch, als Noth, und dumpfes Hinbrüten im Nichtsthun ist seine größte Seligkeit. Er kömmt nie mehr in Verlegenheit, als wenn Jemand ihn um Aushilfe in der Arbeit anspricht, dem er es nicht wohl abschlagen darf; er zählt gleichsam jeden Augenblick bis zum ersehnten Feierabend. Ein fauler, arbeits-

scheuer Mensch ist dagegen um so thätiger zum Bösen; durch keine Geschäfte hingehalten, verwendet er seine Zeit zum Nachdenken, wie er durch Betrug und Ungerechtigkeit an das komme, was er zu erarbeiten zu faul ist, oder wie er am sichersten der Sinnenlust fröhne. Möge Jedem die Lehre unvergeßlich bleiben, welche Gellert in nachstehende Verse eingekleidet hat:

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.

Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte:
Entzieh' der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße des Angesichts!

126. Fehlen.

Kein Mensch ist ganz fehlerfrei; der vollkommenste ist derjenige, der am wenigsten Fehler an sich hat. Das Vermögen zu fehlen konnte dem Menschen die Gottheit selbst nicht nehmen; sie legte aber in die Natur des Menschen zugleich die Kraft, jenes Vermögen zu beherrschen. Fehlen ist menschlich, aber darin vorsätzlich beharren und sie eigensinnig beschönigen ist es nicht mehr. Es ist Thorheit, so nach einem begangenen Fehler der Mensch sogleich verzagen will; seine ganze Reue sey eine schönere That, und der Fehler ist wieder vergütet. Darum soll man aber keinen Fehler gering achten; ans Kleine reiht sich allmählig das Große. Im Gebiete der Moral ist nichts unerheblich; da ist das Größte mit dem Kleinsten innig verschlungen.

Ein kleiner Fehler kann zu großen Lastern leiten:
Drum sey auch genau selbst in den Kleinigkeiten!

Treue und Edelsinn in Kleinigkeiten sind der zuverläßigste Beweis von einer festen Tugend, ein Beweis, daß in einem solchen Gemüthe fortdaurende Besonnenheit, fortdaurende Neigung zum Guten herrscht; daß ihm nichts klein und gleichgül-

tig scheint, was mit den Forderungen eines guten Gewissens im leisesten Widerspruche steht. Wer im Kleinen treu ist, der ist auch fähig treu zu seyn in wichtigen und entscheidenden Augenblicken.

Wer groß und edel denkt, nimmt verdienten Tadel nicht unwillig auf, und zürnt dem Tadler nicht. Es ist Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne daß er groß zu seyn aufhört. Wer in allem vortrefflich scheinen, und überall als vortrefflich gelten will, trägt seine Eitelkeit auf eine Weise öffentlich zur Schau, daß ihm verdiente Beschämung nicht entgeht. Durch zu ängstliches Verheimlichen seiner Fehler bringt man Andere in Versuchung, darauf desto aufmerksamer zu seyn, und hämisch sie aufzudecken.

Es giebt im menschlichen Leben der Fehler so manche, die um so unverzeihlicher sind, je weniger sie des höhern Standes wegen beachtet werden, z. B. Trägheit, die nichts erwirbt, und Verschwendung, die das Erworbene zu unnöthigen Zwecken hingiebt. Zur nützlichen Thätigkeit im angewiesenen oder selbstgewählten Berufe ist Jeder verbunden, und zum Verschwenden ist kein Mensch, wie hoch er stehen mag, berechtiget. Alles ist zu wohlthätigen Zecken da, und wer mehr leisten kann, von dem wird auch mehr gefordert.

127. Feind.

Es giebt der Ursachen, die zum Haß uns reitzen, und mit Andern in Feindschaft verwickeln so viele, daß, sich dagegen zu verwahren, es stets eine schwere Aufgabe bleiben wird. Es scheint unter so mancherlei Verhältnissen des bürgerlichen Lebens fast gar nicht möglich, immer gleich nachgiebig und gefällig, immer gleich wohlwollend und gütig zu seyn. Unser Herz ist zu empfindlich, die Beleidigungen, welche uns zugehen, zu häufig und empörend, als daß wir nicht großen Anwandlungen zu Abneigungen und feindseligen Gefühlen von Zeit zu Zeit ausgesetzt seyn sollten.

Indessen wenn's auch nicht möglich ist, gegen alle Kränkungen uns sicher zu stellen, und unser Herz dagegen gleichsam fühllos zu machen, und allen Regungen des Unwillens gegen Andere vorzukommen: so muß es uns doch möglich seyn, diese Regungen zu mäßigen, und ihren Ausbruch zu bitterm Haß und zu hartnäckigen Feindschaften zu verhüten; wozu wäre uns sonst Vernunft, wozu ein Herz, für Liebe geschaffen, wozu das Christenthum, die Religion der Liebe, wozu von Jesus das Gebot der Feindesliebe gegeben?

Der Christ darf keines Menschen Feind seyn; er darf beharrlicher Erbitterung und Rachsucht sein Herz nicht öffnen; er soll die leisesten Aeußerungen des Unwillens unterdrücken; er soll Andere gar nie merken lassen, wie viel er gegen sie einzuwenden habe; er soll, wenn auch in seiner Seele die Leidenschaft tobt, es durchaus nie zu Thätlichkeiten kommen lassen; er soll die Feindschaft schon im Werden vernichten, oder doch, wenn sie bereits schon zum Ausbruch gekommen ist, sogleich wieder zur Versöhnung willig und menschenfreundlich die Hand bieten. Der Bau seiner Heiligung wäre unhaltbar, wenn ihm der Liebe Grundlage fehlte.

Auf jeder Zögerung in Unterdrückung feindseliger Gefühle haftet Gefahr. Der kleinste Funke wächst zur sprühenden Flamme, wenn man's versäumt, ihn sogleich zu ersticken. Wer gefehlt hat, beeile sich also, nichts von allem zu unterlassen, was besänftigen, versöhnen, zufrieden stellen kann, und suche die letzte Spur eines Grolls aus seinem Herzen wegzutilgen. Seine Versöhnung sey redlich, damit sich nicht auch an ihm der Spruch bewähre: aus beigelegten Feindseligkeiten gehe meistens die Freundschaft der Füchse hervor.

Alles, Tugend, Ehre und Ruhe fordern uns auf, nie feindseligen Gesinnungen uns hinzugeben. Ohne Liebe besteht keine Tugend. Wo durch Feindschaft die Liebe verbannt ist, da ist die Hölle, Liebe ist die Summe aller Forderungen Gottes an den Menschen. Wer feindlich gegen Jemand gesinnt ist; wer über Entwürfen brüten kann, ihn unglücklich zu ma-

chen; wer darüber sich freut, wenn es ihm übel geht: der nenne sich nicht mehr Christ. Der Name ist für den zu heilig, der das erste christliche Gebot muthwillig unter die Füße tritt. Ehre ist für den Menschen, der ein feindseliges Gemüth hat, und es überall zur Schau trägt, ein leerer Name. Einen solchen Menschen, der seine Leidenschaft nicht zu beherrschen weiß, der seiner selbst gar nicht mächtig ist, den ein kleines Versehen, eine eingebildete Beleidigung aufbringt, der mit einer Art von Wuth jeden anfällt, der ihm zu nahe tritt, der sich nicht schämt, mit hinterlistiger Bosheit am vermeinten Beleidiger sich zu rächen, einen solchen Menschen kann im Herzen Niemand achten, Niemand günstig von den Vorzügen seines Herzens urtheilen; ein jeder wird mißtrauisch ihm aus dem Wege gehen, als einem Menschen, von dem man alles fürchten muß, so bald man aus Versehen seinen Unwillen reitzt. Der Mensch eines durch Feindschaft verstimmten Gemüthes verlegt sich nicht nur den Weg zur Tugend, und stellt verdienter Verachtung sich bloß; er bringt sich sogar selbst um alle Zufriedenheit und Seelenruhe. Wo die Leidenschaften des Neides, des Argwohns, des Widerwillens und der Rachsucht einen Sturm nach dem andern erregen; wo schon der bloße Anblick des Feindes, der bloße Schall seines Namens die ganze Seele in Aufruhr bringt; wo man unaufhörlich Angriffe zu fürchten hat; wo man ohne Unterlaß dafür sorgen muß, dem aufmerksamen Gegner keine Blöße zu geben; wo man es unmöglich verhüten kann, daß sein gereitzter Unwille nicht oft plötzlich wichtige Vortheile über uns erhalte; wo demüthigende Beschämungen, verdrüßliche Auftritte, kränkende Vorfälle unaufhörlich mit einander wechseln; wo jedes Glück, das dem Feinde widerfährt, jede Ehre, die ihm zu Theil wird, jeder Sieg, den er erhält, uns das Herz zerreißt ꝛc.: wie ist da innere Zufriedenheit und Ruhe möglich? Der Mensch schadet durch Feindschaft am meisten sich selbst, weil er dafür finstern Gram, bittern Verdruß, ängstliche Unruhe, und peinliche Vorwürfe eines strafbaren Gewissens erndet.

Wer das Mögliche thut, um mit Jedermann gut auszukommen, und mit aller Behutsamkeit doch allen feindlichen

Umtrieben nicht zu entgehen vermag: den beruhige das Bewußtseyn seiner Unschuld, und der Gedanke, von Haller in nachstehende Verse gekleidet:

Sehr nützlich ist uns oft ein Feind:
Er dient, wenn er zu schaden meint.

Gegen seinen Willen wird der Feind zuweilen der beßte und sicherste Rathgeber. Man darf nur das Gegentheil seines Rathes befolgen, und an Herders Regel sich halten:

Frage den Feind um Rath, doch nicht um dem Rathe zu folgen;
Zeigt er zur Linken dir, gehe zur Rechten den Weg!

128. Feinheit.

Das Wort Fein kann im schlimmen und guteu Sinn genommen werden. Man spricht eben so richtig; ein feiner Spitzbub, als: ein Mann von feiner Lebensart. Was man im sittlichen Verstande Feinheit nennt, ist, mit Bosheit verbunden, das Hassenswürdigste, mit Güte verbunden, das Liebenswürdigste am Menschen. Ein Mann, aus dessen ganzem Benehmen Artigkeit und Feinheit spricht, hat in jeder guten Gesellschaft Zutritt; man findet sich so recht durch seinen Umgang geehrt; Jeder, der Sinn für bessern Lebenston hat, fühlt sich so sanft, als unwiderstehlich, zu ihm hingezogen. Wie die schöne Einfassung ein schönes Bild noch mehr erhöht, so feine Lebensart einen Tugendhaften.

129. Finsterlinge.

Finsterlinge sind Eulen mit Menschengesichtern, die das Licht der reinen Vernunft nicht ertragen können. Aufklärung ist ihnen ein verhaßtes Wort. Sie gefallen sich besser, und fühlen sich gemächlicher im Dunkeln. Für nichts schwärmen sie mehr, als für Worte, die keinen bestimmten Begriff haben. Dem Aberglauben, den Vorurtheilen, dem Herkommen, das

Zweck und Bedeutung verloren hat, das Wort zu reden, ist ihre vorzüglichste Angelegenheit. Wenn's nach ihrem Wunsche gienge, müßte sich sogleich alle Welt wieder nach den Vorurtheilen des Pöbels bequemen, und selbst Männern von großen Fähigkeiten bliebe keine andere Wahl, als nach einem Jahrzehend wieder Disteln zu fressen. Sie gleichen so recht den Wurminsekten, die alles, womit sie in Berührung kommen, mit ihrem Geifer flecken; sie gleichen der Spinne, die ihr Gewebe in einem Winkel anlegt, und sich daselbst festsetzt, um von da, als aus ihrem Hinterhalt, auf ihren Raub hervorzukrechen, bis ein Strich mit dem Besen sie vertreibt; sie gleichen dem Marder, der stillwandelnd und ungesehen brütende Tauben Nachts im Neste würgt. Da sie das Werk der Finsterniß treiben, so haben sie selten den Muth, öffentlich gegen Männer überlegenen Geistes vorzutreten. Ihre Hauptwaffe ist Lästerung und Verläumdung, da sie sich zu schwach fühlen, mit haltbaren Gründen ihre Gegner zum Schweigen zu bringen; sie werfen mit Fluch und Lästerung um sich, um wenigstens dadurch den Hans Rind in ihr Interesse zu ziehen, um dessen Beifall sie sehnsüchtig buhlen. An Folgenmacherei sind sie unerschöpflich, die von jeher die letzte Zuflucht gemeiner Seelen war, wenn sie einen Schuldlosen schuldig machen, und einem edeln Wahrheitsfreund ein schändendes Brandmal einätzen wollten. Ueber Auffindung der Ursachen werden sie nicht leicht verlegen: was sie nicht leicht finden können, das erfinden sie.

In manchem Jahrhundert war die Zahl stärker. Ihre Zahl ist bereits schon stärker, als die Zahl des Thiers in der Offenbarung, und gefährlicher, als Belzebubs Legionen. Sie bestehen nicht immer aus lauter Schwachköpfen; es giebt auch Füchse darunter, welche aus eigennützigen oder politischen Gründen die ersten lenken. Eine demüthigende Wahrnehmung für das neunzehnte Jahrhundert! Wer die Folgen zu berechnen vermag, kann sich mit dem freisinnigen Körner des Wunsches nicht erwehren:

Fort mit dem Heuchler und Finsterling!
Er schmiedet der Knechtschaft Kettenring.

130. Formwesen.

Form ist das Sichtbare, in dem der Geist sich ausprägt. Wenn die Form ohne das Wesen nichts ist, so kann wiederum das Wesen ohne Form nicht verständlich und praktisch werden. Jede Form gilt, was der Geist aus ihr macht. Formen ohne Geist sind, was Wortgepränge ohne Herzlichkeit, was ein entseelter Leichnam. Die Form wird gehalt- und werthlos, so bald ihr Geist entfliegt. Sogar in der Religion, wie in allen andern Dingen, ist Form nur Aussenwerk: sie ist daher wandelbar, und kann wechseln; nicht so die Religion selbst, welche ewig dieselbe bleibt. So wenig demnach Sache und Form, eben so wenig sind Christenthum und Kirchenthum dasselbe. Die Begriffe sind trennbar, so groß ihre Verwandtschaft seyn mag; man kann selbst einer christlichen Kirche angehören, ohne im Herzen Christ zu seyn. Es gab Cardinäle, welche erklärte Atheisten waren. Wem kömmt da nicht ohne langes Nachdenken der berüchtigte Name Dubois zu Sinne? Es ist keine sonderliche Seltenheit, so Jemand für eine Kirchenparthei eifert, der nicht einmal an Gott und Unsterblichkeit glaubt. Auf den Geist geziemt uns also vorzüglich zu sehen, und ihn wieder in die Form zurück zu rufen, wenn er aus ihr gewichen ist, oder auch sie durch eine bessere zu ersetzen, was nach den jedesmaligen Bedürfnissen zu ermessen ist.

Das politische Leben ist so wenig, als das religiöse, an eine bestimmte Form gebunden. Keine Staatsform ist unbedingt die beßte. Wenn es ein vollkommenes Volk gäbe, so wäre die reine Demokratie, wenn es einen vollkommenen Erbadel gäbe, die reine Aristokratie, und wenn es einen vollkommenen Fürsten gäbe, die Monarchie die beßte Staatsform. Die Bedürfnisse des Volkes entscheiden hier das meiste; und dann kömmt es auch hier, wie in Allem, darauf an, wie man die Sache treibt. Das beßte Rad taugt nichts, wenn die, welche darin stehen, es nicht umzutreiben wissen. Völker müssen, — was da nie übersehen werden sollte, wo man Willens ist, Verbesserungen in der Staatsform auzubringen, — wie die Kinder, erstlich stehen, dann gehen, und endlich sprin-

gen lernen. Es währt oft lange, ehe man das Kind ohne Gefahr vom Leitbande los lassen darf.

131. Fortschreiten.

Wie eine lebendige Kraft der Natur still stehen, oder zurück gehen könne, ist nicht begreiflich. Nichts in der Natur steht still; alles strebt und rückt weiter; überall zeigt sich Progression fortstrebender Kräfte. Vorzüglich ist es eine unabweisliche Forderung der Vernunft an den Menschen, daß er nach einer in's Unendliche fortgehenden Vervollkommnung strebe. Diese Forderung kann und darf der Mensch nicht unbeachtet lassen, er muß ihr zu entsprechen trachten, wenn er nicht auf die ganze Würde seiner vernünftigen Natur verzicht leisten will. Fortschreitende Bildung am Geist und Herzen ist für jeden Menschen unerläßliche Aufgabe:

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.

Schiller.

Zum Fortschreiten gehört nicht nur Kraft, sondern auch entschlossener Wille. Ein muthiges Roß durchrennt eine Bahn tn wenigen Augenblicken, auf welcher ein Esel einen ganzen Täg zubringt. Wer zum Laufen träge ist, oder bald müde wird, muß endlich hinter Andern zurück bleiben, denen es weder an Kraft, noch Lust, noch Ausdauer gebricht. Wer vorwärts kommen will, muß sich im Laufe nicht durch jede vorkommende Beschwerde, durch jedes sich ergebende Hinderniß aufhalten lassen, und er wird wohl thun, auch manchen Verdruß sich ersparen, wenn er mit der Zeit gleichen Schritt hält, die sich nicht überrennen läßt, — am wenigsten da, wo es den Fortschritten der Volksbildung gilt.

132. Fragen.

Alles Fragen muß eigene oder fremde Belehrung zum Zweck haben. In der Absicht fragen, um Gelegenheit zum leeren Zank zu haben, ist unnütz und gefährlich; um sich und seine

Gelehrtheit zu zeigen, lächerliche Eitelkeit; um den Befragten zu beschämen und zu tadeln, große Bosheit und Lieblosigkeit. Das zu viele Fragen weiset meistens auf müßige Neugierde hin, und weckt fast allzeit Mißtrauen. Man kann sich nie so recht auf den verlassen, der gar zu viel fragt; denn er ist entweder ein Narr oder ein Spion. Es giebt Leute, denen man mit vieler Mühe kaum ausweichen kann, um nicht von ihnen in strenges Examen genommen zu werden; eine Frage rollt über die andere weg, daß kaum eine Antwort dazwischen zu bringen ist.

Das Gebiet dessen, worüber Fragen aufgeworfen werden können, ist unermeßlich. Man sollte sich also auch in Fragen und Lösung derselben an eine gewisse Rangordnung halten, um nicht mit unnützen Grübeleien die unwiederbringliche Zeit zu verlieren. Sogar zur Kurzweile sollte man Fragen vorziehen, in deren Beantwortung etwas Lehrreiches liegt. An solchen Fragen ist überall kein Mangel. Als Beispiele mögen nachstehende gelten:

Was ist das Schönste? Das Weltall.
Das Größte? Der Raum, denn er umfaßt alles.
Das Stärkste? Die Nothwendigkeit, denn sie besiegt Alles.
Das Schwerste? Selbstkenntniß.
Das Leichteste? Rath geben.
Das Seltenste? Ein Tyrann, der alt wird.

133. Frauen.

Die Frauen (der edlere Sprachgebrauch bezeichnet jetzt mit diesem Namen das ganze Geschlecht) sind die Repräsentanten der Liebe, wie die Männer des Rechts im allgemeinsten Sinne. Frauen sinds, die mit zarter Hand die rauhen Ecken des Lebens runden. Liebe spiegelt sich in Form und Wesen der Frauen, und Entweihung der Liebe ist ihre Schande. Zärtlichere Gefälligkeit ist ihre einzige Waffe, sicher den rauhen männlichen Sinn zu mildern. Sie verkennen ihr Interesse ganz, wenn sie anderer Waffen sich bedienen wollen; der Apfel

der Liebe würde zu ihrem größten Verdruß und Nachtheil zum Apfel des Haders entarten.

Wie Frauen seyn und nicht seyn sollen, ist von Neuffer in seinem Frauenspiegel so schön und treffend gegeben, daß er hier nicht an unrechter Stelle seyn mag:

Ehret die Frauen! Ein Loblied ertöne,
Wo man die Würde der Frauen erblickt;
Daß sich das Leben durch Anmuth verschöne,
Hat sie der Himmel mit Anmuth geschmückt.
Doch wenn sie nur mit Reitzen prangen,
Die schon des Herbstes Hauch zerstört,
Und stets an Schein und Flitter hangen,
So sind sie keines — Spiegels werth.

Ehret die Frauen! Mit ewiger Treue
Schenken sie sich dem erkorenen Mann,
Ob das Verhängniß mit Rosen bestreue,
Oder mit Dornen verwirre die Bahn.
Doch wenn ihr Herz im Flattersinne
Sich nur zum Glanz des Glückes kehrt,
Und feil und käuflich ihre Minne,
So sind sie keines Mannes werth.

Ehret die Frauen! Sie lindern und tragen,
Freundlich dem Gatten die drückende Last,
Trösten, wenn Sorgen am Herzen ihm nagen,
Schaffen nach Arbeit ihm Frieden und Rast.
Doch wenn sie immer schmäh'n und keifen,
Von Zank und böser Laun' empört,
Und doch ihr Unrecht nicht begreifen,
So sind sie keines — Gatten werth.

Ehret die Frauen! Sie hegen und legen
Liebend die Kindlein mit inniger Lust,
Wecken die Tugend mit sorgsamen Pflegen,
Wahren der Unschuld in kindlicher Brust.
Doch wenn sie von Idillen träumen,
Und von Romanenglut verzehrt,
Die heil'ge Mutterpflicht versäumen,
So sind sie keines — Kindes werth.

Ehret die Frauen! Im häuslichen Kreise
Walten sie ordnend mit klugem Verstand,
Warten des Herdes mit schöpfrischem Fleiße,
Drehen die Spindel mit emsiger Hand.
Doch wenn sie mehr beim Theetisch glänzen,
Als wirthlich schalten an dem Herd,
Mürrisch daheim, vergnügt bei Tänzen,
So sind sie keines Herdes werth.

Ehret die Frauen! Mit weisem Bewahren
Sammeln und theilen die Nothdurft sie aus,
Wissen zu geben und wissen zu sparen
Und erhalten in Ehren das Haus.
Doch wenn ihr Prassen und Verschwenden
Des Gatten Kummer täglich mehrt,
Und ihre Lüste nimmer enden,
So ist sie keiner — Schürze werth.

Ehret die Frauen! Sie leiten die Sitte,
Weisen den Zwang und die Frechheit zurück,
Halten den Schritt in des Schicklichen Mitte,
Würzen der feinern Geselligkeit Glück.
Doch wenn sie heim'schen Brauch verachten,
Und stets von Modesucht bethört,
Nach fremder Waar' und Narrheit schmachten,
So sind sie keines — Affen werth.

Ehret die Frauen! In edeln Vereinen
Kränzen Verdienst sie und rühmliche That,
Lindern das Elend, wo Leidende weinen,
Fördern das Gute durch Beispiel und Rath.
Doch wenn sie mit Visitenschwestern
Durch einen Klatschbund sich entehrt,
Und über Freund' und Feinde lästern,
So sind sie keiner — Zunge werth.

134. Freiheit.

Man ist überall frei, wo das Gesetz herrscht. Die Freiheit besteht nicht darin, daß jeder thun darf, was er will; denn wie könnte da Ordnung bestehen? — Sie besteht darin, daß, wer kein Gesetz übertritt, seines Lebens, seines Vermö-

gens, seiner Rechte sicher sey; sie besteht in strenger Befolgung der Gesetze, in Bestrafung eines Jeden, der dagegen handelt, in öffentlicher Sicherheit, Freiheit ist durchaus nichts als Gerechtigkeit, und diese nichts anders, als gleiches Befugniß mit gleichen Pflichten im Staat; Freiheit ist das Befugniß, nur dem Gesetze zu gehorchen.

Freiheit im bürgerlichen Leben, und Freiheit in Aeußerung der Gedanken und Meinungen sind die unschätzbarsten Güter, die wir unter dem Segen der Vorsehung und unter einer weisen Gesetzgebung genießen. Freiheit ist das erste Nationalgut; sie allein erzeugt wahre Vaterlandsliebe, und nur in Vaterlandsliebe reift Gemeingeist, Kraft der Nation, und Aufwand dieser Kraft, wenn es Rath, That und Tod gilt für's Vaterland. Eine Nation ist nichts, wo unbeschränkte Willkühr droben, und schweigsame Knechtschaft drunten ist.

Der herbste Mangel wird dem Menschen, der sich noch fühlt, eine Lust, so lange Selbstbestimmung und Freiheit ihn würzt und lohnet; dagegen alle Leckereien Gift sind, so bald sie die Seele erschlaffen, und dem Menschen den einzigen Genuß seines hinfälligen Lebens, Würde und Freiheit rauben. Lieber lebenslang nichts, denn Brod und Wasser, als Reichthum, Ruhe, Wollust — und Sklaverei. Und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in Ewigkeit nichts als eine schöne Morgenröthe wäre, so will ich lieber mit der Morgenröthe sterben, als den glühenden ehernen Himmel der blinden Despotie über meinem Schädel brennen lassen. Der Tod ist wünschenswerth, sprach irgendwo ein verkannter Edler, wenn rettungslos des Rechts Grundfesten mit der Freiheit fallen.

Ein freier Wille ist die Mitgabe von Gott, die jeder Mensch sich ins Leben bringt. Daher hat auch der Niedrigste im Staat das göttliche Recht, keine willenlose, todte, bloß von Launen und Eigennutz Anderer abhängige Maschine zu seyn. Freier, ungezwungener Wille ist eines jeden Menschen natürliches Angebinde, ist nothwendige Forderung der Vernunft, wodurch er hoch über andere lebendige Sinnenwesen empor ragte Schön sagt daher Adolf Müllner:

Daß der Mensch sich frei entschließe,
Ringend mit der Leidenschaft,
Gab ihm Gott des Willens Kraft.

Wie Freiheit dem einzelnen Menschen, so geben freie Bürger einem Staat Würde. Ohne Freiheit wäre der Mensch keines Aufsehens zum Himmel werth, und ein Verein von Bürgern eine verächtliche Zwittergestalt. Freiheit ist die Seele, wie des menschlichen, so des bürgerlichen Lebens. Freiheit, wenn sie nicht zur Ungebundenheit und wilden Frechheit entartet, kann nie Nachtheil bringen. Daher Schiller:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Freiheitssinn erstirbt im Menschen nie ganz; auch wenn er in Ketten geboren ist, hat er Augenblicke in welchen der Freiheitssinn mächtig sich regt. Das bewährt sich mehr noch an ganzen Völkern, so sehr sie hundertjährige Sklaverei verthiert haben mag. Das ist indessen nicht Freiheitssinn, wenn Sklaven mit den Ketten rasseln, oder wüthend darein beißen, ohne auch nur zu versuchen, sich davon frei zu machen. Das heißt mehr nicht, als zu erkennen geben: die Ketten thun weh.

Zur Erkämpfung der Freiheit gehört mehr, als empörter Freiheitssinn; dazu gehört Kraft, Muth, und ein beharrlicher Wille, es mit Hindernissen und Beschwerden aller Art aufzunehmen. Ist Freiheit einmal errungen, dann ist Erhaltung derselben Hauptsache, was ohne Religion und gute Sitten nicht wohl möglich ist. Freiheit ohne Religion ist ein Irrlicht, das in Sümpfe und Untiefen führt, ein süßer Traum, aus dem man zu Thränen erwacht; und Freiheit, mit schlechten Sitten gepaart, führt früher oder später wieder zur Sklaverei.

Es giebt keine größere Sünde, als ein Volk im Ringen nach Freiheit hindern, oder ihm die schon errungene Freiheit rauben. Hölty spricht seinen Unwillen darüber in nachstehenden Versen aus:

Freund, trinke jedem Fürsten Fluch,
Der uns die Freiheit raubt,
Und Segen jedem braven Mann,
Deß Herz für Freiheit schlägt! —

Die Freiheit der Völker hat noch immer große Gefahren zu bestehen. Die Zeiten, in welchen man ganze Völker in die Gefangenschaft abführte, sind zwar vorüber; allein es sind dafür Zeiten gekommen, wo man den Völkern im eigenen Vaterlande Fesseln anlegt, und das Befugniß dazu einander durch Verträge sichert. Seitdem der Grundsatz der Legitimität sogar auf den türkischen Sultan, der bekanntlich der größte Despot ist, ausgedehnt wurde, ist kein Volk mehr ganz seiner Freiheit sicher. Sonderbar ist's, daß sich das freie England am lautesten gegen das Aufstreben anderer Nationen zur Freiheit erklärt! Es erlaubt wohl dem europäischen Continent, am Becher der Freiheit zu nippen, will aber durchaus nicht zugeben, daß es sich an dem Trank in dem Becher labe. Das mag ihm wohl Gewinn bringen; ob auch Ehre? — ist eine andere Frage.

Freiheit ist nicht immer da, wo man davon am meisten Aufhebens macht. Es giebt Völker, denen schon am Namen genügt. Möchten sie sich von der Geschichte lehren lassen, daß man von dem bloßen Namen der Feiheit so wenig leben könne, als von der freien Luft! Freiheit ist sogar nicht allzeit in einer Republik einheimisch. Das veranlaßte Voltairen zu sagen: ich will lieber unter der Pfote eines Löwen, als unter den Zähnen von tausend Ratten leben.

Freiheit muß errungen, darf kein Geschenk seyn. Welches Volk anerkennt, durch die Gnade eines andern frei zu seyn, ist im Grunde dessen Sklave. Ohne Selbstständigkeit und Unabhängigkeit besteht keine wahre Freiheit. Sie ist auf jeden Fall werthlos, wenn man sie, wie Almosenbrod, fremder Güte verdanken muß. Als eine zarte Pflanze wächst sie weder auf jedem Boden, noch fällt sie dem Unthätigen in den Schooß; um ihrer habhaft zu werden, muß man sie selbst erobern. Nur diejenigen, die mit eigener Kraft sie erringen, können sicher seyn, diesen Schatz auch zu bewahren. Wer einmal die Frucht gekostet hat, läßt sie so leicht nicht wieder in Verlurst fallen; gerne setzt er dafür Blut und Leben ein.

Der Sklave, sagt der freisinnige Pfeffel,

Der Sklave, der, vom Joch befreit,
Zurückfällt in die Dienstbarkeit,
Verdient das Joch zu tragen.

Auf Freiheit, nach dem oben aufgestellten Begriff, hat jedes Volk Anspruch, und jedes lebt im unnatürlichen Zustand, so lange es despotischer Willkühr gehorchen muß. Es giebt keine Despotenrechte, also auch gegen Despoten keine Unterthanspflichten. Mit ungleich größerm Rechte, womit der Despot ein Volk unterjochte, darf dieses bei sich ergebenden günstigen Gelegenheit das aufgedrungene Joch wieder abwerfen. Wenn man sagt: eine Nation kann die Freiheit nicht ertragen; so heißt das: der weit größere Theil derselben besteht aus Schurken, Narren und Dummköpfen, oder ein Einziger versteht es, sie dazu zu machen.

Kein Volk, so tief es stehen mag, darf von der Regierung als todte Masse, als Waare und roher Stoff behandelt werden. Der blos leidende Gehorsam ist aus den Glaubensartikeln selbst der monarchischen Confessionen verschwunden. Man weiß nun allgemein, daß es ohne Rechte keine Pflichten giebt. Das einst den Königen in Frankreich Uebliche: tel est notre plaisir, hatte Folgen, die es verdienen, daß man sie höhern Orts zur Warnung beherzige.

135. Freimüthigkeit.

Bekanntlich ist die Wahrheit oft sehr unangenehm; man hört sie nicht immer gerne, besonders da nicht, wo sie mit den Meinungen, welche das Vorurtheil geheiliget hat, und mit den Neigungen, denen sich das verderbte Herz am liebsten überläßt, im offenbaren Widerspruche steht. Um stets seine wahren Gesinnungen zu offenbaren, um es selbst dann zu thun, wo Glück oder Gnade, wo Ehre oder Leben auf dem Spiel steht, dazu gehört hoher Muth und feste Entschlossenheit; dazu gehört ein Rechtsgefühl und eine Liebe, die allen Bedenklichkeiten die Wage hält. Sich nun über solche Bedenklichkeiten wegzusetzen; sich gewissenhaft zu äussern, so bald man dazu verpflichtet ist; die Parthei der Wahrheit und des Rechts zu

nehmen, was auch dabei zu fürchten seyn mag, und dieß zu thun, weil man Glaube an Gott hat, weil man es für gut und fromm hält, so zu handeln, weil Pflicht und Liebe es heischen: das ist die Natur, das ist das Geschäft der ächten Freimüthigkeit.

Freimüthigkeit ist nicht zudringlich, sie spricht blos da, wo die Pflicht es verlangt, wo sie Amts und Gewissens wegen nicht schweigen darf. Wenn alle verschüchtert sind; wenn es Niemand wagt, die herrschenden Vorurtheile anzugreifen, einem Verblendeten die Augen zu öffnen, dem mächtigen Laster zu widersprechen, die zu Boden getretene Tugend, die gelästerte Religion in Schutz zu nehmen; wenn selbst die verstummen, und ihre bessern Einsichten und Ueberzeugungen in ihre Brust verschließen, die reden sollten: so tritt der Freimüthige vor, und giebt mit einem Ernste, mit einer Würde der Wahrheit Zeugniß, die selbst ihren Feinden Bewunderung abnöthigen; muthig bietet er jeder Gefahr die Stirne, und scheut weder Haß noch Kränkung, wo es der heiligen Pflicht gilt, für Wahrheit und Recht das Wort zu nehmen. Eins mit sich selbst, spricht er immer, wie er's meint, urtheilt immer, wie er's einsieht; handelt immer, wie er soll. Die Macht der Wahrheit ist's, was ihm den Mund öffnet; ihre Rechte sind ihm so heilig, daß es ihm nicht möglich ist, sie kränken zu lassen; er ist von ihrem ewigen unvergleichbaren Werthe so innig überzeugt, daß sie ihm über alles geht, und daß er sich selbst vergißt, um ihr zu huldigen. Ihm ist alle Macht, alles Ansehen, alle Hoheit der Menschen nichts gegen die Wahrheit; er fragt nach Niemand, sobald er ihr ein Zeugniß schuldig ist, und wenn alles wider ihn sich vereiniget, so spricht er, wie einst die Apostel Jesu: urtheilt selbst unbefangen, ob es vor Gott recht sey, Menschen mehr, als Gott, zu gehorchen? —

Der Freimüthige sucht keine Ausflüchte in Bekenntniß dessen, was wahr und recht ist, er ertheilt keine zweideutige Antworten; er schweigt nicht, wo er mit der Sprache herausgehen sollte; er ist unpartheiisch und offen, und fragt nicht erst ängstlich, wie weit man wohl, ohne anzustoßen und sich mißfällig zu machen, gehen könne; er entstellt die Sache nie, ist nie

unredlich, um zu schmeicheln, erniedriget sich nie zu Unwahrheiten und Ränken. Immer ist's die Achtung für Wahrheit, die Ehrfurcht für Pflicht, und die Liebe, was aus ihm spricht: daher hält er's unter seiner Würde, die Wahrheit zu umgehen, so bald sie auffallen und beleidigen möchte; einem Andern Lobsprüche zu sagen, die er im Herzen für falsch erklärt; ihm Höflichkeiten zu erweisen, die er nicht verdient; Behauptungen, Maaßregeln, Unternehmungen zu billigen, denen sein Inneres widerspricht; in den Ton jeder Gesellschaft einzustimmen, und der herrschenden Sitte zu huldigen, um sich keine Verdrüßlichkeiten zuzuziehen, und als Mann von richtigem Lebenstakt vor der Welt zu gelten.

Eine solche Freimüthigkeit ist ein schöner Vorzug, eine große, unentbehrliche Tugend, womit uns von Jeher die beßten Menschen aller Völker und Jahrhunderte, durch welche Hohes vollbracht wurde, vorgeglänzt haben. So mancher Mißverstand, der die schädlichsten Folgen hat, könnte entweder gar nicht entstehen, oder würde doch bald wieder gehoben werden, wenn wir immer stark genug wären, auch das, was man nicht gerne hört, unverholen zu äussern; so mancher Verblendere, der seinem Untergange sichtbar zueilt, wäre noch zu retten und auf bessere Wege zu bringen, wenn nur Jemand Muth genug hätte, ihm über sein Verhalten die Augen zu öffnen, und den Abgrund zu zeigen, an dessen Rande er taumelt; so mancher unglückliche Vorsatz, bei dessen Ausführung ganze Familien, ganze Städte, ganze Länder leiden werden, wäre noch zu hintertreiben, wenn sich ein unbefangener Wahrheitsfreund fände, der einem irrenden Vater, einer übel unterrichteten Obrigkeit, einem verblendeten Fürsten mit edler Dreistigkeit die wirkliche Beschaffenheit der Sache zeigte, und den Unwillen nicht scheute, der so oft durch Freimüthigkeit erzeugt wird. Viel Böses geschieht und gelingt in der Welt bloß darum, weil Niemand reden, Niemand das verhaßte Geschäft übernehmen will, gewissen Leuten mit Nadruck zu sagen, was ihnen zu sagen ist, damit sie von einer schlechten That ablassen.

So hohen Werth die Freimüthigkeit hat, und so noth-

wendig sie ist, dem Irrthum und Laster einen Damm zu setzen: so haben doch fast überall die wenigsten den Muth, sie in ihren Charakter aufzunehmen. Viele sind von Natur schüchtern und blöde, und halten daher mit dem an sich, was die Empfindlichkeit Anderer aufregen könnte; Andere wollen ihre Ruhe und Zufriedenheit nicht auf's Spiel setzen, und sich Verdrüßlichkeiten bloß stellen, denen sie sich durch Schweigen so leicht entheben können. Dem Furchtsamen, der immer schüchtern um sich blickt, dem Friedliebenden, der gern mit aller Welt in einem guten Vernehmen steht, dem Eigennützigen, der überall seinen Vortheil berechnet, und nirgends anstoßen will: allen diesen ist's eigen, die Wahrheit in sich zu verschließen, so bald sie verhaßt ist. Daher jenes ruhige Schweigen, jenes aufmerksame Lauschen, wo man Andere erst ausforscht, um den Ton anstimmen zu können, den sie am liebsten hören; daher jene geschmeidige Biegsamkeit, die alle Gestalten annehmen und immer das seyn kann, was man gerade will; daher jene unendliche Schlauheit, wodurch Einer den Andern zu berücken sucht. Der Freimüthige ist furchtlos und offenherzig, und spricht sich unbefangen aus, wie er denkt; er haßt alle Winkelzüge, und scheut keine Gefahr, wo das Gewissen ihn drängt, für das zu zeugen, was er für wahr und recht erkennt. Mag er auch deutlich einsehen, was ihm wahr und gewiß ist, sey nicht der Sinn und die Meinung derer, mit welchen er zu thun hat; mag er sicher darauf rechnen können, er werde sie beleidigen, und ihren Unwillen reitzen, wenn er seine Gesinnungen zu erkennen giebt: er läßt sich keinen Augenblick abhalten, der Wahrheit zu huldigen, und sie nach ihrer ganzen Strenge geltend zu machen; sein Pflichtgefühl ist stärker, als seine Furcht vor Verdruß und Kränkung.

Der Freimüthige hat meistens einen harten Stand, weil die wenigsten Wahrheiten ertragen können, welche ihren Vorurtheilen und Neigungen widersprechen. Nicht nur werden dadurch wirkliche Feinde noch mehr erbittert, sondern sogar Freunde zuweilen bis zum tödlichen Haß entzweit. Es ist nicht nur gleich schwer, die Wahrheit von Freunden und Feinden zu sagen; sondern es gehört meistens mehr reiner Muth

dazu, den Fehler eines Freundes freimüthig zu rügen, als das Vergehen eines Feindes zu berühren.

Will der Freimüthige nicht mehr schaden, als nützen: so muß Klugheit seine Führerin seyn; er muß, wenn er unangenehme Wahrheiten vorzutragen hat, dazu die rechte Zeit, die schicklichsten Umstände zu wählen wissen; er muß sie mit mildem Ernste und mit weiser Rücksicht auf die Gemüthsstimmung derer sagen, denen sie eigentlich gelten. Mit Ungestüm und unüberlegter Hitze sie sagen erbittert, aber bessert nicht. Durch barschen, unbesonnenen Vortrag verliert die angenehmste Wahrheit; ist sie vollends an sich schon herbe, und muß sie Schmerzen verursachen, wenn sie auch noch so gefällig eingekleidet wird: wie ungleich mehr müßte sie verlieren, wenn man damit noch unsanft und zur Unzeit hervorrückte? — Derjenige, dem sie besonders gilt, muß es merken, daß es das heilige Gefühl der Pflicht ist, was zum Sprechen uns nöthiget, daß wir nicht sprechen, um wehe zu thun, sondern weil wir es gut meinen; daß wir selbst leiden, indem wir ihn die Strenge der Wahrheit fühlen lassen; daß er von unserm Wohlwollen, von unserm Eifer für sein Beßtes alles erwarten dürfe, so bald er uns Gelegenheit geben will, ihm nützlich zu werden.

Die Seele des Menschen stehet heilsamen Wahrheiten nicht immer offen; er findet sich meistens beleidiget, und wird aufgebracht, wenn man ihm unangenehme Wahrheiten zu einer Zeit sagt, wo es ihm an Sammlung und Ruhe fehlt, wo ihn gerade eine Sache von ganz anderer Art beschäftiget, oder eine Leidenschaft in wilden Sturm ausgebrochen ist. Aber es giebt Zeitpunkte einer ruhigen Stille, einer vernünftigen Ueberlegung, einer sanften Rührung, einer vertraulichen Annäherung, wo selbst der Verschlossenste sich öffnet, und der Hartnäckigste empfänglich für ernsthafte Vorstellungen wird. Solche Zeitpunkte ergreift der Freimüthige, in einer solchen Stimmung sagt er Andern, was er ihnen zu sagen hat. Er will, seine Vorstellungen sollen zum Herzen treffen; wie wäre das möglich, wenn er dazu einen ungünstigen Augenblick wählte? — Meistens sind Berufsverhältnisse, die ihms zur Pflicht machen, Andern zuweilen unangenehme Wahrheiten zu sagen. —

Sind ihm Andere zur Erziehung oder Aufsicht zugewiesen, oder ist er mit ihnen in einen Freundschaftsbund getreten: so würde er seine Pflicht sehr schlecht erfüllen, wenn er ihnen nicht auch durch seine Freimüthigkeit nützlich werden, nicht auch solche Wahrheiten ihnen vorhalten wollte, ohne welche sich ihr schwaches oder verdorbenes Herz nie wieder zurecht finden würde. Er würde nicht erziehen, sondern verzärteln, er würde keine Aufsicht führen, sondern alles gehen lassen, wie es mag, wenn er seinen Zöglingen oder Untergebenen nicht auch strenge und bitrere Wahrheiten zu sagen den Muth hätte; er würde Verrath an der Freundschaft begehen, wenn er, anstatt wohlwollend den Fehler des Freundes zu rügen, ihn als ein elender Schmeichler lieber beschönigte. Den Beruf zu freimüthigen Aeusserungen ertheilt oft auch die Liebe. Wer redlich und rein liebt, wird nicht immer warten, bis Amt und bestimmtes Verhältniß ihm die Pflicht auflegen, dem Wahren und Guten das Wort zu reden: ihm wird dazu jede Gelegenheit willkommen seyn. Er kann Niemand irren, Niemand in's Verderben gehen sehen, ohne ihm warnend entgegen zu treten, und mit möglicher Schonung ihn zurecht zu weisen. Mag das ernste Wort, das er für Wahrheit und Recht zu reden vom liebenden Herzen getrieben wird, ihm Haß und Verfolgung zuziehen, ihn Verdrüßlichkeiten und Unannehmlichkeiten aller Art aussetzen: er läßt sich für Wahrheit und Recht Alles gefallen, und achtet keiner Bedenklichkeiten, wo es der Pflicht oder Liebe gilt.

Das schönste Beispiel der Freimüthigkeit ist uns in Jesus aufgestellt. Nie schmeichelte er den herrschenden Vorurtheilen; mit unerbittlichem Ernste entlarvte er die heuchlerischen Pharisäer, beschämte die freidenkenden Saduzäer, demüthigte die geschmeidigen Hofleute des Herodes, bestrafte die ausschweifenden Sitten der großen Menge, sagte selbst denen die Wahrheit, die Anhänglichkeit an ihn zeigten. Er achtete es wenig, wenn es hieß: «das ist eine harte Rede, wer kann sie hören?» Er duldete es gelassen, wenn durch seine Freimüthigkeit viele seiner Jünger abgestoßen wurden. Selbst die schreckliche, gar nicht zu verkennende Aussicht, — seine Freimüthig-

keit werde ihn noch an's Kreuz bringen, — machte ihn nicht schüchtern. Er wollte lieber nicht leben, als stummer Augenzeuge menschlicher Verdorbenheit bleiben. Möge ein so hohes Beispiel recht viele zur Nachfolge ermuntern!

136. Fremdes.

Es giebt Leute, denen nur das Fremde gefällt; sie bedenken wohl nicht, daß mit der Hinneigung zum Fremden die Liebe zum Einheimischen sinkt, und die heimatliche Bildung verloren geht. Wer einzig in fremder Tracht, Sitte und Sprache Auszeichnung sucht, der erklärt anmit, daß entweder er des Vaterlandes, oder das Vaterland seiner nicht werth sey. Um so unbegreiflicher ist die Erscheinung, daß gerade in höhern Zirkeln Nachäffung des Fremden fast allgemein an der Tagesordnung ist. Alles, was man da sieht und hört, hat ausländischen Zuschnitt, und jeden trifft der Vorwurf der Gemeinheit und Altväterlichkeit, der nicht mithalten kann, oder will. Daß wir Deutsche es darin andern Nationen vorthun, ist Thatsache, die uns wenig Ehre bringt, weil wir dadurch die beschämende Erklärung ablegen, daß uns alle Bildung von Aussen komme. In Frankreich, England, Italien, Spanien ꝛc. würde man in höhern Ständen sich schämen, deutsche Sitte zu copiren. Am auffallendsten ist's, daß bei uns selbst das wissenschaftliche Gebiet von der Sucht, nur Fremdes in sich aufzunehmen, nicht ganz frei blieb, und so Manche nichts für tief gedacht und hoch gelehrt halten, was nicht aus der Feder eines Ausländers floß. Weder das Fremde noch das Einheimische ist unbedingt des Bessern Maaßstab; darum ist uns die Regel gegeben: prüfet alles, und dann behaltet das Gute! —

137. Fremdling.

Fremdlinge fanden einst bei allen unverdorbenen Völkern liebvolle Aufnahm. Noch heut zu Tage ist's Sitte bei Indianern, Arabern und andern Nomaden-Völkern, Fremdlinge mit zuvorkommender Güte in ihre Hütten einzuladen, sie mit

Speise und Trank zu laben, und ihnen auf ihrer Wanderung nach genossener Ruhe den richtigen Weg zu weisen, oder wohl gar, wenn dieser durch unsichere Gegenden führte, ihnen schützendes Geleit mitzugeben.

Der steigenden Nationalbildung verdanken Gasthöfe ihren Ursprung, wo nachher Fremdlinge für ihr eigenes Geld Unterkommen und Pflege fanden. Dadurch ward nun zwar verhütet, daß Fremdlinge den Einheimischen nicht ferner beschwerlich fielen; aber mit der bisher üblichen Gastfreundschaft ging meistens auch der Glaube an den Werth des menschlichen Herzens unter. An die Stelle zuvorkommender Güte traten nicht selten abstoßende Gleichgültigkeit und Härte, und der größere Aufwand bestimmte meistens das mehr oder weniger leutselige Betragen des Gastwirthes und seiner Dienerschaft. Am schlimmsten sind nun arme Reisende daran, die, weil sie kein Geld haben, sich's nicht beigehen lassen dürfen, in öffentlichen Gasthöfen einzusprechen, und anderwärts oft Mühe haben, ein hartes Nachtlager und karge Kost zu finden. Die schöne Regel: thue Andern, was du unter gleichen Umständen dir von ihnen gethan wünschest, — ist von niedriger Selbstsucht fast überall in Vergessenheit gestellt. Mancher, der einst so froh war, wenn er in der Fremde menschenfreundlich behandelt wurde, ist nachher in seiner Heimath gegen Fremdlinge der unfreundlichste; er rührt keine Hand, wenn ihn dazu nicht eigener Vortheil bestimmt. Mancher, der selbst Söhne, Anverwandte, Freunde hat, die in der weiten Welt sich unstät herum treiben, und hart gegen Fremdlinge ist, bedenkt wohl nicht, wie schwer es den Seinigen aufs Herz fallen müßte, sich mit gleicher Härte in der Fremde behandelt zu sehen; bedenkt wohl nicht, wie tief es ihn selbst kränken würde, so er Berichte erhielte, wie da seine Lieben in Noth und Krankheit überall unmenschlich abgewiesen, und gleich den verworfensten Landstreichern auf dem Schub der Heimat entgegen geschleppt werden; bedenkt nicht, daß auch der Fremdling sein Nächster sey, und auf seine Liebe um so mehr Anspruch habe, je einsamer er in der Welt da steht, und, fern von den Seinigen, fremder Hilfe bedarf.

Ein wohlwollender Blick, ein freundliches Lächeln von einem Unbekannten thun schon dem einsamen Fremdling so wohl; wie wird ihn erst liebreiche Aufnahme und sorgsame Pflege erquicken! wie theuer und unvergeßlich werden ihm zeitlebens die Namen der edeln Menschenfreunde bleiben, die seiner in der Ferne mit so inniger Theilnahme sich angenommen haben! mit welcher Herzenslust wird er nach vielen Jahren noch all das Gute erzählen, daß einst im fremden Lande ihm zu Theil wurde, und wie dankbar seine Wohlthäter segnen!

Bedarf es anderer Ermunterungen, um gegen Fremdlinge gefällig und wohlthätig zu seyn? Wozu fodert kräftiger das Christenthum auf, das die Religion der Liebe und des Erbarmens ist? Kann man sich unglücklichere Menschen denken, als verlassene Fremdlinge? Der Aermste findet zu Hause theilnehmende Herzen, die im Nothdrange ihnen offen stehen; er hat Eltern, Geschwister, Anverwandte und Freunde, die, auch wenn sie selbst arm und verlassen sind, seiner in Liebe sich annehmen, und ihr Mögliches thun, ihm durch sorgsame Pflege, durch Zuspruch und Trost, sein Elend zu mildern und erträglich zu machen. Mit dem Fremdling ist's anders; fern von der lieben Heimat, fern von Bekannten, an die er, wenn ihm übel geht, sich mit Vertrauen wenden könnte, steht er gleichsam ganz einsam da, ohne Anleitung und Rath, ohne Ermunterung und Trost, ohne Schutz und Pflege; schüchtern schaut er um sich her, ob nicht Jemand einen Blick ihm zuwende, aus dem Bereitwilligkeit zu helfen spricht. Wie muß ihm da zu Muthe seyn, wenn kein freundlicher Blick dem seinigen begegnet, und an ihm Jedermann ungefällig und gleichgültig vorüber geht? Wie schwer muß es ihm auf's Herz fallen, sich überall, wie einen Auswürfling, mit wegwerfender Verachtung und trotziger Härte abgewiesen zu sehen?

Möge doch Niemand vergessen, daß auch der Fremdling, mit dem er zusammen trifft, sein Nächster sey, und aufhöre, ihm fremd zu seyn! Wer nicht jedem Fremdling helfen kann, wie es wohl in seinem Wunsche liegen mag: der erheitere ihn wenigstens durch ein freundliches Gesicht, durch ein gefälliges Wort, durch leutselige Behandlung, durch Hilfe, wie sie seinen

Kräften angemessen ist. Wo laut die Noth spricht, müssen alle andere Bedenklichkeiten verstummen. Wer die gesammte Menschheit als eine große Gottesfamilie anerkennt, dem ist kein Mensch fremd; er ehrt und liebt in jedem seinen Bruder, unabgesehen auf Vaterland, Herkunft und Kirche; er fühlt sich besonders mit jedem Unglücklichen und Verlassenen verwandt, und freut sich so recht, durch Wohlthun das Band dieser Verwandtschaft noch fester zu knüpfen.

138. Freude.

Die Religion verbietet anständige Freude nicht; der Mensch darf und soll seines Wohlseyns sich freuen.

Vergnügt zu seyn ist wohl erlaubt,
Denn Unschuld paaret sich mit Freude;
Ein Weiser, der die Gottheit glaubt,
Geht drum nicht stets im Trauerkleide.

Tief hat die Natur den Trieb der Freude in uns gesenkt; sie, die Freude, ist selbst nichts anderes, als das rege Gefühl des Lebens: wie könnte es der Religion zuwider seyn, dieses Gefühl zu äussern? — Nur Mißverstand und Wahn können die Religion zur Feindin der Freude erniedrigen. Froh und ausgelassen seyn, sagen nicht einerlei; man kann sich freuen, ohne über die Schranken des Anstandes muthwillig zu treten. Wenn man froh ist, und sich eines gelungenen Werkes, einer guten That, eines unerwarteten Glücks freut, so ist's darum keine Folge, daß im heitern Sinne die Liebe zur Pflicht untergehe; im Gegentheil ist man allzeit geneigter, es mit Schwierigkeiten aufzunehmen, Hindernisse zu besiegen, und auch das Schwerste zu vollbringen. Das Blut wallt leichter und schneller durch die Adern; die Einbildungskraft fühlt sich gehoben; der Blick des Geistes wird freier, kühner, durchdringender; der Gesichtskreis erweitert sich; die Kräfte des Körpers und Geistes sind mächtig gestärkt, und oft beginnt man in einer freudigen Stimmung ein Werk, an welches man sich ehedem aus Aengstlichkeit und Bedenklichkeit nicht wagte.

Die Welt soll dem Menschen kein bloßer Aufenthalt des

Jammers und der Trauer seyn, und die verkennen Gottes Vaterliebe, die beständigen Ernst für Christenpflicht halten. Gott will keine trübsinnigen Kopfhänger.

Es ist ein bloßer Eigensinn,
Sich Zeit und Leben schwer zu machen;
Weil ich ein Mensch und sterblich bin,
Soll ich darum wohl niemals lachen?
Soll ich mich als ein Sklav der Noth
Mit Ketten banger Furcht beschweren,
Und weil mir einst Zerstörung droht,
Durch Gram mich vor der Zeit verzehren?

Trug sogar selbst Jesus kein Bedenken, zuweilen in Gesellschaften froher und vergnügter Menschen zu erscheinen; was sich der göttliche Lehrer erlaubte, kann also doch wohl an seinen Schülern nicht für Sünde gehalten werden. Es wäre auf jeden Fall keine Empfehlung für unsere Religion, wenn sie unbedingt alle Freuden verdammte. Sie wäre keine menschenfreundliche, sondern eine finstere, mürrische Religion, mehr geeignet abzustoßen, als anzuziehen. Der Mensch ist ja doch nicht ganz Geist; Sinne und Gefühle sind ihm nicht umsonst gegeben; er muß sich doch freuen dürfen, wo alles ihn zur Freude einladet. Für ihn ist alles da; für ihn scheint die Sonne; für ihn leuchtet der Mond; für ihn flimmern die Sterne; für ihn grünt der Baum; für ihn reift die Frucht; für ihn wächst der Wein; für ihn sammelt die Biene den süßen Honig; er ist hienieden Herr über Alles: und er sollte in diesem schönen Gottesgarten des Guten nicht froh genießen dürfen? O nein, Sinnenfreuden sind mit der Würde, mit den Pflichten, mit der Bestimmung des Menschen nicht unverträglich! Der Mensch setzt sich nicht herab, wenn er sich der Freude zuweilen in die Arme wirft, so lange er sich nur im Genusse mäßiget, und sich dadurch von dem nicht abziehen läßt, was eigentlich seine Natur adelt. Wer mäßigen Freudengenuß in Schutz nimmt, der spricht darum der Trunkenheit, dem wilden Vergnügen, der entehrenden Wollust noch lange das Wort nicht. Freudengenuß ist nur dann verwerflich, wenn er kein frohes Andenken an Gott, keinen heitern und herzlichen

Aufblick zum Himmel mehr zuläßt; wenn dadurch den Berufspflichten Abtrag geschieht; wenn er den Menschen dem Bessern entwöhnt, und in ihm das Gefühl höherer Vorzüge schwächt; wenn er die Gesundheit untergräbt, den guten Ruf vernichtet, und in Armuth stürzt. Freude, die mit dem Laster sich verschwistert, ist des Namens unwerth; sie ist nur ein Schmerz, welcher erst kitzelt, ehe er sticht. O wohl hat Uz recht, wenn er schreibt:

Kann wahre Freude seyn bei schändlichen Verbrechen,
Wann Qualen innrer Angst verlaßne Tugend rächen?
Wie würden wir das Glück des Bösewichts verschmäh'n,
Wenn wir sein blutend Herz bedeckt mit Wunden säh'n? —

Alles um den Menschen her ist ihm Aufruf und Ermunterung sich zu freuen.

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wann wir am Scheidewege stehen.

Hölty.

Freude ist der mächtige Sporn, der die Guten und die Bösen treibt; sie ist die starke Feder, die im unermeßlichen Naturreiche alles in Bewegung setzt; von ihr besonders hängt das Gedeihen des Wahren und Guten ab, und ohne sie würde der Eifer des Wahrheitforschers und des Tugendfreundes bald erschlaffen.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Auf der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an,
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.

Schiller.

Wer Erdenfreuden ganz vernachläßiget, verdient nicht Mensch zu seyn. Auch Freuden des Augenblicks gewähren Erquickung, vermehren die Summe froher Gefühle, und dadurch das Maaß unsers Glücks. Aber der Weise hascht nicht ängstlich nach solchen flüchtigen Vergnügungen; er schätzt sich nicht unglücklich, wenn er sie entbehrt; er betrachtet sie als vorübergehende schöne Erscheinungen, die doch nicht zureichen, allein seine Zufriedenheit zu begründen. Daher erkauft er sie nicht mit zu großem Aufwande der Zeit und Kräfte, und läßt sich darüber die höhern Güter nicht entschlüpfen; dagegen ringt er um so lebendiger nach jenen Gütern und Freuden, deren Besitz und Dauer gewisser sind, und deren Rückerinnerung noch beseliget. Er öffnet seine Seele den Seligkeiten der Freundschaft, genießt die Erquickungen eines seelenvollen Umgangs, pflückt die Freuden, die auf den Gefilden der Natur ihm keimen, strebt nach den frohen Gefühlen des Bewußtseyns der Achtung edler Menschen. Und um auch hier unter dem unvermeidlichen Wechsel aller Dinge weniger zu leiden, so ringt er vor allem nach jenen hohen dauernden Freuden des Geistes und Herzens und der lohnenden Ruhe, die auch in schlimmen Tagen erquicken.

Er suchet Freuden auf, die still sein Herz beseelen,
Und wenn er sie gefühlt, ihn nicht mit Reue quälen.

Sein Grundsatz ist: immer nur die Rosen solcher Freuden zu brechen, die keine Reue umdornt, und ihn leitet dabei die feste Ueberzeugung: je zarter und weicher eine Blume der Freude ist, desto reiner müsse die Hand seyn, die sie abbricht. Darum betritt er am liebsten die Gefilde der Wahrheit, die mit unvergänglichen Blühten prangen; zieht die Seligkeiten eines reinen Herzens allen andern vor, und fühlt sich nie wonniglicher, als nach einer vollbrachten schönen That. Sein Drang nach Freuden der Art kennt keine Schranken, und wird durch jeden Genuß gesteigert. Gemäßigter benimmt er sich im Genusse der Erdenfreuden: er hascht nach ihnen nicht ungestümm, und hütet sich sorgsam vor Uebersättigung. Er weiß, im wilden Freudentaumel gehe oft die Tugend, und mit ihr

die Selbstzufriedenheit unter. Eigene und fremde Erfahrung sagen ihm, die wahre Freude sey immer stiller Natur, und wohne und walte im Innern — in der geheimen Tiefe des Herzens; übermäßige Erdenfreude gleiche dem Wohlgefallen an der Lieblichkeit des Weins, der anfangs den Gaumen lieblich reizt, dann die Stimmung aller Nerven erhöht, zur Heiterkeit und Vergessung aller Sorgen bringt, bald aber auch zur Vergessung des Anständigen und Schicklichen, zuletzt betäubend zur Vergessenheit der Ehre, der Unschuld, und zur viehischen Bewußtlosigkeit führt; auf zu viel Freude folgen meistens Erschlaffung, Eckel und Traurigkeit, was der menschlichen Natur nach nicht wohl anders seyn könne, weil zu viel Freude nothwendig das Blut in zu große Wallung bringe, als daß nicht endlich unangenehme Empfindungen daraus entstehen sollten ꝛc.

Unter allen Erdenfreuden stehen die häuslichen oben an. Wo von diesen die Herzen erwärmt werden, da ist mehr Eintracht; da kennt jeder seine Pflicht besser, vollbringt jeder muthiger sein Tagwerk, bietet jeder williger dem Andern die Hand, wenn diesem die Arbeit sauer werden will. Frohe Seelen sind von Natur aufgelegter zur Tugend und Menschenliebe. Daher läßt sichs der Weise stets angelegen seyn, mit kluger Sorgfalt die Flamme häuslicher Freude zu nähren, anbei aber auch sich und die Seinigen zum möglichen Leidenskampf bereit zu halten, weil hienieden keine Freude ganz ungetrübt und von bleibender Dauer ist. Seinen Lieblingsspruch hat ihm Salis aus dem Herzen geschrieben.

Trag' ein Herz den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen;
Denk' des Sturms bei heitrer Zeit! —

139. Freundschaft.

Kein Name wird so oft und so sehr mißbraucht, als der heilige und ehrwürdige Name der Freundschaft; und doch vermag nichts zur Belebung und Stärkung eines edeln und sich

selbst treuen Sinnes mehr beizutragen, als sichere, seelenvolle Freundschaft. Sie ist nicht immer in der Wirklichkeit, was sie heißt. Der schöne Name weiset auf eine Verbindung hin, bei welcher die edelsten Neigungen des menschlichen Herzens wirksam sind, welche von jeher die Pflegerin der erhabensten Tugenden, die Mutter der gemeinnützigsten Thaten, die Gebärin der reinsten Freuden war, und die beßten Menschen aller Zeiten begeisterte, Hohes und Schweres zu vollbringen. Aber durch menschlichen Leichtsinn ist es so weit gekommen, daß der so bedeutungsvolle Ausdruck im Munde der großen Menge sehr zweideutig ward, und man damit nicht selten flüchtige Verbindungen, die eben so plötzlich wieder aufgelöset werden, als sie plötzlich geknüpft worden sind, bezeichnet. Die leichtesten Bekanntschaften, so wenig Antheil das Herz daran nehmen mag, die leichtsinnigsten Verbrüderungen, zum bloßen Vergnügen gestiftet, sogar schändliche Bündnisse, zur Beförderung des Lasters, zur Ausführung abscheulicher Entwürfe geschlossen, heißen fast allgemein Freundschaft. Was traulicher Herzensverein zum Guten seyn sollte, ist zum elenden Gewebe niedriger Bekanntschaften, das an den schwachen Fäden flüchtiger Zuneigung, eigennütziger Absichten, künstlicher Verstellung, oder wohl gar gemeinschaftlicher Fehler und Ausschweifungen hängt, entartet, das jede Veränderung des Lebens in Verwirrung bringen, jeder Hauch des widrigen Glücks zerblasen kann.

Der Bund, den Menschen miteinander schließen, und Freundschaft nennen, ist des schönen Namens nicht werth, wenn er nicht wechselseitige Besserung zum Endzwecke hat. Zwischen schlechten Menschen besteht keine wahre Freundschaft. Der Name wird entweiht durch einen Verein, der Niedrigeres, als strenge Berufstreue, gemeinnützige Thätigkeit und höhere Tugend bezielt, und der weniger auf gleichgestimmter guten Denkungsart, als auf kleinlicher Zumuthung irgend einer Leidenschaft beruht. Auch ein Verein, der nicht mehr ist, als Folge natürlicher Triebe und stark empfundener Bedürfnisse, und dem das Heiligste, die Weihe der Religion, fehlt, steht noch tief unter der Freundschaft, nach ihrem Wesen be-

trachtet. Der Mensch, der gleichgültig gegen die erhabensten Wahrheiten ist, der die edelsten unter allen Empfindungen gar nicht kennt, der die heiligsten unter allen Beweggründen zum Guten gar nicht achtet, ist für alles eher, als für wahre Freundschaft empfänglich. Wer möchte den zum Vertrauten seines Herzens wählen, dem Gott selbst, der Urheber aller Seligkeit, gleichgültig, und Religion das Letzte ist? — Wie kann da, wo Menschen ohne Religion sich befreunden, auf die Dauer Gutes gedeihen? Wie ist da Wetteifer gedenkbar in der Erkenntniß der Wahrheit zu wachsen, jeden Fehler abzulegen, immer mehr Liebe zum Guten zu fassen, immer geübter und treuer in der Beobachtung seiner Pflichten zu werden, die Geistes- und Herzensbildung nach allen ihren Theilen zu befördern, und dazu jedes von der Vorsehung angebotene Mittel zu benutzen? Und was ist Freundschaft, wo dieser Wetteifer fehlt, mehr, als ein leerer Name? Werden sogenannte Freunde immer einander redlich und treu beistehen? Werden sie einander ihre Bedenklichkeiten und Zweifel, ihre Entdeckungen und Ueberzeugungen immer ohne Vorbehalt mittheilen? Werden sie einander immer freimüthig und redlich die Wahrheit sagen, erinnern, warnen, und zu allem, was recht und gut ist, ermuntern und antreiben? Werden sie einander nie hintergehen, wenn Vortheil sie lockt? Nur unter dem milden Einfluß der Religion behauptet die Freundschaft ihre eigenthümliche Würde, und giebt, wo es der Pflicht gilt, eine Ausdauer und Kraft, der kein Opfer zu schwer ist. Hoch steht sie über der Tochter des Eigennutzes und der Wollust, die man so oft mit ihrem Namen bezeichnet und beschöniget.

Freundschaft, im lautern Sinne, ist guten Menschen Herzensbedürfniß, das sie nicht unbefriedigt lassen können. Ohne Freunde leben ist ihnen der halbe Tod. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, Freundschaft sey des Lebens größter Schatz, freilich aber nur denen, welche ihn zu bewahren wissen. Daher der gemüthliche Pfeffel:

Die Freundschaft ist die beste Blume,
Die hier auf Gottes Erde blüht,

Und die sich frisch erhält zum unvergessnen Ruhme,
So viel auch Neid und Stolz des Giftes um sich sprüht.

Ein Thor daher, wer auf den Wegen
Des kurzen Lebens sie nicht pflückt,
Nicht unter lauten Herzensschlägen
Sie fest an seinen Busen drückt.

Wir sind von Natur geneigt, mit gewissen Menschen in einen vertraulichen Herzensbund zu treten. Unser Gefühl für alles Vollkommene ist meistens so lebhaft, daß wir von Jedem angezogen werden, der durch gewisse Vorzüge sich auszeichnet. Diese Zuneigung wird um so stärker, je ähnlicher seine Denkungsart, sein Geschmack und sein ganzer Charakter dem unsrigen ist. Wir nehmen gern Theil an den Veränderungen und Schicksalen aller, die unserm Herzen besonders theuer sind, und werden um so tiefer davon gerührt, je mehr Hochachtung wir bereits gegen sie empfinden, und je werther sie uns ihrer Vorzüge wegen geworden sind. Wir finden es endlich ehrenvoll und schön, mit ausgezeichneten Menschen in Verbindung zu stehen, und von ihnen gekannt und geliebt zu werden. Wir fühlen uns unglücklich, wenn wir Niemand haben, dem wir uns vertraulich mittheilen, und gegen welchen wir über alles, was uns wichtig ist, was uns bekümmert oder erfreut, uns unbedenklich erklären können. Wir können uns unmöglich überall selber helfen, und uns, wenn wir Beistand brauchen, an den nächsten Beßten werden; es muß Jemand da seyn, dessen Gesinnungen uns bereits bekannt sind, und dem wir uns anvertrauen können, ohne eine kalte Aufnahme, ohne eine abschlägige Antwort befürchten zu müssen. Viel zu mannigfaltige. für zu schwer für unsre Schwachheit sind die Uebel dieses Lebens, als daß wir sie allein gehörig tragen könnten. Wir sind nicht immer im Stande, uns selber zu rathen, zu trösten, zu helfen, zu retten; wir können in Fälle kommen, wo allein noch ein Freund in der Noth uns beistehen, im Elende uns erleichtern, und uns, wenn wir von aller Welt verlassen da stehen, die rettende Hand bieten kann.

Ueber bewährte Freundschaft geht durchaus nichts in der Welt, und unbedenklich darf der Unglücklichste, der einen redlichen Freund gewonnen hat, sagen:

Dürftig nenne mich nicht! Mein ganzes Leben ist Reichthum.

Schlägt nicht im reinen Genuß heiliger Freundschaft mein Herz? —

So entschieden der Werth ächter Freundschaft ist, um so größere Bedächtlichkeit ist bei der Auswahl eines Freundes vonnöthen, wenn er mehr als ein flüchtiger Schatten seyn soll, der nur so lange in unserm Gefolge bleibt, als uns die Glückssonne bescheint. Bei der Unmöglichkeit, das menschliche Herz ganz zu ergründen, bei den unzähligen Verderbnissen, mit denen es angesteckt seyn kann, bei dem verführerischen Schein, welchen sich zuweilen auch das Laster zu geben weiß, bleibt es immer eine schwere Aufgabe, in der Auswahl eines Freundes gar nichts zu versehen, und so sicher zu gehen, daß der Wählende nicht an einen Elenden gerathe, der entweder Absichten auf seine Unschuld und Tugend hat, oder ihn unter dem Vorwande der Freundschaft mißbrauchen und zum Werkzeug seiner Leidenschaften machen will. Das untrüglichste Mittel an einen wahren Freund zu kommen ist Bedingung strenger Rechtschaffenheit. Wie bald werden sich Verführer aller Art von dem entfernen, wie wenig die, welche nur Vergnügen und Unterhaltung suchen, bei ihm ihre Rechnung finden, so bald sie merken, was und wie viel er von dem fordere, der sein Freund werden will? — Nur die Freundschaft ist des Namens werth, die zwischen Menschen besteht, welche sich wechselseitig hochzuachten Ursache haben. Wer es mit Pflicht und Tugend nicht redlich meint, mag wohl auf einige Zeit Freundschaft heucheln, aber verhüten wird er's nie, daß nicht zu seiner Beschämung früher oder später der trügliche Schleier abfalle.

140. Friede.

Eintracht und Friede ist die Grundlage der Kraft, und hat die Weihe der Erfahrung. Ohne Friede sind ganze Völker,

wie einzelne Menschen, dem Verderben Preis gegeben. Wo die geistigen oder physischen Elemente gegen einander im Kampfe liegen, und die Gesammtkraft zersplittert ist, gedeiht nichts Großes. So wenig der Mensch, dessen Herz vom Sturm der Leidenschaften bewegt wird, Hohes zu vollbringen im Stande ist: eben so wenig, und weniger noch, vermögen das Familien, Gemeinden und Völker bei innern Gährungen und Zerwürfnissen. Friede ist die Grundlage aller menschlichen Wohlfahrt. Ohne innern Frieden ist der Mensch ein Spielball aufgereitzter Leidenschaften; ohne innern Frieden wird eine Gemeinde, ein Land durch widerstrebende Partheiungen zerrissen, und dem gähnenden Abgrunde des Verderbens immer näher gebracht. Wo kein Friede ist, da kann auch keine Seelenruhe, keine Vereinigung der Gemüther, kein Wetteifer einander das Leben zu verschönern, kein Gottessegen seyn. Das glänzendste Leben der Reichen und Vornehmen wird zur unausstehlichen Qual, wenn ihm die Anmuth des Friedens fehlt. Einander unversöhnlich hassen und verfolgen ist Satans Werk, und macht die Erde zur Hölle.

So dringendes Bedürfniß für Menschen der Friede ist, so wahr ist es doch auch, daß hienieden ein wahrer ungestörter Friede unter die frommen Wünsche gehöre. Je weiter der Mensch im Alter vorrückt, und über den Rosenpfad der Kindheit hinaus kömmt, desto dunkler wird meistens sein Lebensweg, und mit desto mehr Gefahren hat er es aufzunehmen, die seines Bewußtseyns tiefen Frieden zu erschüttern drohen. Menschliches Leben ohne allen Kampf, mag er von Innen oder Aussen kommen, ist hienieden gar nicht gedenkbar:

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur wo es nimmer schlägt.

Salis.

Mit dem bürgerlichen und öffentlichen Volksleben ist's nicht anders. Es giebt so mancherlei, wodurch dessen Ruhe unvermeidlich gestört wird. Ungleiche Interessen, die unmög

lich immer zu befriedigen sind, werden eine nie versiegende Quelle öffentlicher Zerwürfnisse bleiben. Ein ewiger Friede ist keinem Volke auf Erden beschieden; denn der Krieg, eine nothwendige Folge der Mängel der Welt, der Gebrechlichkeit der Menschen, seiner Leidenschaften und niedrigen Triebe, wird wechselweise alle Völker des Erdbodens heimsuchen, so lange die Erde nicht ein Paradies, und die Menschen nicht Engel seyn werden. Oft schon lebte nach Kriegen, für heilige Zwecke geführt, mit verjüngter Kraft herrlich wieder auf, was in lebloser Erstarrung dem Untergange nahe lag. Es ist schon viel gethan, wenn es den Völkern erlaubt ist, länger auszuruhen. Wäre hienieden auch ein ewiger Friede möglich: er würde von den Fürsten eben so wenig gehalten werden, schrieb schon Voltaire, als ein Friede zwischen den Elephanten und Nashörnern, zwischen den Wölfen und Hunden. Es liegt in der Natur der fleischfressenden Thiere, einander bei der ersten Gelegenheit zu zerreissen.

Es giebt kein größeres, heiligeres Geschäft, als die Herstellung des Friedens nach einem langwierigen blutigen Krieg. Die Humanität selbst soll bei dem Verhör kämpfender Völker zu Gericht sitzen; an der Seite der Gerechtigkeit wird sie keine vorgefaßte Meinung, keinen Grundsatz der Gewaltthätigkeit als Zeugen zulassen, sondern den erhabenen Zweck bürgerlicher Gesellschaft in dem großen Proceß der Völker zu erforschen suchen. Wo das nicht geschieht, und das Wort der Uebermacht allein entscheidet, da ist schlecht für Völkerruhe gesorgt. Ein Friede, der nur den Krieg, und nicht die Ursachen des Kriegs hinwegnimmt, wird nie von langer Dauer seyn. Kein allzuharter Friede, keiner, wobei der Besiegte seine politische Unmündigkeit zu unterzeichnen genöthiget war, pflegt gewöhnlich länger zu dauern, als die Ohnmacht des Gedrückten. Schon die außerordentliche Menge der Friedensschlüsse zeugt von ihrer kurzen Dauer. Es giebt der angeblichen ewigen Frieden so viele; und doch wollte seither des Kriegens kein Ende werden. Oft waren sie nichts weiter, als Präliminarien künftiger Kriege; viele schienen sogar noch in neuerer Zeit die Natur der Winterquartiere angenommen zu

haben. Frankreich allein hatte in 150 Jahren nur mit Spanien 22 Friedensschlüsse errichtet. Der schnelle Wechsel zwischen Krieg und Frieden in der neuesten Zeit ist noch in zu frischem Andenken, um seiner ausführlicher zu erwähnen. Ob der Welt im heiligen Bunde das Mittel gegen diesen schnellen Wechsel gegeben sey, ist so lange schwer zu glauben, als die Fürsten, die ihn geschlossen haben, und ihre Nachfolger Menschen seyn werden. Alles Menschliche, und gehe es auch vom Throne aus, ist, wie der Mensch selbst, wandelbar.

141. Fröhlichkeit.

Der gute Mensch, der mit unverstimmter Seele um sich her schaut, und die zahlreichen Quellen der Lust und Freude bemerkt, die ihm offen stehen, kann unmöglich grämlich und trübsinnig werden. Fröhlichkeit ist ein wesentlicher Zug in seinem Bilde, und an ihm bewährt sich Körners Spruch:

Wer das Leben liebt, und den Tod nicht scheut,
Geht fröhlich und frei durch die sinkende Zeit.

Der Mensch ist nicht für ein scheues, düsteres Anachoretenleben, nicht zu einer übel verstandenen Abgeschiedenheit von der Welt, nicht zu einer steifen, mürrischen Frömmelei geschaffen, die einst das abergläubige Mittelalter pries. Wer das Bewußtseyn redlich erfüllter Pflicht hat, darf und soll seines Lebens froh seyn. Tugend ist weder reitzend noch geeignet, zur Nachfolge einzuladen, wenn sie in trauriges Gewand sich hüllt, und in unfreundlicher Gestalt sich zeigt. Der Edle erfüllt seine Pflicht mit der größten Pünktlichkeit, ohne die Anstrengung sonderlich merken zu lassen; er übt die Tugend, ohne darum mit der auffallenden Miene eines Sonderlings aufzutreten; sie ist ihm nicht Störerin, sondern Quelle der Freude; selbst auf rauhem Wege, den die Vorsehung ihn gehen heißt, bricht er aufmerksam und dankbar jede Blume der Freude; selbst bei ungünstiger Wendung seiner Lebensereignisse behauptet sich sein heiterer Sinn, und er denkt: Leiden seyen selten so bitter und anhaltend, daß sie nicht wieder durch darauf folgende Freuden versüßt werden.

142. Frömmelei.

Frömmelei ist Spiel mit Frömmigkeit, und der Frömmler ist ein Mensch, der sich über Andere härmt, daß sie keine reinen Geister sind. Es ist der Frömmelei eigen, Andern in eingebildeter Heiligkeit alles für Sünde anzurechnen, in dem sie gegen eigene Laster blind ist. Frömmelei und Heuchelei sind oft verschwistert; dem Frömmler, wie dem Heuchler, gilt meistens die Form mehr, als die Sache, der Schein mehr, als die Wirklichkeit. Leute, welche der Frömmelei sich hingeben, haben viel Aehnliches mit Grundeln, die sich bei herannahendem Gewitter aus Angst in den Sand wühlen; gewöhnlich sind Begebenheiten im Anzuge, die ihr Herz in Aufruhr bringen. Es fehlt nicht an Beispielen vornehmer Wüstlinge, welche an ihrer Lebensneige die Furcht vor Hölle und Satan den rettenden Anker der Frömmigkeit in die Hand legte. Zuweilen siedelt Frömmelei sich sogar unter Menschen an, welchen es vor kurzem noch als vornehmer Lebenston galt, muthwillig allem Heiligen Hohn zu sprechen. Einige Spötter wollen behaupten, daß solche Menschen nur die Frommen spielen, weil sie bei dem heiligen Bunde als Laquaien angestellt zu werden wünschen!

143. Frömmigkeit.

Frömmigkeit ist mehr als äusserer Dienst, den man der Gottheit zu erweisen glaubt, mehr, als ein Gepränge mit Ceremonien, mehr, als bloßes Bekenntniß des Glaubens an Gott, mehr, als Gebet und Ausdruck ehrfurchtsvoller Gesinnungen gegen ihn, der auch lasterhaften Menschen zu Gebote steht; sie ist lebendige Anerkennung unserer Abhängigkeit von Gott, sie ist herzliche Gottergebenheit, sie ist freudiger Gehorsam gegen Gottes heiligen Willen, sie ist beharrliche Geneigtheit, jedes Gebot der Pflicht mit steter Hinsicht auf diesen heiligen Willen zu erfüllen, sie ist die trauliche Gesinnung, wodurch wir uns selig in Gott fühlen, sie ist die Tugend selbst, wie fern sie die Frucht eines Gott ergebenen Herzens

ist. Man kann fromm seyn, ohne beständig an Gott zu denken.

Der kennt und ehret Gott, der ihm zu gleichen trachtet,
Und seine Stimme nie in der Natur verachtet.

Wahre allgemein verbreitete Frömmigkeit bringt der Welt Segen, der nicht zu berechnen ist. Durch sie gedeiht innerliche Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft; durch sie sind die Rechte Aller gesichert, unter ihrem wohlthätigen Einfluß gewinnen die Landesgesetze an Achtung, aus welcher Freiheit und Ruhe aller hervorgehen, die der bürgerlichen Gesellschaft angehören. Wo ächte, bewährte Frömmigkeit die herrschende Gesinnung des Volkes ist, da weiß jeder, woran er ist, und erhält, was ihm gebührt; da ist nicht zu besorgen, daß es je einzelnen Bösen gelingen werde, durch Umtriebe die bestehende Ordnung zu stören, und damit die Grundlage alles öffentlichen Wohls zu untergraben.

Regierungen und Männer in öffentlichen Aemtern des Staats sind unrecht daran, wenn sie sich fähig glauben, der Landesordnung unter einem Volke, das nicht fromm ist, Haltung zu geben. Vergeblich und völlig grundlos ist die Einrede so mancher Staatsklugen, welche die Religion unter ihrer Würde finden: der Staat genüge sich selbst, jeden nöthige schon sein eigener Vortheil, sich der eingeführten Ordnung zu fügen; das, was recht ist, sey allen ins Herz geschrieben, und schon Vernunft treibe jeden an, dem Gesetze in seinem Innern zu gehorchen; zur Uebergebühr wache noch eine äussere Gewalt über die Aufrechthaltung innerer Ordnung, eine Gewalt, die jeden strafe, der sie verletzt, und jeden schütze, der unrechtmässiger Weise angegriffen wird; die Furcht vor einem unsichtbaren Richter sey entbehrlich, wenn ein sichtbarer da ist, der auf der Stelle ahndet ꝛc. Ohne Religion, ohne frommen Volkssinn war noch nie ein Staat von langer Dauer; die gepriesenen Vortheile der bestehenden Ordnung werden nicht immer von allem Volke anerkennt, und schon oft glaubte man bei einer andern zu gewinnen; die Hoffnung, ein besseres

Loos zu erringen hat oft schon Empörungen erzeugt, Verfassungen umgestürzt, und namenloses Unheil über Völker und Nationen gebracht. Allerdings ist ein heiliges Gesetz allen in's Herz geschrieben; aber nicht selten wird es im wilden Sturm der Leidenschaft überhört; nicht immer ist es den Lüsten gewachsen, die im Menschen toben; er ist weder allzeit geneigt, noch stark genug, ihren Aussprüchen zu gehorchen. Wie wenig die Vernunft vermöge, uns allein zum Rechtthun zu treiben, beweisen leider nur zu sehr die vielen Ausscheifungen, Verbrechen und Greuelthaten, welche besonders da an der Tagesordnung sind, wo sich der Verfall der Religion am lautesten offenbart. Selbst der öffentlichen Gerechtigkeit ist gar oft der Arm abgekürzt; es giebt fast überall tausend Auswege, ihr zu entfliehen, tausend gefährliche Schlupfwinkel des Lasters, die sie nicht erreichen kann. Nein, nein sie ist nicht zu entbehren jene Hinsicht auf Gott, jene Ehrfurcht vor einem allwissenden Richter, der zugleich heilig und allmächtig ist, und dem kein Lasterhafter entfliehen kann; sie ist nicht zu entbehren jene heilige Scheu vor dem Allgegenwärtigen und Ewigen, der noch jenseits vergilt; sie ist nicht zu entbehren jene Gottergebenheit und Frömmigkeit, die allein dem menschlichen Herzen Zuversicht und Kraft giebt, unter den herbsten Schlägen des Mißgeschicks treu zu bleiben. Je allgemeiner die Frömmigkeit im Volke herrscht, und je mehr sie die Herzen aller Bürger durchdringt: desto mehr verschwindet aller Eigennutz; desto mehr beugen sich alle Neigungen unter das Gebot der Pflicht; desto wirksamer ist die Kraft aller Gesetze; desto mehr Gutes wird auch im Verborgenen gethan; desto freier und williger geschieht alles, was die bestehende Verfassung heischt.

Nicht minder groß ist der Frömmigkeit Einfluß auf fortschreitende Menschenbildung. Man kann es allerdings nicht in Abrede stellen, daß innerer Antrieb, natürliche Lebhaftigkeit großer Geisteskräfte, Hoffnung wichtiger Vortheile, daß der unwiderstehliche Reitz der Ehre und des Ruhms, daß günstige Umstände und ermunternde Gelegenheiten ungemein viel beitragen können, die Menschen in Thätigkeit zu setzen, die Uebung aller ihrer Fähigkeiten zu befördern, sie für Künste und

Wissenschaften, und für alles, was gut und groß ist, zu gewinnen, und mit einem Worte ihre Bildung zu erleichtern. Aber, so wahr das alles seyn mag: so bleibt doch allgemein herrschende wahre Frömmigkeit, wie das sicherste, so das wirksamste menschliche Bildungsmittel. Wo alles vom Eifer beseelt ist, den Willen Gottes zu thun, und vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel; wo Jedermann, von Liebe zu Gott erglüht, nach Kräften Gutes zu stiften strebt: da wird unfehlbar jede vorhandene Kraft erwachen und in Bewegung gerathen; jeder wird da mit strenger Gewissenhaftigkeit auf die Forderungen des Berufes achten, die von der Vorsehung ihm angewiesen ist; alle werden da mit einander in allem, was gemeinnützig und löblich ist, wetteifern, und brüderlich einander bei ihren Bemühungen unterstützen; da werden unter dem Einfluß eines frommen Sinnes alle wohlthätige Anstalten sichtbar gedeihen; da wird Gott gefällige Tugend an der Tagesordnung seyn. Nichts giebt einem Volke mehr Würde, als Ordnungsliebe und Pflichteifer, auf wahre Frömmigkeit gebaut; Frömmigkeit, wenn sie ein stehender Zug im Charakter eines ganzen Volkes ist, flößt allgemeines Zutrauen ein, und ist zugleich eine heilige Schutzwehr, die tausend Angriffe von aussen abhält. Die Gerechtigkeit, mit der es entscheidet, die Redlichkeit, die in seinen Verhandlungen herrscht, die Treue, mit der es seine Verträge erfüllt, die Billigkeit, die es gegen andere Völker beobachtet, verwahren es gegen tausend Zwiste und feindselige Bewegungen, in welche andere Völker gezogen werden, die weniger fromm sind. Mit einem Volke, das stark durch fromme Eintracht ist, wird es so leicht kein anderes aufnehmen; jedes wird vorziehen, mit ihm im guten Vernehmen zu stehen. Wie es die Rechte aller andern ehrt, so werden auch andere so leicht sich's nicht beigehen lassen, die seinigen zu kränken. Wer es mit Gott hält, der darf mit Zuversicht auf seinen Schutz rechnen. Noch nie hat der Herr seine Vaterhand von einem Volke abgezogen, das, treu der Pflicht, auf ihn sich verlassen hat. Wahre Frömmigkeit hat die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens.

Da nun Frömmigkeit in jeder Beziehung so wichtig und

ihr Einfluß auf Menschenwohl so entscheidend ist: so sollte Jeder es für unerläßliche Pflicht halten, nicht nur selbst fromm zu werden, sondern auch das Mögliche zu thun, daß bei andern Frömmigkeit in Aufnahm komme. Aber leider wird es immer mehr Gewohnheit, alles, was fromm heißt, und darauf Bezug hat, mit Gleichgültigkeit aufzunehmen, und in dieser Gleichgültigkeit wohl gar eine Ehre, einen Beweis höherer Aufklärung zu suchen. Je höher die Stelle ist, die man im Staate einnimmt: desto mehr findet man's unter seiner Würde, mit dem sich zu befassen, was unter den Begriff der Frömmigkeit fällt. Man scheint wohl nicht zu bedenken, daß alle Menschen gleichen Sittengesetzen unterstehen; daß es im Gebiete der Moral keine Privilegirten gebe, und daß innre Ordnung, fortschreitende Bildung, ächte Ehre, öffentliche Sicherheit und allgemeine Wohlfahrt ohne ächte Frömmigkeit aller Stände unmöglich bestehen können. Jedes Volk ist seinem Verderben nahe, von dem die Frömmigkeit gewichen ist. — Tugend erhöhet ein Volk; die Sünde bringt ihm den Untergang.

144. Frohsinn.

Von Frohsinn gilt, was oben von Fröhlichkeit gesagt wurde. Frohsinn, welcher auf des Menschen Angesicht glänzt, ist ein Zeuge seiner innern Selbstzufriedenheit, und belebt seinen Muth, wenn ihn Ermüdung auf seinem Lebenswege befällt. Was mit Freude gethan wird, das wird leichter vollbracht und besser geleistet. Den Mann heitern Sinnes beugt so leicht kein Unfall; er weiß: die Sonne scheine nie lieblicher als nach einem Ungewitter, und dem Menschen könne so wenig alles hienieden nach Wunsche gehen, als ein ewig heiterer Himmel und heller Sonnenschein unserer Erde beschieden ist; auch sey die bitterste Arznei meistens die wohlthätigste. Daher das Lob, welches Bürde dem Frohsinnigen spricht:

Wohl dem Manne, dessen Herz
Sich nicht so leicht verstimmt,
Dem nicht ein jeder kleiner Schmerz
Die heitre Laune nimmt!

Mit frohen Menschen verkehrt Jeder gern, und fühlt sich wohl in ihrem Umgange; dagegen läßt sich Niemand gern mit finstern und trübsinnigen ein, und weicht ihnen aus, wo er kann, weil er sich selbst ohne Noth das eigene Leben nicht verdüstern mag. Trübsinn ist dem menschlichen Lebensgenusse, was Mehlthau einer zarten Pflanze; Berührung ist dort, wie hier, erblich und ansteckend.

Frohsinn ist nicht Leichtsinn, und der versündigt sich an der Menschheit, der grämlich wird, wenn andere froh durch's Leben gehen. Die Erde ist wohl kein Himmel, aber noch weniger ein Jammerthal. Die Menschen sind keine Engel, aber eben auch keine Teufel. Wir sind einander nicht zur Plage von der Vorsehung auf diese Erde gesetzt. Die Liebe, welche Gott uns ins Herz legte, ist unverkennbarer Wink, daß wir einander das Leben verschönern, nicht verdüstern sollen.

145. Frucht.

Daß alles, was in Zeit und Raum da ist, Frucht bringe, ist Forderung der Natur. Die Zeit, welche keine Frucht bringt, verdient keinen Namen. Jede leer ausgehende Minute ist unwiderbringlich verloren. Des Ackers Bestimmung ist, daß er dem Landmann seine Mühe durch eine ergiebige Erndte vergelte. Der unfruchtbare Baum verdient kein besseres Loos, als daß man ihn umhaue und damit einheitze. Wo Kraft ist, da ist man zur Erwartung berechtiget, daß sie zum Segen des Ganzen wirke. Dem Menschen ist darum Vernunft verliehen, daß er jede Kraft beherrsche, und ihr zum Segen die erforderliche Richtung gebe. Er vermag viel, wenn er ernstlich und kräftig will, und sich seiner geistigen Ueberlegenheit zu bedienen versteht. Sogar des Blitzes zerstörende Kraft weiß er zu wenden.

Der Mensch, mit Vernunft begabt, darf, wo es der Regsamkeit zum Segen des Ganzen gilt, nicht zurück bleiben hinter der blos organischen Natur. Er wäre nicht werth, die Krone der lebendigen Schöpfung zu heißen, wenn er sich be-

gnügte, im großen Garten Gottes unter den zahllosen fruchtbringenden Pflanzen als ein verdorrter Baum seinen Platz einzunehmen; wenn er, wo alles Leben ist, in dumpfer Unthätigkeit hinbrütete; wenn er seine edlern Kräfte nicht auf Zinsen legte; wenn er nicht durch Thun oder Denken wohlthätig die ihm verliehene Lebenszeit bezahlte, und in sie ein Samenkorn streute zu unendlicher, immer fortgehender Vollkommnung seines Geschlechtes. —

146. Furcht.

Lebhafte Besorgniß der Gefahr und daraus entstehende Angst und Beklemmung des Herzens heißt Furcht, die verschiedene Abstufungen hat. Furcht ist der Gegensatz von Hoffnung, und mit Furchtsamkeit nicht einerlei. Furcht ist wirklicher Affekt, Furchtsamkeit dazu nur die Anlage; Furcht wirkt unwillkührlich und vorübergehend, Furchsamkeit liegt im Charakter, und ist bleibend. Jeder Mensch ist mehr oder weniger der Furcht unterworfen, was ihm wohlbekommt.

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.

Schiller.

Völlige Furchtlosigkeit ist nicht menschlich. Wer nichts fürchtet, kann leicht ein Böswicht werden; aber wer zu viel fürchtet, wird sicher ein Sklave. Das zu viel Fürchten verschiebt den richtigen Sehwinkel, macht Maulwurfhaufen zu Bergen, und raubt die nöthige Besonnenheit, ohne welche selten Gutes gedeiht. Wer überall Gespenster sieht, der geht nirgend sicher. Daher Utz:

Die Furcht macht alles groß, bebt vor den kleinsten Dingen,
Flieht stets, verwickelt sich in ihren eignen Schlingen,
Und strauchelt überall. —

Mit dem mäßigen Fürchten ists anders: es macht behutsam und bedächtlich, daß man immer vorerst die Stelle er-

forscht, die man betreten will. Für ein ganzes Volk ist Furcht gewöhnlich ein großes Band der innern Eintracht. Man fühlt das Bedürfniß, fest an einander zu halten, nie lebhafter, als wenn Angriff von Aussen droht. Schon oft haben sich Partheiungen im Innern gelegt, wenn große Gefahren von Aussen im Anzuge waren.

Sonderbar ists, daß der Mensch weniger fürchtet, wenn auch nur das wehrloseste Geschöpf, z. B. ein Kind, ein Hund, ein Vogel bei ihm ist. Die Erscheinung wird aus der Natur der Furcht selbst erklärbar. Furcht ist nämlich eine Art wachsender Schwermuth, erregt durch das Unbestimmte, Unendliche der Gefahr; hier hält also jede Beschäftigung, jede Zerstreuung die Einbildungskraft in Schranken. Zwar wird die Gesellschaft eines hiflosen Wesens über die wirkliche Gefahr nie täuschen, nie beruhigen können; aber sie hebt doch das unheimliche Gefühl der Einsamkeit auf, verhindert die Einbildungskraft, sich selbst zu quälen, und erleichtert durch Zerstreuung das Gemüth, und zersetzt die Angst, die um so mehr das Herz beklemmt, je mehr der Mensch sich selbst überlassen ist.

Der Mensch, wenn Furcht ihn anwandelt, zeige sich stärker als diese! Nicht die Furcht darf den Menschen, sondern der Mensch soll die Furcht beherrschen. Es ist mit der Furcht, wie mit jedem andern Affekt; sie kann keinen Nachtheil bringen, so lang die Vernunft das Uebergewicht behält.

Viele gefallen sich selbst, so ihnen die Macht zu Gebote steht, sich Andern furchtbar zu zeigen. Die Stolzen! sie bedenken wohl nicht: wer vielen furchtbar ist, habe auch viele zu fürchten. Wer hoch steht, bewährt seine Größe besser, wenn er sich so benimmt, daß man ihn mehr liebe, als fürchte.

147. Gabe.

Eine Gabe hat nur dann moralischen Werth, wenn sie Frucht eines guten, liebenden Herzens ist. Wer giebt, thue es gerne und freudig! Nur einen fröhlichen Geber hatt Gott lieb. Was ein Kompliment, mit einer Ohrfeige verbunden,

ist, das ist eine Gabe, gespendet mit Unwillen und Trotz, und unter einer Fluth bitterer Vorwürfe und roher Scheltworte. Nichts stoßt widerlicher ab. Wer sich fühlt, geht lieber leer aus, und zieht die größte Noth der reichsten Gabe vor, die ihm nicht anders als mit Grobheit geboten wird. Lieber lebenslang nichts als Wickenbrod und Wasser, als die niedlichste Herrenkost aus Gnade, die man mir bei jedem Bissen vornehm und derbe fühlbar macht!

Wer aus liebender Hand Gutes empfängt, sey dafür herzlich dankbar! Geschämigkeit läßt wohl beim Verlangen; sie verräth Zartgefühl, das Andern ungern lästig fällt; aber Geschämigkeit im Danken ist unausstehlich, weil sie auf dummen Stolz, und auf ein völlig verdorbenes Herz hinweiset, in dem die edlern Gefühle erstorben sind. Durch Undank legt man aller Welt den Beweis vor, daß man der empfangenen Gabe unwürdig war. Des Dankes darf kein Mensch sich schämen, wie hoch er sich auch nachher erschwungen haben mag. Dank, der dem empfangenen Guten entspricht, kann nur Ehre, nie Schande bringen.

148. Gastfreundschaft.

Gastfreundschaft ist fast so alt als die Gesittung der Völker. Jeder von einiger Bildung ward vom eigenen Herzen getrieben, sich eines Menschen mit Liebe anzunehmen, den hartes Bedrängniß zwang, die Heimath zu verlassen, und im fremden Lande sein Glück zu suchen. In Zeiten, in welchen noch keine öffentlichen Gasthöfe bestanden, wo der Fremdling für sein Geld Obdach und Pflege findet, war Gastfreundschaft jedem, den Noth oder Geschäfte in die weite Welt hinaustrieben, ein dringliches, unentbehrliches Bedürfniß. Ohne gastfreundliche Aufnahme wäre Verderben sein unvermeidliches Loos gewesen. Die Natur selbst ward also die Mutter der Gastfreundschaft; und so wird's begreiflich, wie es kam, daß Gastfreundschaft so bald bei allen Völkern des Alterthums fast allgemeine, sogar durch die Religion geheiligte, Sitte wurde.

Durch wachsenden gegenseitigen Menschen- und Völkerverkehr wurde die vorhin übliche Gastfreundschaft fast bis zur Un-

möglichkeit erschwert, und es mußte auf Errichtung eigener Gasthöfe ernstlicher Bedacht genommen werden, damit da Reisende gegen verhältnißmäßige Auslage Unterkommen und Wartung fänden. Für Gemächlichkeit der Gäste und gute Bedienung derselben zu sorgen, lag fortan die Aufforderung im Interesse jeden Gastwirthes. Wer viele Gäste haben und von seiner Wirtschaft reichlichen Gewinn ziehen will, dem muß daran liegen, daß er sich durch gute und reinliche Bedienung empfehle, und sich dafür nicht über Gebühr bezahlen lasse. Man betritt nicht sobald einen Gasthof, wo entweder die Bedienung schlecht war, oder zu starke Zeche gemacht wurde. Nirgends gedeiht das schnelle Reichwerden weniger, als in einem Gasthofe. Das durch Prellerei verlorene Zutrauen kehrt sobald nicht wieder. Die Interesse des Wirthes und der Gäste müssen einander gefällig begegnen, wenn jener und diese mit Zufriedenheit bestehen wollen.

So sehr man von der alten Sitte abgekommen, Fremdlinge ohne Unterschied gastfreundlich aufzunehmen, so hat man sich doch in neuerer Zeit nicht von aller Gastfreundschaft losgesagt. Noch oft versammeln sich gute Freunde bei einem traulichen Mahle, um sich zu erheitern und nach schwerer Berufsarbeit die Sorgen des Lebens unter Scherz und Becherklang im Weine zu begraben. Es wird für den Geschäftsmann zuweilen Bedürfniß, sich durch Unterhaltung der Art wieder zu erholen; zu viel Ernst erdrückt, wenn nicht von Zeit zu Zeit durch anständige Belustigung zur Freude gestimmt wird. Wer reinen Sinn für wahre Freude hat, achtet da wenig der Zahl niedlicher Gerüchte und Getränke; er zieht Unterhaltungen mit Freunden beim mäßigen Male jedem andern Genusse vor.

Verächtlich ist der Gast,
Dem man den Tisch mit einer Last
Von Speisen muß beschweren!

149. Gaunerleben.

Gauner, Vaganten, Vagebunden, Landstreicher, Strolchen sind fast gleich bedeutende Namen, und bezeichnen Menschen, welche bei Faulheit und Müssigang Andern als Diebe oder Bett-

ler ihren Unterhalt abnehmen, den sie sich selbst auf ehrlichem Wege erwerben könnten und sollten. Sie erscheinen unter verschiedenen Masken, bald als Marktschreier und Quacksalber, bald als Gaukler und Taschenspieler, bald als Kesselflicker, Zeinenmacher, Bürstenbinder ꝛc. Andere treiben ihr niedriges Gewerb ohne Larve, und nehmen unbedenklich mit, wessen sie unbeachtet habhaft werden können.

Am Strolchengesinde wirds nie ganz fehlen, wo es noch liederliche Leute giebt, die das Betteln nützlicher Thätigkeit in einem erhabenen Berufe vorziehen, und es gemächlicher finden, zu ihrem Fortkommen übelverstandene Barmherzigkeit mit ungestümer Zudringlichkeit in Anspruch zu nehmen, als sich mit saurer Arbeit den nöthigen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Von der Bettelei zur Gaunerei ist der Uebergang so leicht, daß zwischen beiden nur wenige Schritte liegen. Wer sich nicht schämt, bei Gesundheit und rüstigem Körperbau nach Almosen zu gehen, wird sich bald auch nicht mehr schämen, mit List oder Gewalt an sich zu bringen, was ihm mißbrauchtes Mitleiden reichlicher zu geben sich weigert.

Bettel- und Gaunervolk, das sich frei im Lande herumtreiben, und den gewerbenden Bürger ungehindert belästigen darf, dient zum anschaulichen Beweis, daß die Polizei in einem solchen Lande noch auf sehr niedriger Stufe stehe. Die Regierung, wie sie immer Namen haben mag, thut ihre Pflicht nicht, wenn sie nicht das Mögliche vorkehrt, die Gassen und Straßen vom müssigen Bettler- und Strolchengesindel freizuhalten. Wer im Staate lebt, und Kräfte hat, soll arbeiten, wenn er essen will! Es gewährt einen widerlichen Anblick, so neben zehn Zollgardisten kaum ein Polizeigardist zum Vorschein kömmt. Man sollte meinen, für so viele Abgaben, oft mit Härte herbeigetrieben, dürfe der Bürger wohl auch mehr Sicherheit im Innern des Landes ansprechen. Träge aufzurütteln, daß sie nicht ferner die Hände müssig in Schooß legen, dazu fehlt's keiner Obrigkeit an wirksamen Zwangmitteln. Für Arbeitsunfähige zu sorgen reichen gelindere Mittel hin, worüber gewiß keine Obrigkeit bei gutem Willen verlegen ist. Da, wo im Allgemeinen Wohlstand ein-

heimisch ist, bedarf es gewöhnlich mehr nicht, als eines fest erklärten Befehls von Oben, daß die betreffenden Gemeinden ihre wenigen Armen übernehmen. Geschieht einmal das, dann sind schon noch öffentliche Fonds auszumitteln, zur Nothdurft die Armen anderer Gemeinden zu unterstützen. Auf jeden Fall sollte keiner armen Familie in benachbarten Gemeinden Almosen gereicht werden dürfen, wenn sie sich nicht durch einen amtlichen Armuthsschein ausweisen kann. Dadurch würden unfehlbar Viele, die nun Almosen gehen, sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, ihren Unterhalt durch Arbeit zu suchen.

Wo es Leute giebt, denen das Betteln Beruf geworden ist; da werden in diesem Berufe wieder die Kinder nachgezogen, aus welchen dann allmählig ein wahres Zigeunergeschlecht heranwächst. Mangel an Zucht und Unterricht einer solchen Nachkommenschaft läßt wohl nichts Besseres erwarten. Es liegt in der Natur der Bettelei, daß aus ihr als Brut früher oder später sich die Gaunerei entwickle, eine der größten Landplagen.

Durch übelgeleitete Versuche armer Leute, nach Amerika auszuwandern, deren Mißlingen sich vorsehen ließ, erhielt das Bettel- und Gaunervolk furchtbaren Zuwachs. Da sie ihre ohnehin ärmliche Habe um die niedrigsten Preise abgesetzt, und den geringen Erlös dafür auf ihrer Wanderung durchgebracht hatten, so kamen sie im kläglichsten Zustande wieder ins verlassene Vaterland zurück, wo sie, meistens sich selbst überlassen, ohne Eigenthum, und oft ohne Arbeit, keinen andern Ausweg, sich mit den Ihrigen durchzubringen, vor sich hatten, als Betteln, was Vielen den Weg zum Gaunerleben anbahnte, und damit zu den gröbsten Lastern. Das Herz empört sich bei der traurigen Wahrnehmung der tiefen Versunkenheit, welche bereits schon Viele dieser Unglücklichen öffentlich zur Schau tragen. Möchte wenigstens zu ihrer Besserung die Obrigkeit das Mögliche vorkehren! Mit den bisher üblichen Strafen wurde dem Uebel kein Riegel geschoben. Noch bisher blieben die Zucht- und Arbeitshäuser und die Gefängnisse die hohen Schulen, wo das Bettel- und Gaunervolk einander zu den ausgesonnensten Ränken und zu den verworfensten Mitteln sich zu helfen abrichtete. Es fehlt nicht an zahlreichen Beispielen nicht ganz verdorbener Menschen, welche

sich da ihre völlige Ausbildung zum Gaunerleben geholt, und dem Straforte kaum entronnen, an berüchtigte Diebs- und Räuberbanden sich angeschlossen haben. Von ihrer Arglist und Gewandtheit im Stehlen, und allen Diebskünsten, zeugen die Geschichten vom Konstanzer-Hans, von Damian Hessel und andern Gaunern, welche in neuerer Zeit sich einen Namen machten. Um sich über vorhabende Einbrüche sicher besprechen und verständigen zu können, haben sie sogar eine eigene Wort- und Zeichensprache erfunden. Ihr Ansehen, besonders in Waldgegenden, ist so groß, daß es Bewohner einzelner Höfe oder kleiner Weiler nicht ohne Gefahr wagen dürfen, sie abzuweisen, wenn sie bei ihnen Obdach suchen. Oft darf sogar der Eigenthümer noch froh seyn, wenn er im eigenen Hause neben dem Strolchengesinde unangefochten Platz nehmen darf. Der Bescheid ist nach abgeschlagener Bitte um Herberge nicht ungewöhnlich: «Wenn ihr uns nicht aufnehmen, nicht behalten wollet, so behalten wir euch.» Den Gaunern liegt übrigens daran, solche Aufenthaltsorte zu schonen; es geschieht daher den Einwohnern derselben selten leids. Aber wehe Jedem derselben, wenn auf ihn der Verdacht des Verraths fällt! Gaunerrache ist furchtbar, und hat sich schon oft durch Mord und Brand abgekühlt. Die Obrigkeit treffe nach Gutbefinden für öffentliche Sicherheit ihre Vorkehrungen, nur mache sie es den Bewohnern solcher abgelegenen Höfe und Weiler nicht zur Pflicht, bei ihnen zusprechende Strolchen entweder zu verzeigen, oder sie wohl gar Handfest zu machen und einzubringen, weil da Leben und Vermögen auf's Spiel gesetzt werden müßte. Das Gaunergeschlecht ist schon zu weit verzweigt, als daß Einzelne es wagen dürften, ihre Blutrache zu reitzen. Dafür hat die Landespolizei ihre Diener, und die Macht, sie nöthigen Falls durch Zuzüger aus den Gemeinden zu verstärken. Für allgemein angeordnete Streifzüge kann es dem verworfensten Bösewicht nicht einfallen, an dem einzelnen Bürger Rache zu üben, wenn dieser anders bei der Gefangennehmung sich nicht vordrängt, um seinen Diensteifer zu zeigen.

150. Geberdenspiel.

Körperlicher Ausdruck dessen, was im Innern des Menschen vongeht, heißt Geberde. Geberden und Mienen sind von einander verschieden, wie das Allgemeine und Besondere. Miene ist bloß Seelenausdruck im Gesicht, die Geberde auch in Bewegung und Stellung des übrigen Körpers.

Einem Redner und Schauspieler muß alles daran gelegen seyn, Geberden und Mienen in seiner Gewalt zu haben. Worte ohne Mienen- und Geberdensprache machen kaum den halben Eindruck. Selbst geselligen Unterhaltungen fehlt die gehörige Lebendigkeit, wenn sich mit der Rede nicht der entsprechende Ausdruck in Mienen und Geberden verbindet. Wie die Natur für jede Seelenstimmung ihren eigenen Ton, so hat sie dafür auch ihre eigenen Bewegungen im Körper. In der Mienen- und Geberdenkunst ist daher die Natur die beste Lehrmeisterin. Alles Gezwungene stoßt ab, und entstellt den Menschen zum widerlichen Zerrbild. Man fühlt sich unwillkührlich zum Mitleiden hingezogen beim Anblick eines Redners, der verblüft da steht, während die Worte über seine Lippen fortrollen, und oft nicht weiß, wohin er mit den Händen soll. Fast sollte man glauben, daß ihm, was er spricht, mehr aus dem Gedächtniß, als aus dem Herzen komme, weil wahre Gefühle im Ausdruck bestimmter sind.

151. Gebet.

Durch das Gebet legt der Mensch einen unzweideutigen Beweis ab, daß er an ein Höheres ausser sich im All glaube. Würde der Unglückliche beten, wenn er im Nothdrange nichts sähe, als das Unglück, das ihn drängt, und nicht den Gott, der das Unglück zu wenden vermag? — Wenn unser Herz von einer frohen oder kummervollen Empfindung überströmt, und die Welt mit Allem, was sie in sich trägt, für unsere Freude oder für unsern Kummer zu eng ist: dann erheben wir uns zum Ewigen mit inniger Herzlichkeit; wir treten aus dem Reiche der Vergänglichkeit in das Reich des Geistes, in

unsere wahre Heimat über, und kehren von dannen neu gestärkt in den Kreis des Erdenlebens zurück; — wir beten.

Das Gebet, rein aufgefaßt, ist Unterhaltung des Geistes mit Gott, und Erguß der Gedanken und Wünsche vor Gott. Es ertheilt dem Geist eine Stimmung, und belebt ihn zu Gesinnungen, die kein Freund des Guten verschmähen kann. Macht uns schon der Umgang mit guten Menschen gut; was muß erst der Umgang mit Gott bewirken? Es bringt Früchte, deren Werth kein Erdengut aufwägt: es einigt das Irdische mit dem Himmlischen, das Zeitliche mit dem Ewigen, den Menschen mit Gott; es ist Herzenssprache des Kindes zum Vater im Himmel, ein im Grunde der Seele gelegener Seufzer zu dem, von welchem allein sichere Hilfe kömmt. Worte sind beim Gebete das wenigste, weil es seinem Wesen nach schweigende heilige Versunkenheit in Gott ist. Vor dem Allwissenden, der uns ins Herz sieht, bedarf es eigentlich keiner Worterklärungen, keiner geläufigen Rede, um ihn über unsere Bedürfnisse zu verständigen. Was unser Mund spricht, kann höchstens uns zum Festhalten guter Gedanken und Andern zur Erbauung dienen. Hauptsache beim Gebet ist immer die fromme Gesinnung, das Herz, das von der Erde sich losreißt, und demüthig zu Gott sich hinwendet, und anspruchlos sich an höchste Verfügung stellt.

Der Betende, wenn er aus der Fülle seines Herzens zu Gott spricht, ist in der größten und feierlichsten Verrichtung seines Lebens begriffen. Er tritt gleichsam aus sich heraus, um sich in die Gottheit zu versenken. Hände, Blicke und Seele emporgehoben zur väterlichen Gottheit, gewährt er einen Anblick, der selbst den rohen Wüstling bewegt, und ihm das beschämende Bekenntniß abnöthigt: wahrhaftig, dieser ist besser, als ich!

Das Bedürfniß des Gebetes dringt sich allen Menschen auf. Es betet der Fürst, wie ihn auch die feile Zunge des Schmeichlers preisen mag. Umflossen vom Glanz irdischer Herrlichkeit, dringt sich ihm doch unwiderstehlich die Ueberzeugung auf, daß über ihm ein höheres Wesen walte, und daß

mancher seiner Unterthanen besser sey, als er. Es betet der hohe Staatsbeamte, der im Gewühle seiner Geschäfte es fühlt, daß er einer höhern Leitung bedürfe. Sogar der Bösewicht sucht, wenn er bedenklich krank wird, die Angst seines Gewissens durch andächtige Seufzer zu mildern. Im Drange der Noth richtet überhaupt jeder Mensch seinen Blick zum Himmel, und gesteht dadurch unwillkührlich, daß der Glaube an Gebetserhörung ihm mit untilgbaren Zügen ins Herz geschrieben sey. Die christlichen Religionsurkunden gründen ihre beßten Verheißungen auf Gebetserhörung, daß es fast unbegreiflich ist, wie einzelne philosophische Denker sich's beigehen lassen könnten, diesen Glauben durch Vernunftgründe zu schwächen. Zu allen Zeiten galt gebildeten Völkern das Gebet als ein wirksames Mittel, den Geist, der unter anhaltenden Zerstreuungen und Sorgen zuweilen von seiner höhern Bestimmung abgezogen wird, wieder zu sammeln, und ihm auf das Eine was Noth thut, die gehörige Richtung zu geben; zu allen Zeiten haben Tausende darin Geisteserhebung, Trost, Seelenruhe, Befestigung in guten Vorsätzen, und bei den heftigsten Gemüthsbewegungen das Gleichgewicht wieder gefunden. Da die Richtungen, welche das kindliche Gemüth nimmt, die bleibensten zu seyn pflegen, so bleiben die Eltern, welche ihre Kinder frühzeitig zum Beten anhalten, der Natur des menschlichen Herzens näher, als so manche steife Pädagogen, die da meinen und behaupten, daß man religiöse Bildung einem reifern Alter vorbehalten müsse. Man kann Kinder, sobald sich ihre Vernunft zu entwickeln beginnt, nicht zu früh mit dem Heiligsten bekannt und vertraut machen, nicht zu früh fromme Gefühle in ihnen aufregen: auch der kindliche Verstand kann den Gedanken an ein höheres Wesen fassen, von welchem alles Gute komme; auch das kindliche Herz spricht der süße Name eines allgemeinen Menschenvaters an; auch das zu einigem Denken erwachte Kind ist frommer Gefühle fähig.

So nothwendig jedem Menschen das Gebet, und so wohlthuend dessen Kraft ist: so ist es doch nicht die Tugend selbst, sondern nur Weckungs- und Beförderungsmittel derselben. Wer gern und recht betet: dessen Herz ist gewiß auch nach dem Ge-

bet leichter; er fühlt sich zu allem Guten aufgelegter; er vollbringt williger und freudiger, was seines Berufes ist; seine Beharrlichkeit im Rechtthun nimmt zu; er blickt mit mehr Seelenruhe in die dunkle Zukunft, und nimmt es rüstiger mit jeder Lebensbeschwerde auf. Freilich gilt das nur vom Gebet, das Herzenssprache ist, und bei dem kindliche Demuth das Erste und Letzte, und Alles ist. Ein Gebet, das blos gesprochen, aber nicht gedacht und empfunden wird, das der Mensch aus Gewohnheit, gleich einer Drehorgel, herableiert, ist des Namens nicht werth.

Da ein wahres Gebet Erguß eines Gott ergebenen Herzens ist: so lassen sich eigentlich zum Beten keine Regeln geben. Man darf eben dem Kind nicht sagen, wie es mit seinem lieben Vater reden soll. Das Gebet ist, was es seyn soll — die reinste Weihe des Lebens, — wenn es ganz uneigennützig ist, und wenn wir am liebsten, am häufigsten, am dringlichsten für die große Sache Jesu, für Aufklärung, Besserung und Bildung der Menschen durch das Evangelium bitten. Der Mensch verkehrt die natürliche Ordnung der Dinge, wenn er durch Gebet mehr seine irdische Wohlfahrt, als die höhern Güter des Geistes und Beseligung durch Tugend erstrebt. Ein Gebet, dessen einziger, oder doch vornehmster Inhalt zeitliches Wohlseyn ist, verräth, wessen Geistes Kind der Betende sey. Es ziemt sich nicht, daß Christen, wie die Heiden, immer nur fragen: Was werden wir essen, was trinken, womit uns bekleiden? — Damit wird eben nicht gesagt, daß man bei leiblichen Bedürfnissen seine Zuflucht nicht zu Gott nehmen dürfe. Auch zeitlicher Segen kömmt von Oben, und fließt aus Gottes milder Vaterhand. Allein er muß doch immer der Hauptsache untergeordnet bleiben. Daher thut der Betende wohl, wenn in er Beziehung aufs Zeitliche Gottes heiligen Willen in den seinigen aufnimmt, und mit völliger Hingebung Alles dem anheim stellt, der da besser, als er selbst, weiß, was für ihn und andere gut ist.

Die beßte Anweisung zum Beten hat uns Jesus gegeben; sie liegt in der Formel, die von ihm den Namen trägt, und jedem seiner Bekenner geläufig ist. Kürzer und gründlicher

kann nicht dargestellt werden, wie man mit wenig Worten seine Empfindungen, sein wichtigstes Anliegen, seine gerechten Wünsche im Gebete Gott vortragen könne. Ein weiser Verstand, ein frommes und ruhiges Herz, Stärkung zur Erfüllung jeder Pflicht sind nach dieser Anweisung die vornehmsten Güter, um die wir bitten sollen. Dem ist kurz das Bescheidene angefügt: «Gieb uns heute unser tägliches Brod.» Nur heute — es ist genug! Jeder Tag hat seine eigenen Bedürfnisse, die wir immer wieder dem Vater im Himmel anheim stellen.

Da das Gebet ein Hauptbestandtheil der öffentlichen Gottesverehrung ist, so steht einzig dem das Recht zu, die Formulare dazu vorzuschreiben, dem von Amtswegen die Leitung der öffentlichen Gottesverehrung gebührt. Vom Staat vorgeschriebene Formeln verletzen das religiöse Gefühl. Die Politik darf ihr Spiel mit dem Gebete nicht treiben. Wenn die weltliche Regierung Gebete anordnet: so wird die Andacht durch den Gedanken an eine politische Absicht gestört. Die Kirchenvorsteher dürfen sich da nicht zu ministeriellen Drahtpuppen erniedrigen lassen, und viel weniger noch sich beim Volke als fürstliche Schmeichler verdächtigen, was ohne großen Nachtheil ihres so nöthigen Ansehens nicht abgeht. Ein vorgeschriebenes Gebet für den Landesherrn und seine Familie, was dazu immer die Veranlassung seyn mag, gleichet so recht einem Frondienste der Unterthanen in der Kirche. Es stößt gegen alle Begriffe der christlichen Demuth und der Gleichheit aller Menschen vor Gott an, die kirchliche Huldigung zu fordern. Statt des besondern Gebetes für den Fürsten sollte man bei dem Gebete für alle Menschen stehen bleiben. Der Christ, wenn er sein Herz ausgießt, thut es immer, wie gestellt in die Mitte der Menschheit, und betet mit gleicher Inbrunst für alle. Sein Gebet umfaßt mit gleicher Theilnahme Fürst und Volk, ja die gesammte Menschheit, als eine einzige Gottesfamilie. Siege oder Niederlagen, frohe oder traurige Ereignisse sind ihm weiter nichts, als Aufforderung von Oben, in dem Steigen oder Fallen der Reiche den Willen dessen anzuerkennen, der allein der Herr der Heerschaaren ist, und die Welt regiert. Er betet

am liebsten zu Gott um Gaben, die allen wohl bekommen: um Eintracht und Friede der Völker, um Wachsthum im Guten, um Wetteifer in Gottgefälliger Tugend.

152. Gebote.

Gebote sind allgemeine Regeln und Vorschriften, nach welchen wir unser Thun einrichten sollen. Ihnen stehen Verbote zur Seite, wodurch erklärt wird, was wir unterlassen sollen. Dem menschlichen Thun und Lassen giebt einzig die entsprechende Gesinung Werth. Wie die Gebote oder Verbote immer heißen mögen, so fließen doch alle ohne Ausnahme aus dem allgemeinen Gesetze, das von der Hand des Ewigen jedem Menschen ins Herz geschrieben ist: «Handle vernünftig! Handle so, wie du bei guter und ruhiger Ueberlegung selbst verlangst, daß alle andere unter gleichen Umständer handeln sollen!»

Alle Gebote, wenn sie aus dieser Quelle fließen, sind für uns wahre Wohlthaten, weil sie der Macht der Sinnlichkeit steuern und dem Willen die gehörige Richtung geben. Ihr Segen ist an unsern Gehorsam gebunden, der willig und freudig seyn muß. Ein gezwungener, durch Furcht abgenöthigter Gehorsam ist nicht nur lästig, und von keinem Bestande, sondern auch ganz werthlos vor Gott, der auf das ihm ergebene Herz sieht.

Wo das Gott ergebene Herz nicht den Ausschlag giebt, sondern der Befolgung eines Gebotes nur niedriger Sklavensinn zu Grunde liegt: da ist der Gehorsam des schönen Namens der Tugend nicht werth, weil Tugend die Frucht reinen Pflichtgefühls und Gott schuldiger Liebe ist. Wer aufrichtig das Gute achtet, und kindlich Gott liebt, fügt sich so willig als freudig jedem Gebote, so lästig seine Sinnlichkeit auch manches finden mag; weil eigentlich alle nur ein Gesetz sind, und alle im Willen des himmlischen Vaters zusammen fließen. Das große Gebot: Liebe Gott über alles, aus ganzem Herzen und mit aller Gemüthskraft! — fließt mit dem andern: sey rechtmäßiger Obrigkeit unterthan! — aus der gleichen Quelle.

Unter allen Geboten die bekanntesten sind die Zehn, welche einst Moses in der arabischen Wüste dem jüdischen Volke vom Berge Sinai herab brachte, und im Namen Gottes zur treuen Befolgung übergab, wodurch er zugleich Gesetzgeber der Juden, die fortan einen eigenen Staat bildeten, und Stifter ihrer Religionsverfassung wurde. Ob nun gleich diese Gebote nur den Juden gegeben sind: so verdienen sie es doch, da sie die wichtigsten Pflichten des Menschen aussprechen, daß sie auch von Christen heilig gehalten werden. Ihr eigentlicher Gesetzgeber aber ist und bleibt Jesus, der alles, was der Mensch thun muß, um Gott würdig zu verehren, und ihm wohlgefällig zu werden, bestimmt, kurz und vollständig durch das zweifache Gebot der Liebe aussprach, das er als die Summe des ganzen Gesetzes und aller der Lehren ausgab, die einst von den Propheten umgesetzt worden sind. Unstreitig ist diese zweifache Liebe, welche zugleich die Gott- und Menschheit umfaßt, die sicherste Auslegerin aller Forderungen Gottes an uns. Wer immer willig und freudig thut, wozu ihn Gottes- und Nächstenliebe auffordert, thut gewiß in allseitiger Beziehung seine Pflicht. —

153. Gebrechlichkeit.

Es ist eine demüthigende Wahrnehmung, daß uns ein großer Theil der Zeit, die wir hienieden zuzubringen haben, durch leibliche Gebrechlichkeiten verkümmert wird, die dann am meisten unsern willigen Geist niederhalten, wenn er sich empor schwingen, und im angewiesenen Berufskreise wirksam seyn will. Was uns beim herben Gefühle solcher Gebrechlichkeiten beruhigt, und mit unserm Schicksal zufrieden stellt, ist die Ueberzeugung, daß sie theils nothwendigere Folgen unserer sinnlichen Natur, theils Wirkungen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, theils gerechte Strafen eigener Vergehungen, aber doch zugleich auch weise Einrichtungen von Oben zu unserm Besten sind.

Unser Leib ist mit so vieler Kunst gebaut, ist so fein gegliedert, besteht aus so viel zarten, leicht verletzbaren Theilen, daß es an Wunder gränzte, wenn wir zeitlebens von allen Gebrech-

lichkeiten frei blieben. Eins von beiden war nothwendig: da zarte Empfindungen und unverletzliche Fühllosigkeit nicht neben einander bestehen; so mußte uns Gott entweder stumpfsinnig oder gefühllos schaffen, und somit uns aller vernünftigen Thätigkeit berauben, oder aber unsern Körper so bauen, daß wir fein und lebhaft empfinden könnten, und für Vergnügen und Schmerz gleich empfänglich wären. Es bedarf einer geringen Kraft, um ein feines Gewebe zu zerreißen; und wir wollten Unverletzlichkeit unsers zart gebauten Leibes mitten in einer Welt ansprechen, wo tausend Umstände unser Wohlseyn bedrohen, und Tod und Leben in beständiger Wechselwirkung sind!

So wenig ununterbrochenes Wohlseyn und gänzliches Freiseyn von allen Gebrechlichkeiten sich mit unserer sinnlichen Natur vertragen, eben so unverträglich sind sie mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, in die wir von der Vorsehung gesetzt sind. Es giebt da der Verbindungen, der Lebensarten, der Geschäfte, der wechselseitigen Dienstleistungen, die das menschliche Wohlseyn bedingen, so viele, daß die geringste Störung nachtheilig auf unser Befinden einwirkt, einwirken muß. Jede Lebensart hat ihre eigenen Gefahren; jedes Geschäft ist mehr oder weniger anstrengend. Alle nützliche Thätigkeit müßte stocken, und alle gesellschaftlichen Bande würden sich auflösen, wenn Niemand etwas wagen, Niemand anstrengend arbeiten, Niemand an seinen Kräften und an seiner Gesundheit etwas einbüßen wollte. Je größer die Gesellschaft ist, in der wir leben, und je mehr mir an allen ihren Veränderungen Antheil nehmen: desto mehr sind wir in Gefahr, unsern Körper vor der Zeit zu schwächen.

Sehr oft sind es eigene Vergehungen, die sich selbst durch mancherlei Gebrechlichkeiten empfindlich rächen, nicht selten sogar unvorsätzliche Fehler, die unserm Wohlbefinden nachtheilig werden. Schon Mancher, der im Schooße des Müssiggangs und der Weichlichkeit nur seinem Vergnügen lebte, hat durch Ausschweifungen in der Unmäßigkeit und Schwelgerei den Stoff zu den langwierigsten Krankheiten in sich aufgenommen; schon Mancher sich im Dienste der Wollust entnervt, und seine ganze Nachkommenschaft durch Vererbung seines angesteckten Geblütes

vergiftet; schon Mancher, von Zorn und Rache erglüht, sich zu Unbesonnenheiten fortreißen lassen, wofür er nachher zeitlebens als elender Krüppel büßen mußte; schon Mancher sich im Wirbel wilder Zerstreuungen und Lustbarkeiten Auszehrung geholt, daß er in seinen beßten Jahren zu einem abstossenden Schattenbild herabsank; schon Mancher im Gefühl seiner Kraft muthwillig sich gefährlichen Wagestücken unterzogen, was zeitliche Zerrüttung seines Körpers zur Folge hatte. Es fehlt selbst nicht an Beispielen, daß Weise durch ihren Eifer, durch ihre Arbeitsamkeit, durch ihre uneigennützige Großmuth zu weit sich führen ließen, und so das Opfer ihres guten Herzens wurden.

So natürlich indessen es mit allem dem zugeht: so ist doch eine höhere Hand nicht zu verkennen, die es wieder zum Guten wendet. Es ist weise Fügung der Vorsehung, daß selbst leibliche Schwachheiten und Gebrechen für unsern Geist wichtige Uebung und Bildungsmittel werden müssen, der sonst in träger Unthätigkeit hinbrüten würde. Durch sie ist der menschliche Geist in die Noth versetzt, auf Künste zu sinnen, die unser Leben erleichtern und mitunter sogar verschönern. Tausend nützliche Versuche und Kenntnisse, tausend Werke des Scharfsinns und der Kunst, tausend wohlthätige Einrichtungen wären unterblieben, wenn der Mensch nicht auf Mittel hätte denken müssen, einen schwachen Körper zu schützen, ihn wieder herzustellen, wenn er krank war, und seiner Gebrechlichkeit überall zu Hilfe zu kommen. Auch sind leibliche Schwachheiten und Gebrechen eine Schule der edelsten Tugenden, das Mitleiden, die Liebe, die Wohlthätigkeit, und so manche großmüthige Handlungen, die dem menschlichen Herzen Ehre machen, ziehen von ihnen die kräftigste Nahrung; aus entschlossenem Kampfe mit ihnen geht die Geduld hervor, wodurch der Mensch in seiner erhabensten Größe sich zeigt.

Gebrechlichkeiten, so bitter ihr Gefühl ist, gewähren also doch auch ihre Vortheile, die sich aber nicht von selbst aufdringen, sondern errungen werden müssen. Schon das ist Gewinn, daß sie uns auf Selbsterholtung aufmerksamer machen. So lange die Fülle jugendlicher Kraft alle unsere Glieder durchströmt, und wir im Hochgefühl blühender Gesundheit dastehen

leben wir sorglos dahin, und beachten die Gefahren nicht, die unser Leben, unser Wohlseyn bedrohen; muthwillig stürmen wir oft darauf ein, als ob es unzerstörbar wäre. Aber endlich wecken uns selbstzugezogene Gebrechlichkeiten zur Besonnenheit; unsere Hinfälligkeit wird uns mit jedem Tage fühlbarer, und unwillkührlich dringt sich uns der Vorsatz auf, mit mehr Ueberlegung und Schonung unsere Kräfte zu gebrauchen, und mehr Ordnung in unser Leben zu bringen.

Größer für uns wird der Gewinn, wenn das Gefühl unserer Gebrechlichkeiten heilsame Selbsterkenntniß zur Folge hat. In gesunden Tagen nehmen wir uns nicht immer Zeit, unsere flatterhaften Gedanken zu sammeln, und zuweilen mit uns selbst zu Gericht zu gehen; der anhaltende Sinnentaumel betäubt unsern Geist, daß wir über die wahre Verfassung unsers Herzens mit uns selten in's Reine kommen; die Fehler, welchen wir am meisten ergeben sind, und die Triebe und Leidenschaften, welche über uns die größte Gewalt behaupten, werden gewöhnlich leichtsinnig übersehen. Anders wird's mit uns, wenn einmal Gebrechlichkeiten und Schmerzeu sich einfinden. Auf dem einsamen Krankenlager und in schlaflosen Nächten gewinnt alles um uns her eine andere Farbe; alles zwingt uns gleichsam zu belehrenden Entdeckungen. Unser forschender Blick fällt da bald auf Leiden, die wir im jugendlichen Leichtsinn uns selbst zugezogen haben, bald auf Fehler, die wir längstens hätten ablegen sollen, und überhaupt auf ein Leben, das leer an Verdiensten für die Ewigkeit ist. Wie natürlich ist's, daß sich mit diesen demüthigenden Entdeckungen heilsame Schaam und der redlich gefaßte Vorsatz verbinden, mehr Ordnung in unser Leben zu bringen, mit mehr Fleiß im angewiesenen Berufe zu wirken, mit mehr Treue unser Heilsgeschäft zu besorgen, und mit mehr Kraft und Beharrlichkeit künftig den Zumuthungen unserer Leidenschaften zu widerstreben.

Es giebt Tugenden, die sich nirgens besser lernen, als in den Tagen der Schwachheit. Da besonders fühlt der Mensch, wie unbehilflich er ist, und wie bald es mit ihm aus seyn kann; da haben der kindische Stolz, und die thörichte Eitelkeit, die in gesunden Tagen so leicht uns aufblähen, ihre Grenze; da, wo

Andere so viel Geduld mit uns haben, so viel Eckel überwinden, so viele Bequemlichkeiten sich versagen müssen, um uns beizustehen, ist die eigentliche Schule der Gefälligkeit und Sanftmuth, und wir kommen nirgends sicherer znm Gefühl des Unrechts jener Härte, jenes Uebermuths, jener gebieterischen Strenge, womit wir in gesunden Tagen Andere so oft behandelt haben; da ist standhafte Geduld am geeigneten Orte, um damit jene unmännliche Empfindlichkeit zu besiegen, der wir uns sonst so oft überlassen haben; da, zwischen Leben und Tod schwebend, lernen wir besonders Unterwerfung unter Gottes Fügungen, und rein kindliches Vertrauen auf seine Vaterliebe, daß wir es ihm mit ruhiger Gelassenheit anheim stellen, was er über uns beschließen wolle; da vorzüglich kommen wir zur vollen Ueberzeugung, wie sehr Liebe, wechselseitiges Wohlwollen und thätige Hilfe in jeder Art der Noth Pflicht für uns sey; da, wo wir so ganz abhängig von dem Erbarmen und der Unterstützung Anderer sind, kann uns gar kein Zweifel übrig bleiben, Gott habe die Schwachheiten unsers Leibes zu einem Bande der menschlichen Gesellschaft machen, und uns dadurch antreiben wollen, stets freundlich und treu einander beizustehen.

Endlich sind uns Gebrechen und Schwachheiten auch als Erinnerungsmittel achtungswerth, daß mit dem Erdenleben unser Seyn nicht geschlossen sey, und wir eine höhere Bestimmung haben. Wir vergessen es so leicht, daß wir hienieden kein Verbleiben haben; wir verwickeln uns in Entwürfe und Geschäfte, die sich blos auf das Erdenleben beziehen, und treffen Vorkehrungen, als ob wir ewig hier bleiben sollten. Wohl uns also, daß uns Gebrechlichkeiten und Leiden von Zeit zu Zeit aus unsern Träumen von langem Leben und irdischem Wohlseyn aufwecken, und uns gleichsam nöthigen, dahin unsern Geist zu erheben, wo unser wahres Vaterland ist, und für uns ein besseres Leben beginnt! —

154. Geburtstag.

Göthe hat ein treffendes, inhaltschweres Wort gesprochen, das vorzüglich am Geburtstage tiefer Beherzigung werth ist:

Mach' dirs doch deutlich, daß das Leben
Zum Leben eigentlich gegeben!
So lang' man lebt, sey man lebendig!

Wahres Menschenleben besteht in nützlicher Thätigkeit, und im wahren Sinne lebt nur der am meisten, der am meisten thut und wirkt. Sey der Mensch hienieden mit allem Glanz umflossen, und stehen ihm alle Quellen des Vergnügens offen, er ist und bleibt im unermeßlichen All der Schöpfung eine Niete, wenn er nicht leistet, was er nach den Forderungen seiner vernünftigen Natur leisten soll.

Gott, was ist der Mensch im kurzen Leben,
Wenn er seines Lebens Werth vergißt,
Und die wahre Größe, die ihm winket,
Nach dem Tand der Eitelkeiten mißt!

Witschel.

Ueber den Werth seines Lebens von Zeit zu Zeit nachdenken, ist unentbehrliches Geschäft eines Jeden, dem daran liegt, bedächtlich durchs Leben zu gehen. Dafür ist kein Tag besser geeignet, als der jährlich wiederkehrende Geburtstag, an dem wir unsre irdische Lebensweise angetreten haben. Es knüpfen sich an diesen Tag ohnehin so mancherlei große Erinnerungen und Gefühle, und so mancherlei wichtige Fragen dringen sich uns auf über die bisherige Verwendung unsrer Lebenszeit, daß wir uns weder jene genügend erklären, noch diese ohne vorangehende Ueberzeugung vom hohen Werth des Lebens richtig beantworten könnten.

Durch stets fortschreitende Tugend, durch stets steigende Selbstveredlung Gott immer ähnlicher zu werden, ist entschieden der große Zweck unsers Lebens: es enthält also nur Werth durch gute Verwendung. Der mächtigste Fürst hat keinen höhern Lebenszweck, als der niedrigste Bauer und der ärmste Taglöhner. Der goldene Thron und die hölzerne Bank, der Purpurmantel und der Zwilchkittel, das hohe Fürstenschloß und die baufällige Bettlerhütte sind bloße Nebendinge im Leben. Vor Gott gilt Jeder nur, was sein Herz werth ist. Nicht was der Mensch hat und besitzt, sondern was er ist, bestimmt seinen Werth. Wem das Erdenleben gleichgültig ist,

der bedenkt wohl nicht, daß der Leib — wenn auch nicht der edelste — doch gewiß ein wichtiger Theil unsers Wesens ist. Durch ihn sind wir mit der ganzen sichtbaren Natur verbunden. Durch ihn erblicken wir die Welt als den Schauplatz der gränzenlosen Güte des Unendlichen. Er ist das bewunderungswürdige Werkzeug, durch das die Seele wirkt, und das Mittel, wodurch Gott uns unzählige Freuden aus der reichen Natur zufließen läßt. Je länger die Dauer des Erdenlebens ist, desto mehr Zeit ist uns vergönnt, uns für ein höheres Leben vorzubereiten.

Wir würdigen die Erndte nach ihrem Ertrag; sollte es mit unserm Urtheile über den Werth des Lebens anders seyn?

Wer seine höhere Bestimmung kennt, kann demnach seinen Geburtstag nicht leicht vorüber geben lassen, ohne sich vorerst über die Verwendung verflossener Lebensjahre Rechnung abzuverlangen. Unwiderstehlich dringt sich ihm da die Frage auf: So alt bin ich schon geworden; ich habe so viel Lebensjahre zurück gelegt; über so viele Stufen an meiner Lebensleiter bin ich schon hinaufgekommen: bin ich mit Zunahme meiner Jahre weiser und besser geworden? War bisher jedes Jahr eine merklich höhere Stufe zu meiner Vollkommenheit? War auf meiner bisherigen Lebensreise die Pflicht mein Führer, die Vorsicht mein Anker? — die Zeit steht nicht still; ein verlornes Jahr ist ein ewiger Verlust an meinem Daseyn: darf ich an meinem Geburtstage nicht erschrecken, daß ich schon wieder ein Jahr mehr zähle? Darf ich meiner Geburt, meines ersten Eintritts in's Erdenleben mich freuen? Fällt mein Blick, wenn ich die Vergangenheit überschaue, nicht auf Manches, was mein Herz mit Schaam, mit Unwillen über mich selbst, mit Traurigkeit und Reue erfüllen muß? War mein bisheriges Leben ein solches, das mich gegen die Schreckniße des Todes verwahrt, er mag an mich früher oder später seine kalte Hand anlegen? —

Im Glück nicht jubeln, und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreuen,
Das Leben lieben, und den Tod nicht scheuen,

Und fest an Gott und bessre Zukunft glauben,
Heißt Leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

War mein Leben immer so beschaffen? Habe ich bisher meinem Schifflein auf dem unsichern Lebensmeere die Richtung gegeben, daß ich mit Zuversicht hoffen darf, es werde dereinst unbeschädigt einlaufen in den Hafen der Ruhe? Habe ich mir Herders schöne Lehre darüber gemerkt?

Willst, o Sterblicher, du das Meer des gefährlichen Lebens
Froh durchschiffen, und froh landen im Hafen dereinst;
Laß', wenn Winde dir heucheln, dich nicht vom Stolze besiegen,
Laß', wenn Sturm dich ergreift, nimmer dir rauben den Muth!
Männliche Tugend sey dein Ruder, der Anker die Hoffnung!
Wechselnd bringen sie dich durch die Gefahren ans Land.

Der Tag, an welchem Gott uns ins Leben rief, ist so recht dazu gemacht, daß wir uns von den Zerstreuungen der Vergangenheit sammeln, und uns selbst Rechnung über derselben Verwendung legen, aber auch, daß wir vor allem der göttlichen Liebe und Vaterhuld uns erfreuen. Wessen Herz thut es nicht ungemein wohl, wenn am Geburtstage bereits jeder Rückblick ins verflossene Leben auf einen neuen Beweis der fürsorgenden Liebe des Vaters im Himmel fällt? Was geht über die süßen Erinnerungen an die zärtliche Pflege, mit welcher uns besorgte Eltern in den Jahren unserer Unbehiflichkeit behandelten? — Vater und Mutter waren die Auserwählten, in deren Hände Gott unser Leben und Wohlseyn legte. Manche heiße Thräne ward von der Mutter über unsere Wiege geweint, manche schlaflose Stunde neben derselben von ihr zugebracht; sie vergaß sich oft selbst, weil sie nur an uns dachte, nur für uns bekümmert war. Mancher Schweißtropfen trof vom Angesicht des Vaters, der keine Anstrengung, keine Gefahr, keine Auslage scheute, wo es unserer Erhaltung, unserer bessern Erziehung und unserer Versorgung galt. Willig opferten beide alle ihre Lebensgemächlichkeiten unserm Wohlbefinden und Fortkommen; zahllos sind die guten Lehren und Zusprüche, womit sie auf unserm Lebenswege alle unsere Schritte lenkten; sie gaben uns mehr als Worte; sie kamen ihren Ermahnungen mit

der Kraft des Beispiels zu Hilfe. Unmöglich können solche Erinnerungen, wozu der Geburtstag so natürliche Veranlassung ist, fruchtlos an unserm Herzen abgleiten; wohl erwogen müssen sie fromme Gefühle wecken, und heilige Vorsätze erzeugen. Folgerecht schließt sich daran der Gedanke: Noch sind unsere fernere Schicksale von der Hand der Vorsehung verschleiert; noch wissen wir nicht, wie viele Jahre noch hinter uns liegen, und ob wir schon in der Mitte unsrer Laufbahn stehen; schon so Manche unsers Alters fehlen im Kreise unserer Freunde, sind heimgegangen; unsere Stunden verrinnen, unsere Jahre entfliehen, und zwar um so schneller, je näher sie den Gebrechlichkeiten des höhern Alters zueilen. Wie ein Stein, der vom Berge rollt, seine Geschwindigkeit vermehrt, je tiefer er fällt: so unser Leben, je weiter es sich von der Geburtsstunde entfernt. Wir können auf kein künftiges Lebensjahr mit untrüglicher Sicherheit rechnen; Jugend und Lebenskraft sind gegen die Anfälle des Todes eine zu schwache Schutzwehr. Wir sehen täglich rings um uns her so Manche, die ihr Leben vertändeln und verträumen, und Schattengebilde umarmen, so Manche, an denen offenbar wird, wie sehr der Mensch fast unter allen Lebensverhältnissen von der eisernen Gewalt des Verhängnisses gebunden sey. Alles überzeugt uns, jeder neue Geburtstag sey ein neuer Abschied von einem Traume, eine neue Begrüßung der näher gerückten Ewigkeit. Von diesen und ähnlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen wollen wir also fortan Weisheit lernen; wir wollen mehr ringen nach dem, was keinem Unbestand unterliegt; wir wollen die uns zugemessene kurze Spanne der Zeit zum Bessern mit Wucher benützen, daß Jeder am kommenden Geburtstage sich selbst das erhebende Zeugniß geben könne: ich bin merklich besser geworden, als ich vor einem Jahr gewesen bin; wir wollen künftig mehr unser Glück in der Tugend suchen. So, und nur so wird es uns möglich, einst auch den ersten Tag unserer Geburt für ein höheres, seligeres Leben zu feiern. Möge doch Jedem an seinem Geburtstage Herders Lehre ins Herz gesagt seyn:

Sohn! du weintest am Tag der Geburt, es lachten die Freunde;
Tracht', daß am Todestag, während sie weinen, du lach'st. —

155. Gedächtniß.

Gedächtniß ist das Vermögen des Geistes, gehabte Vorstellungen und Gedanken zu behalten, und willkührlich in sich wieder zu erneuern. Es hat verschiedene Abstufungen, je nachdem es leicht oder schwer, schnell oder langsam auffaßt, das Aufgefaßte mehr oder weniger lang festhält, und es mit mehr oder weniger Treue wieder giebt. Man hat Beispiele von Menschen, die lange Reden, die sie aufmerksam hörten, oder bedächtlich lasen, wörtlich wieder hersagen konnten, während Andere Wochen darauf verwendeten, sie in ihr Gedächtniß aufzunehmen. Das glücklichste Gedächtniß ist, das leicht und schnell auffaßt, und das Aufgefaßte auf die Dauer festhält, was aber selten beisammen ist. Wort- und Sachgedächtniß sind sehr ungleichen Gehalts: jenes beruht auf gedankenlosem Auswendiglernen, das meistens ohne große Anstrengung nicht abgeht; dieses fordert Urtheilskraft und einen selbstthätigen Geist. Das Wortgedächtniß wird oft untreu, wie ein Wörtchen ausbleibt; anders ist es mit dem Sachgedächtniß, dem der folgerechte Ideengang Haltung giebt.

Ein gutes Gedächtniß ist für Redner und Gelehrte ein dringendes Bedürfniß und eine große Wohlthat; aber den Mann von Geist vollendet erst das eigene Nachdenken. Was kann die reichste Gedächtnißniederlage nützen, wenn die Vernunft sie nicht verarbeitet? Wozu kann eine Fülle fremder Gedanken dienen, so lang sie nur angelernte Sache bleiben? Das Herz bleibt trocken bei den erhabensten Gedanken, denen die innere Ueberzeugung fehlt. Vernunft ist das Höchste im Menschen: der begeht also Hochverrath an seiner Natur, der eine untergeordnete Seelenkraft über die Vernunft stellt, und sich zum lebendigen Wortregister entwürdiget.

Dem Menschen ist von Oben eine zu kurze Lebensdauer zugemessen, als daß er sich's erlauben darf, den größten Theil seines Lebens auf Gedächtnißübungen zu verwenden. Das wahre Geistesleben besteht nach Cicero im Denken, und wer viel denkt, hat's weniger mit dem Gedächtniß, als mit Verstand und Vernunft zu thun. Große Gedächtnißmenschen waren noch nie die gründlichsten Denker. Das eigene Denken

verliert nothwendig an Tiefe mit Zunahme der durch fremde Zuflüsse erweiterten Oberfläche unsers Wissens.

156. Gedanken.

Der Gedanke ist Erzeugniß des Geistes, und umfaßt Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Vernunftschlüsse. Ueber die Freiheit der Gedanken geht nichts; der Mensch ist darüber nur Gott und dem Gewissen Rechenschaft schuldig. Unserer bürgerlichen Freiheit kann man leicht Grenzen setzen, oder sie uns ganz nehmen. Eben so leicht kann unsere persönliche Freiheit leiden; bald ist es Zufall und die Gewalt der Umstände, bald eigene Thorheiten und Ausschweifungen, bald Ungerechtigkeit und Tyrannei, was uns Fesseln bereitet. Selbst unsere sittliche Freiheit ist nicht immer von allem Zwang frei; man kann uns verführen, uns durch Drohungen eine Einwilligung abtrotzen, uns durch Mißhandlungen zu einem Verhalten bestimmen, wogegen sich unser Inneres sträubt. Nur die Freiheit der Gedanken bleibt von aussen unangreifbar. Man kann uns vorschreiben, was wir sagen, aber nie, was wir denken und für wahr halten sollen; Ueberzeugungen unterstehen keinen Hoheitsbefehlen. Man kann durch Zwangmittel uns anhalten, gegen unsere Ueberzeugung zu handeln, Dinge zu thun, die unser Gewissen verwirft; aber unsere Ueberzeugung kann man uns nicht nehmen. Man kann durch Machtgebote, Drohungen und Strafen uns zum Schweigen bringen, aber nie mit Gewalt den Strom unsrer Gedanken zurückstellen. Gegen das Reich der Gedanken kann man einzig mit Beweisgründen aufkommen. Selbst im Kerker, in Fesseln und auf der Folterbank behauptet der menschliche Geist die Freiheit seiner Gedanken; sie bleibt dem Menschen übrig, wenn er jede andere Art der Freiheit verloren hat. Gedanken, als bloße Einfälle und Vorstellungen, sind sogar nicht immer von eigener Bestimmung abhängig. Wir können nicht hindern, daß nicht Allerlei uns einfalle, daß nicht allerlei Vorstellungen sich uns aufdringen, daß diese Vorstellungen nicht allerlei Gedanken in unserm Geiste erzeugen; was wir allein thun können und sollen, besteht darin, daß wir Einfälle und Vorstellungen miß-

billigen und verwerfen, die unser Pflichtgefühl zu schwächen drohen. Es bleibt unserm Geiste unbenommen, frei sich im Reiche der Gedanken zu bewegen; nur mißbrauche er diese Freiheit nicht zum Nachtheil der Wahrheit und Tugend! Wer zwar frei, aber doch redlich nach Wahrheit forscht, wer zwar fest auf Uebung des unveräusserlichen Menschenrechtes besteht, alles selbst zu prüfen, und dem Urtheil seiner Vernunft zu unterwerfen, aber stets die Uebung dieses Rechtes unter die Aufsicht und unter Leitung des Gewissens stellt: den wird der freie Gedankenstrom über die Schranken der Gebühr nicht so leicht fortreißen.

Nicht Freiheit der Gedanken, sondern Mißbrauch dieser Freiheit bringt Nachtheil. Freiheit und Regellosigkeit sagen nicht das Gleiche. Die Denkkraft darf den Leidenschaften nicht den Ausbruch erleichtern, nicht sie in Schutz nehmen und durch Scheingründe ihre Forderungen rechtfertigen. Wir entsagen der Freiheit unsrer Gedanken, sobald irgend eine vorherrschende Neigung ihnen Anstoß und Richtung giebt. Es giebt Vorstellungen, die sich uns unwillkührlich aufdringen, die wir also nicht schlechterdings verhüten können, denen wir aber auch eben so wenig nachhängen dürfen. Nicht die böse Vorstellung, die wir von uns nicht immer abhalten können, ist Sünde; sie wird es erst durch nachherigen Beifall und durch Einwilligung. Wir handeln zum Beispiel dann erst gegen unser Gewissen, wenn wir an wohllüstigen Vorstellungen uns weiden, und unser Herz mit unreinen Bildern beflecken; wenn wir ungerechten Argwohn gegen Unschuldige unterhalten; wenn wir vorsätzlich über Ränken und Betrügereien brüten; wenn wir schadenfroh über das Unglück Anderer sind; wenn wir absichtlich auf Scheingründe sinnen, um uns bei schlechten Handlungen zu beruhigen und in bösen Vorsätzen zu stärken. Was gegen die Pflicht ist, und davon uns abzieht, dürfen wir nicht einmal in der Vorstellung lieben. Vorstellung und That liegen nicht weit auseinander; weil aus der Vorstellung die Begierde hervorgeht, und die Begierde durch Einwilligung zur That reift. Nähren wir gewisse Gedanken zu sehr, begünstigen wir sie mit einer Art von Vorliebe: so werden sie bald wilde Leidenschaften in

uns aufregen, und zu Handlungen uns verleiten, die wir einst zu bereuen gewiß Ursache haben werden. Je lieber uns solche Gedanken sind, je geneigter wir uns fühlen zu ihnen zurückzukehren und bei ihnen zu verweilen: desto mehr sollen wir uns also prüfen, ob sie vernünftig sind, und vor dem Richterstuhle des Gewissens die Probe halten. Die Freiheit der Gedanken soll kein Fallstrick für uns werden; erklärt die Stimme des Gewissens unsre Gedanken für unrein und schändlich: so verdienen sie ohne weiters unterdrückt und mit Abscheu verworfen zu werden.

157. Geduld.

In Leidenstagen ist Geduld die Bewährung unsers Muths, unsers Glaubens, unsrer Tugend. Geduldig leiden ist der Menschen größte Pflicht, weil mit der Geduld sehr viel, oft alles, verloren geht. Schon Kindern ist keine Schule nöthiger, als die der Geduld, weil entweder in der Jugend der Wille geboren werden muß, oder im Alter das Herz bricht.

Es giebt der Leiden hienieden so viele, daß keiner ganz unberührt durchkömmt. Auch im glücklichsten Menschenleben finden sich trübe Stunden. Darauf hält sich also der Weise gefaßt, und bleibt in besonnener Ruhe. Kein Unfall schlägt ihn ganz darnieder, weil er nach den ersten Ueberraschungen des Schmerzes sich wieder zu sammeln sucht, und die Leiden aus dem Standpunkt der Religion ins Auge faßt, die ihm den trostvollen Gedanken ins Herz ruft: Gott sey treu, und lasse Niemanden über sein Vermögen versucht werden, und wende die Versuchung zum bleibenden Gewinn. Zufrieden trägt er die Bürde, die er von einer höhern Hand sich aufgelegt glaubt. Der einzige Gedanke genügt ihm sein Herz wieder aufzurichten und zu beruhigen:

Gott ist's, der alles ändern kann,
Und alles, was er thut, ist wohl gethan.

Wenn alles dunkel um ihn her erscheint: er wird an der Vorsehung nicht irren; er tadelt nicht vermessen ihre Anordnungen; er glaubt sich nicht von aller Welt verlassen, weil einzelne Menschen ihm Unrecht gethan haben. Bei den härtesten, un-

verdientesten Kränkungen glaubt er zu seinem Troste, daß noch so manches Herz für ihn schlägt, so mancher seiner Brüder ihm Thränen des Mitleids weiht. Warum sollte er sich auch durch Unmuth und Aerger sein Uebel vergrößern und seine Pflicht erschweren? Ein Kreuz mit Widerwillen getragen drückt doppelt schwer. So wenig dem Wanderer sein rauher Pfad dann leichter und anmuthsvoller wird, wenn er ihn murrend wandelt: eben so wenig machen wir uns durch Ungeduld die Beschwerden und Leiden des Lebens erträglicher.

Leiden sind nach dem Plane der Vorsehung nun einmal hienieden unvermeidlich. Wären wir also auch die besten Menschen, und ließen an nöthiger Vorsicht durchaus nichts ermangeln: nie werden wir allen traurigen Ereignissen entgehen Aber das hängt doch von uns ab, durch ruhige Ergebung zu bewirken, daß die Leiden weniger schwer auf uns drücken. Je gelassener wir dulden, je weniger wir vergessen, daß auch Erdenübel Segen bringen; je mehr wir im Leidensdrange uns gegen Unmuth zu verwahren wissen, desto mehr gewinnen wir an Ueberlegung, die so nöthig ist, um den günstigen Augenblick der Rettung nicht zu übersehen und zu versäumen, und desto stärker fühlen wir uns aufgefordert, unvermeidlichen Leiden mit ganzer Seelenkraft entgegen zu gehen. Geduld stärkt, erhebt und macht muthig; ohne sie gleicht der Mensch einem Reisenden, der es scheut, den kurzen mühevollen, aber sichern Pfad zu vollenden, der daher einen schönern Nebenpfad sucht, und sich immer weiter vom Ziele entfernt. Man tritt auf der Lebensbahn mit mehr Aufmerksamkeit und Behutsamkeit auf, wenn sie mit Dornen, als wenn sie mit Rosen besäet ist.

Auch in der Wahrnehmung liegt Ermunterung zur Geduld, daß maches Vergnügen durch Leiden schmackhafter wird. Wir haben von Natur einen entschiedenen Hang zur Veränderung; die glänzendsten Güter werden uns durch ununterbrochenen Besitz gleichgültig; die ersehntesten Freuden verlieren bei ununterbrochenem Genuß ihre erquickende Kraft; immerwährendes Wohlergehen ermüdet; wir würden uns elend fühlen, wenn alle unsere Wünsche befriedigt würden, und keine Hoffnung, keine neue Aussicht uns bliebe. Wie ein beständig heiterer Himmel

uns bei weitem nicht so erquickt, als nach trüben Tagen der erste Sonnenstrahl, oder nach Winterstürmen der erste schöne Frühlingstag: so beseligt auch anhaltendes Wohlergehen und Glück bei weitem nicht so sehr, als die lang ersehnte Wiederkehr des Jahre lang vermißten Wohlergehens. Nur den Müden erquickt die Ruhe; nur den Hungrigen labt die Speise. Der Mensch erkennt und fühlt den hohen Werth der Gesundheit, der Freiheit, des Wohlstandes erst nach überstandener schweren Krankheit; nach langwieriger Gefangenschaft, nach vieljähriger drückender Armuth.

Leiden führen nicht nur zum süßern Genuß hin; sie haben sogar ihre eigenen Annehmlichkeiten. Oft fühlt der Mensch in Leidenstagen jene sanftern Empfindungen, die er im Gerausche des Glücks nicht finden konnte; oft macht er da erst erfreuende Erfahrungen von der theilnehmenden Güte der Menschen; schon oft knüpfte für ihn erlittenes Unglück den schönsten Bund der Freundschaft. Und wie oft sind Leiden noch das einzige Band; mit dem uns der Herr näher mit einander verbindet? wie oft die beste Gelegenheit zur Ausbildung unsers Geistes und zu den schönsten Tugendübungen? — Der immre Glückliche vergißt so leicht seine übrigen Brüder; er kennt die mannigfaltigen Bedürfnisse der Menschen nicht; er hat keinen Begriff von den vielfachen Mühen des Lebens; er denkt vielleicht im Genusse nicht daran, daß es anders seyn könne, glaubt andere Menschen entbehren zu können, und fühlt sich also auch nicht näher zu ihnen hingezogen; er bleibt unempfindlich gegen das Wehe anderer Menschen, weil er es nie aus eigener Erfahrung kennen lernte; aber Leiden erzeugen edlere Gesinnungen und erweichen das Herz; durch sie gewinnen die Menschen größeres Zutrauen zu einander; sie fühlen nun das Bedürfniß wechselseitiger Unterstützung, fühlen endlich die Thorheit des stolzen Vertrauens auf ein Glück, daß hienieden so wankend ist. Je mehr der Mensch sich verlassen sieht, desto mehr lernt er an andere sich anschließen und ihre Liebe zu verdienen; je mehr er in seinem Leiden Rath, Trost, Theilnahme und Hilfe empfängt, desto günstiger wird seine Vorstellung von Andern, und desto inniger seine Liebe zu ihnen. Sein Unglück reißt ihn heraus aus dem engen Kreise

derjenigen, die ihn vielleicht nur aus eigennützigen Absichten umgaben, und führt ihn in neue Verhältnisse, unter unbekannte Menschen, und macht ihn zu brüderlichen Gefährten anderer Unglücklichen. Nun wird in dieser neuen Lage seine ganze Thätkeit aufgeregt; er lernt besser seine Kräfte kennen; neue, edlere Gefühle entfalten sich in ihm, und zusehends hebt sich sein Muth, weiser und besser zu werden.

Leiden gehören also unstreitig in den Plan der uns erziehenden Liebe Gottes; mehr bedarf es wohl nicht in Leiden unsre Klagen zu hemmen, und sie mit ruhiger Ergebung und Geduld zu tragen. Was uns zur Geduld noch mehr ermuntert, ist der Umstand, daß die Erinnerung an überstandene Leiden nicht nur angenehm, sonderu auch heilsam ist. Jede Stunde der Vergangenheit, die wir der Tugend weihten, bleibt uns theuer, auch wenn wir sie unter Thränen durchlebten. Wir freuen uns dann der Stärke, mit der wir rangen, und der Treue, mit der wir ausharreten, und sammeln neuen Muth, im Dienste der Tugend bis ans Ende beharrlich zu seyn, und mit stiller Ergebung auch auf rauher Bahn unsere Lebensweise fortzusetzen.

158. Gefälligkeit.

Etwas, daß gefällt, heißt Gefälligkeit. Wir erweisen Andern, oder wir empfangen von ihnen eine Gefälligkeit, wenn wir Andern, oder sie uns etwas thun, was ihr oder unser Wohlgefallen in Anspruch nimmt. Nichts gewährt einen erfreulichern Anblick, als der Wetteifer guter Menschen, einander durch Gefälligkeiten das Leben zu erleichtern und zu verschönern. Wo dieser Wetteifer einheimisch ist, wo Jeder sucht, den leisesten Wünschen des Andern vorzukommen; wo Jeder mit sichtbarer Freudigkeit thut, was er Andern gleichsam in den Augen liest; wo alle gleichsam nur ein Herz und eine Seele sind, und gefällig einander zum Guten und bei schweren Berufsgeschäften die Hand bieten: da ist der Himmel auf Erden. Es ist unter Menschen, die alle der großen Gottesfamilie angehören, und durch gleiche Natur und Bestimmung mit einander verbrüdert sind, nichts unausstehlicher, als wenn sie vorsätzlich einander zum Verdruß leben, und Jeder engherzig nur auf sein Wohlseyn Bedacht nimmt.

Es hängt nur von den Menschen ab, die Erde zum Himmel umzuschaffen, in so fern der Himmel die Wohnung ewiger Liebe ist. Aufrichtige Liebe ist ohne Wetteifer, einander gefällig zu seyn, nicht gedenkbar, weil Liebeserweisungen und Gefälligkeiten das Gleiche sagen.

159. Gefahr.

Gefahr heißt alles, was unser leibliches und geistiges, unser zeitliches und ewiges Wohl bedroht. Es giebt allgemeine und besondere Gefahren. Um allen Gefahren zu entkommen, müßte man aus der Welt hinausgehen. Durch Muth in Gefahren, wird die Tugend bewährt. Gegen allgemeine Gefahren sichert am kräftigsten Eintracht und brüderliches Zusammenhalten, gegen besondere männliche Besonnenheit. Der Mensch, der fest auf sich selbst steht, ist der größten Gefahr gewachsen. Eigentlich erschreckt nur der Furchtsame vor der Gefahr, der Feige in ihr, der Muthige nach ihr. Wie ein Fels in stürmischer See, so steht der Mensch unerschütterlich unter allseitig andringenden Gefahren, ermuthigt durch das Bewußtseyn eigener Kraft, und mehr noch durch Vertrauen zu Gott, dem es eigen ist, alles zu unserm Besten zu lenken.

160. Gefallsucht.

Es liegt in der Natur des Menschen, nach Liebe und Beifall Anderer zu streben. Niemand will vorsätzlich Andern mißfallen. Der Mensch hüte sich aber, daß seine Begierde, Andern zu gefallen, nicht über die Schranken der Gebühr trete und zur Gefallsucht entarte. Wer gar Allen gefallen will, ist ein sehr zweideutiges Wesen, und läuft meistens Gefahr, endlich neben der Verachtung der Bessern auch den Spott der Schlechtern zu tragen. Wahre Vorzüge und Tugenden sind von Liebe, Lob und Beifall Anderer unabhängig, und dürfen ihnen auf keinen Fall untergeordnet werden. Man sinkt zum Heuchler herab, wenn man nur darum Gutes thut, um sich dadurch bei Andern einzuschmeicheln. Der Tugendfreund bleibt auch dann der Pflicht getreu, wenn man ihn verkennt, tadelt und lästert.

Um auf rechtlichem Wege bei Andern wohl daran zu werden, und sich in ihr Wohlgefallen zu setzen, beachte Jeder die Forderungen seines Geschlechtes, Alters und Standes. Das Weib kann und soll nur durch Anmuth und Zartheit, der Mann nur durch Würde und Kraft gefallen. Der Knabe wird lächerlich, wenn er altklug thut, der Greis verächtlich, wenn er wie ein leichtsinniger Knab sich benimmt, Jeder tadelnswerth, wenn er aus dem Kreise seines Standes heraustritt, und eine Ehre darin sucht, Gewandtheit in Geschäften zu zeigen, die einem andern Stande zugewiesen sind. So wenig es den König empfiehlt, wenn er der beste Schlosser oder Flötenspieler ist; eben so wenig empfiehlt es den Handwerker oder Bauer, wenn er gelehrt, wie ein Buch, über Gesetzgebung und Regierung zu sprechen weiß.

161. Gefühle.

Der Mensch vereinigt in sich allerlei Gefühle. Unter allen ist keines demüthigender, als das Gefühl, in Gottes Welt überflüssig zu seyn. Unter allen Vorwürfen, die man einem Menschen machen kann, ist entschieden der entehrendste der Vorwurf der Gefühllosigkeit. Wo die edlern Gefühle erstorben sind, da ist kein Verbrechen zu ersinnen, zu welchem der Mensch nicht aufgelegt wäre. Ein gefühlloser Mensch ist im Stande, seinem Bruder mit kaltem Blute den Mordstahl ins Herz zu drücken.

Das edelste aller menschlichen Gefühle ist das sittliche. Dieses ist der strenge, unerbittliche Richter, den Jeder in sich selbst hat, den er hören, und dessen Urtheilssprüche er anerkennen muß, er mag wollen oder nicht; es ist die große unsichtbare Macht, die endlich den wildesten Bewegungen Gränzen setzt, und die Wuth der Leidenschaften bricht, denen es so oft gelingt, uns über die Schranken der Pflicht zu führen. Wo das sittliche Gefühl vorherrscht, da wird es schon durch den bloßen Anblick des Unrechts empört; von ihm getrieben nimmt sich der Mensch mit Eifer und Kraft eines Jeden an, der schuldlos gekränkt wird, und macht seine Sache mit lebhafter Thätigkeit zur eigenen. Wahrheit und Recht sind der Punkt, um den sich alle seine Anstrengungen drehen; er billiget nur, was wohlanständig

ist und Tugend fördert; er verabscheut Anmaßung und Gewaltthat; ihm blutet das Herz, so oft Jemand durch Laster sich entehrt.

Es ist möglich und durch traurige Erfahrungen bewährt, daß zuweilen das sittliche Gefühl eine Zeit lang betäubt, bethört und in seinen Wirkungen gehemmt werde; es ist möglich, daß es zuweilen an sich selbst irre und mißtrauisch gegen seine eigenen Aussprüche werde, und sich in schädliche Mißverständnisse verwickeln lasse; aber diese Täuschung. diese Bethörung, diese Hemmung ist nicht von bleibender Dauer; früher oder später behauptet sich das sittliche Gefühl wieder mit verjüngtem Leben. Es ist zu tief in unserm Wesen gegründet, als daß irgend eine Gewalt von Aussen, irgend eine Anstrengung des Lasters es vernichten könnte. Es muß endlich wieder aus dem Kampfe, den ihm das Laster anbot, so heiß er auch seyn mag, siegend hervorgehen. Durch seinen Beistand gelang von jeher noch alles, was Gutes und Großes auf Erden ist. Mit ihm war noch zu allen Zeiten jene segensvolle Unternehmung in Verbindung und Einverständniß.

Möge doch Jeder dafür sorgen, daß es sich an ihm stets wirksam beweise! Möge Jeder sichs angelegen seyn lassen, es zu wecken und zu beleben bei allen auf die er wirken kann! Mögen vorzüglich Eltern und Erzieher bei ihren Kindern und Zöglingen daran arbeiten, es in ihren Herzen anzuregen, und immer zarter und herrschender zu machen! — Kirche und Staat werden ihnen diese edle Bemühung verdanken.

162. Gegenwart.

Jeder Zeitabschnitt hat sein Gutes. Die Vergangenheit ist für Gegenwart und Zukunft die beßte Rathgeberin. Wer richtig über beide urtheilen, und sie zum Segen verwenden will, berathe sich mit der Vergangenheit. Weiser Gebrauch der Gegenwart ist Vorbereitung auf eine bessere Zukunft. In der Zukunft selbst liegt die kräftigste Ermunterung zum besonnenen Genuß der Gegenwart.

Eigentlich ist nur die Gegenwart unser. Die Vergangen-

heit ist dahin, die Zukunft liegt in dunkler Ferne. Wer also mit Weisheit durchs Leben gehen will, der hält sich mit Vorzug an die Zeit, die da ist; er betrachtet die Gegenwart als ein leeres Feld, worauf weder Glück noch Unglück von selbst wachsen, und daß er erst mit eigener Hand bestellen und anbauen muß. Ueberzeugt von der hastigen Eile, in welcher die Augenblicke der Gegenwart, wie des Himmels Gewölbe, unwiderruflich dahin fliehen, benutzt er sie mit allen ihren Annehmlichkeiten auf eine Weise, daß sich aus dem freudigen und dankbaren Genusse derselben von selbst die Keime beglückender Zukunft entwickeln.

Schillers Kraftworte über die Zeit haben hier ihre volle Anwendung:

Dreifach ist der Schritt der Zeit
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.
Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt,
Keine Furcht, kein Zweifel zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.
Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Leben Reise:
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind!

Um die Gegenwart gehörig zu benutzen, darf man sie weder von der Vergangenheit, noch von der Zukunft gänzlich scheiden. Wie aus der Vergangenheit folgerecht die Gegenwart hervorgieng, so wird sich nicht minder folgerecht die Zukunft der Gegenwart anschließen. Jeder vorangehende Zeitabschnitt bereitet den zunächst folgenden vor. Der Mensch thut dann am besten, wenn er in der Gegenwart die Winke der Vergangenheit für die Zukunft befolgt. Wer nur immer die alte gute Zeit rühmt, und sich abhärmt, weil sie vorüber ist, oder sich nur immer um

das bekümmert, was hinter dem Schleier der Zukunft liegt: dem entschlüpft auch meistens das Gute, das ihm die Gegenwart bietet. Zum segensvollen Wirken ist uns die Gegenwart angewiesen. Wer in der Gegenwart leistet, was er kann und soll, der macht sie, wenn sie vergangen ist, zu einem Schatz für die Erinnerung, und bereitet sich eine ergiebige Erndte auf die Zukunft. Stets nur vorwärts oder rückwärts denken, und unzufrieden mit der Gegenwart seyn, ist die größte Thorheit von der Welt. So ein Unzufriedener gleicht dem Wanderer, welcher vor Durst verschmachtet, indem er am Ufer eines hellen Baches entlang läuft, und immer eine bequemere Stelle zum Trinken sucht, oder die Vorübergegangenen bereut, nie aber die nächst gelegene gut genug findet. Der verkennt den Werth des Lebens, der sich durch fruchtlosen Gram um das Vergangene, oder durch vergebliches Fürchten und Sorgen vor einer blos möglichen schlimmen Zukunft das gewisse Glück der Gegenwart entzieht.

163. Geheimnisse.

Geheimniß ist Alles, was unser Verstand nicht begreifen, und worüber er es zu keiner deutlichen und vollständigen Erkenntniß bringen kann. Es giebt und muß Geheimnisse geben, weil kein Mensch, wie gebildet sein Geist seyn mag, alle Wahrheit mit seiner Denkkraft umfassen kann. Es ist vergeblicher Versuch, mit den Schwingen des endlichen Geistes in überschwängliche Räume sich zu erheben. Ihre Kraft wird durch leeren Flügelschlag erschöpft, und es werden höchstens bedeutungslose Worte statt der Ideen in mühsamer Erzeugung zur Welt gebracht.

Nur dem Unendlichen ist's eigen, alles Erkennbare zu durchschauen. Mag mit steigender Geistesbildung unser Gesichskreis sich erweitern und Manches klar werden, was wir einst nicht begreifen konnten: ewig wird unsere Beschränkung uns fühlbar bleiben. Das gilt sogar vom Lande der Verklärten, wo die Wahrheit im hellen Lichtglanze sich zeigt. So hoch immer der Geist dort sich aufschwingen mag: über jedem Standpunkt ist wieder ein anderer gedenkbar, zu dem er wieder aufstreben kann.

Um alles zu begreifen muß man Gott seyn. Gerade eben dieses ewig fortzusetzende Erdenleben im unermeßlichen Heiligthume des Wahren und Guten ist es, was jenseits unsere selige Unsterblichkeit bedingt. Jeder Standpunkt, auf dem wir uns allmählig hier oder dort erschwingen werden, wird für uns gleichsam ein Ruhepunkt, von welchem aus wir wieder eine neue Welt schauen können. Im Reiche des Geistes ist Stillstand so wenig, und weniger noch möglich, als hienieden das Ausschöpfen des Ozean mit der hohlen Hand.

Es ist große Anmaßung, und verräth großen Stolz, so ein Mensch es wagt zu behaupten: außer den Gränzen seines Verstandes liege keine Wahrheit. Nicht allen Menschen ist von Oben gleiche Geisteskraft zugetheilt; nicht allen stehen Zeit, Gelegenheit und Mittel zu Gebote, ihre natürlichen Geistesanlagen gehörig zu entwickeln. Vom gebildeten Mann bis hinab zum Kind, vom Newton bis hinab zum stumpfsinnigen Bauer, welche zallose Abstufungen von Einsichten und Kenntnissen. Wie Manches ist jenem helle, was diesem kaum dunkel vorschwebt? Und es sollte, was vom gebildeten Mann, was vom Newton behauptet wurde, darum nicht wahr seyn, weil es über die Fassungskraft des Kindes, des stumpfsinnigen Bauers geht! — Und ist der Gelehrteste und Einsichtsvollste hienieden mehr als Kind gegen die höchste Intelligenz in einer bessern Welt? steht nicht sogar diese noch unendlich tief unter der Gottheit, der Urquell alles Wissens? —

Wahrlich, wer alle Geheimnisse läugnet, und unbedingt verwirft, was zu groß ist, um daran den kurzen Maßstab seines Verstandes legen zu können: der hat wohl noch nie bedächtlich im großen Buche der Natur gelesen, das aufgeschlagen vor Aller Augen da liegt. Vermag sogar der Weiseste nur einzelne Worte und Zeilen aus diesem Buche zu lesen und zu verstehen; und so mancher Andere, der ungleich tiefer steht, sollte sich's vermessen, darin Vorkommendes aus dem einzigen Grunde zu verwerfen, weil er dessen Sinn zu begreifen nicht im Stande ist!

Dieses große Buch beschreibt uns wohl das, was einmal wirklich da ist: aber es giebt unsrer Wißbegierde wenig Aufschluß, wie die vorhandenen Dinge geworden sind; es sagt

uns zu wenig von den Gesetzen, nach welchen sich die fremdartigsten Stoffe zu einem wohlgeordneten Ganzen verbanden. Sogar einzelne, uns nahe liegende Dinge, auf die da zuerst unsre Blicke fallen, sind unserm Verstand unerklärbar. Wir sehen z. B. wie sich alle Jahre ein Saamkorn entwickelt zum Halme oder Stamm, zu Blättern, Blumen oder Früchten; aber Niemand hat sich noch gefunden, dem es gelungen wäre, der Natur bei dieser Entwickelung ihren Gang abzulauschen. Tausend Arten von lebendigen Geschöpfen sind uns bekannt vom Wurm bis zum Menschen: wir sehen sie erwachen zum Leben, geboren werden und aufwachsen; aber wie das zugehe, darüber liegt ein Schleier, den keine sterbliche Hand weghebt. Vom ersten Erwachen eines Menschen oder Thieres zum Leben, von der Bildung der Frucht im Schooße der Mutter, von der Entwickelung der Kräfte und Eigenschaften, die zur Natur eines jeden lebenden Wesens gehören, gab uns noch kein Forscher befriedigenden Aufschluß. Alles Nachsinnen über derlei Erscheinungen der Natur führt immer wieder auf die Ueberzeugung zurück, daß sie unerforschlich sind.

Wie mit dem Entstehen der Dinge, so verhält es sich mit ihren Kräften. Die Naturforscher lassen es nicht an Aufmerksamkeit fehlen, und jährlich vergrößert sich auch die Summe ihrer Erfahrungen und Entdeckungen. Sie geben sich alle erdenkliche Mühe, die Natur in allen ihren Kräften zu belauschen, und es gelingt ihnen auch, manches Neue wahrzunehmen, manche vorher unbekannte Eigenschaften und Kräfte aufzufinden; allein wie wenig reichen diese Wahrnehmungen und Entdeckungen hin, um alles Geheimnißvolle zu zerstreuen, das uns noch die Kräfte der Natur verhüllt! — Sind nicht selbst die häufigen, schnell auf einander folgenden Entdeckungen ein Beweiß, daß der Schatz von Geheimnissen, welcher im Schooße der Natur liegt, unerschöpflich sey?

Und wüßten wir auch die Kräfte der Natur alle mit ihren eigenthümlichen Namen zu nennen und haarklein zu zergliedern, begreifen wir darum mehr, nach welchen Gesetzen und in welcher Ordnung sie wirken, sich erneuern und gegenseitig ersetzen? — Jahrtausende schon versendet die Sonne große Ströme des

Lichts und der Wärme nach allen Richtungen, und in ungeschwächter Kraft steigt sie doch täglich am Firmamente auf. Jahrtausende schon spendet die Erde ihre Nahrungssäfte, und ihr großer Vorrath bleibt unvermindert; mit jedem Frühlinge regt in ihrem Schooße sich verjüngtes Leben. Was wir auch von einzelnen Kräften der Natur wissen mögen: das große Ganze wird uns immer ein tiefes Geheimniß bleiben.

Nicht einmal über den Nutzen der Dinge um uns her sind wir immer im Klaren. Allerdings kann nichts vorhandeu seyn, das nicht seinen Nutzen hätte; es ist bestimmte Forderung unserer Vernunft, daß alles in der Welt zu etwas gut sey. Aber so hoch unsre Vernunft stehe, sie vermag doch diesen Nutzen weder überall zu entdecken, noch nachzuweisen. Manches in der Natur ist uns sogar nur von seiner schädlichen Seite bekannt. Wie groß ist z. B. die Zahl der Thiere, mit denen wir nichts weiter anzufangen wissen, als sie zu vermindern und auszurotten? — Mit unzähligen Pflanzen und Gewächsen sind wir nicht besser daran. Ueberhaupt dringt sich uns von allen Seiten die Wahrnehmung auf, daß wir überall mit Geheimnissen umgeben sind.

Ist uns schon der Nutzen so mancher Dinge ein tiefes Geheimniß, so ist es der Zweck desselben noch mehr. Es giebt eine Menge von Einrichtungen und Veränderungen im weiten Reiche der Natur, die zur Frage Veranlassung sind: Wozu das? — Oft genug werden wir uns auf diese Frage die Antwort schuldig bleibeu. Von vielen Beispielen nur wenige. Wissen wir, warum manche Erdstriche, — jene nördlichen, die unter einer ewigen Eisrinde erstarren, oder jene südlichen, vom Sonnenbrand ousgeglüht, — von der Natur so kärglich bedacht sind, daß weder Mensch, noch Thier, noch Pflanze daselbst fortkommen kann? — Können wir die Ursache angeben, warum ganze Völkerschaften von der Natur so gar stiefmütterlich behandelt werden, daß es ihnen fast nicht möglich ist, sich aus der thierischen Rohheit herauszuheben? — vermögen wir es einzusehen, warum ein großer Theil der Gebornen nach wenigen Tagen, Wochen oder Monaten gleich wieder von der Erde weggenommen wird, ohne das Geringste weder genossen noch geleistet zu haben? Einerr größern Ausführlichkeit bedarf es doch wohl

nicht, um zur Ueberzeugung zu kommen, daß es nirgends ganz an Geheimnissen fehle.

Nichts ist mehr geeignet, als dieses Geheimnißvolle in der Natur, uns auf die unbegreifliche Größe und Fülle der Schöpferkraft Gottes hinzuweisen, und unser Gemüth zur tiefsten Ehrfurcht gegen ihn zu stimmen. Unmöglich kann das Herz eines Menschen kalt bleiben, wenn er sinnend hinaustritt in die weite Natur, und da ihre Wunder und Geheimnisse betrachtet; wenn er hinaufblickt zur majestätischen Sonne, zum Mond, der die Nacht erhellt, zum zahllosen Heere der Sterne, welche am nächtlichen Himmel flimmern, und zu dem, der sie alle mit Namen ruft. Alles, worauf sein Blick fällt, die Sonne, die über seinem Haupte flammt, wie der Grashalm, den sein Fuß zertritt, gebietet ihm, niederzufallen und anzubethen.

Auch haben die vielen Geheimnisse in der Natur das Gute, daß uns dadurch unsre Beschränktheit fühlbarer wird, und diese kräftig uns auffordert, nie übermüthig aus den Schranken der Bescheidenheit zu treten. Das Wissen bläht den Menschen so leicht auf; die geringste Ueberlegenheit an Einsicht und Kenntniß macht oft, daß er von seiner vermeinten Höhe mitleidig auf jeden hinab blickt, der tiefer steht, und beschränktern Geistes ist. Sein Stolz wäre unheilbar, wenn ihm die vielen Geheimnisse der Natur nicht von Zeit zu Zeit seine eigenen Geistesschranken fühlbar machten, und ihn fast handgreiflich überwiesen, daß hienieden alles menschliche Wissen mehr nicht als Stückwerk sey.

Der Mensch, der den Erhabenen in seinem Walten und Wirken so wenig versteht, überhebe sich also doch nie seiner tiefern Einsicht, seiner höhern Weisheit! Viel weniger noch maße er sichs an, jeden Rathschluß Gottes über uns, jede Fügung seiner Vorsehung sich erklären, und ihr gleichsam die Bahn bezeichneu zu wollen, auf der sie uns führen soll! Anstatt zu murren, wenn sie es für rathsam hält, uns auf unbekannten Wegen der höhern Bestimmung entgegenzuführen, schweige er lieber in Demuth, und harre geduldig der Zeit, wo ihm über die Zwecke höherer Anordnungen ein Licht aufgehen wird!

Alles im Gebiete der Natur geht seinen stillen angemessenen

Gang, auch dann, wenn derselbe sich für uns in ein undurchdringliches Dunkel verliert, Uns, die wir nicht immer begreifen, was Gott mit uns vorhabe, ziemt es, alles ruhig dem Allweisen zu überlassen, der wohl am beßten weiß, was uns gedeihlich ist, und uns vertrauend zu höhern Hoffnungen zu erheben. Nicht ewig weilen wir im Lande der Dunkelheiten. Unser Geist soll sich einmal erheben aus dem Zustande der Unmündigkeit, und sich aufschwingen zum hellern Licht. Wenn uns an den Geheimnissen der Natur unsere Geistesschranken fühlbar werden, so erheitere uns wieder die Hoffnung, daß sich jenseits unser Gesichtskreis erweitern werde! Es ist der Natur der Sache angemessen, daß uns im Innern des Heiligthums größere Klarheit umstrahle, als hier im Vorhofe und an der Schwelle des uns noch verschlossenen Tempels göttlicher Herrlichkeit. —

154. Gehorsam.

Befugniß zu befehlen auf einer Seite bedingt auf der andern die Pflicht zu gehorsamen. Die weisesten Befehle sind zwecklos und entarten zu bedeutungslosen Namen, ohne Verbindlichkeit sie zu befolgen. Herrische Willkühr und unbedingter, blinder Gehorsam sind kein Gedanke unter vernünftigen Wesen. Wo mich Jemand nach seiner Willkühr brauchen kann, bin ich ihm keinen Gehorsam schuldig. Das geht aus der moralischen Natur des Menschen hervor. Es widerspricht Gottes höchster Weisheit, den Menschen an unbedingte Verfügung Anderer seines Gleichen zu stellen. Er hat uns nicht dazu Vernunft gegeben, um den Forderungen der Unvernunft blindlings zu gehorchen. Der Gehorsam ist nur dann vernünftig, wenn es auch die höhern Befehle sind, denen er sich fügt.

Da kein Mensch so hoch steht, daß er nicht Höheres über sich anerkennen muß, so ist Gehorsam eine allgemeine Tugend. Von allem Gehorsam darf der mächtigste Fürst sich nicht freisprechen. Nicht nur wie andere Menschen, steht er unter Gott, der uns seinen Willen durch das Gewissen offenbart, sondern auch unter dem Gesetze, das, wenn es rechter Art ist, den allgemeinen Willen des gesammten Volkes ausspricht, und das öffentliche Wohl bezielt, dem Niemand weniger, als der Fürst, sich entziehen darf.

Wahrer Gehorsam muß aus freier Willensbestimmung hervorgehen; er muß auf der Ueberzeugung beruhen, daß gut sey, was befohlen ist. Zwang macht Heuchler, die nicht säumen, den Befehl zu umgehen, wo sie von Umständen sich begünstiget glauben, es ohne Gefahr und Nachtheil thun zu können.

147. Geist.

Das Wort Geist hatte von jeher mancherlei Bedeutungen. Schon die heiligen Urkunden bezeichnen damit bald den Hauch, bald die Lebenskraft, bald die Vernunft des Menschen, bald eine gottgefällige Gesinnung, und sehr oft auch die wirkende Gotteskraft, die schon von den Juden zuweilen personificirt wurde. Schon in den ältesten Zeiten war die Redensart üblich, daß in ausgezeichneten Menschen Gottes Geist wohne, und jedes fromme Gefühl ward auf Rechnung dieses Geistes geschrieben. Was so vom Geiste Gottes gesagt wurde, war für manche nur Bild; aber auch manche, und bald die meisten, verstanden es eigentlich. Die Vorstellung vererbte sich sehr frühzeitig auch auf die Bekenner des Christenthums, daß man sich wohl nicht verwundern darf, wenn schon ein Theophilus von Antiochien kühn behauptete, man athme den Geist Gottes ein, wie die Luft. Daß später getrennte Ansichten blutige Glaubenszwiste weckten, ist erklärbar. Folgerecht durften die, welchen der heilige Geist als ein wirkliches Wesen galt, nicht zugeben, den heiligen Geist tiefer, als die Gottheit selbst, zu setzen. Somit war also der heilige Krieg zwischen den getheilten Partheien gemacht, bis es kirchlichen Entscheiden gelang, ihn beizulegen.

Als Gegensatz des Körpers wird der Geist oft als ein Wesen gedacht, daß mit Bewußtseyn thätig ist; so ein Geist heißt Seele, wenn er mit einem organischen Körper verbunden ist, und durch ihn mit der Sinnenwelt in Wechselwirkung steht. Ueber das Daseyn reiner, körperloser Geister liegen die Gelehrten noch im Kampfe, der sobald noch nicht beigelegt seyn wird. Das Wort Geist wird gar oft auch für hohe, geübte Denkkraft genommen, und man sagt gewöhnlich von einem Menschen, er habe Geist, und dieser sey sogar auf seinem Angesicht lesbar, wenn seine Denkkraft besonders wirksam ist, und schon veredelte Gesichts-

züge unverkennbar auf Geistesregsamkeit zurückweisen. In einer verwandten Bedeutung setzt man in Beziehung auf die menschliche Rede dem Geiste, d. h. dem innern oder höhern Sinne derselben, den Buchstaben, d. h. den bloßen Wortsinn entgegen. Der Buchstabe ist todt; er erhält nur Leben und Sinn durch den Geist, der ihn deutet.

Die geistigen und die körperlichen Thätigkeiten begleiten einander, und erwecken sich gegenseitig. Das Flechtwerk zwischen dem innern und dem äußern Menschen ist, wie Jean Paul sich ausdrückt, so lebendig und innig, daß zu jeder Idee eine Nerve, eine Fiber zucken muß. Der Geist selbst ist in beständiger innerer Regsamkeit; er ist es, welcher das Aeußere gestaltet, verwandelt, baut und niederreißt, alles nach seinen Bedürfnissen. Er ist dem Körper gleichsam, was dem Meere der Sturmwind, der die trägen Wellen erschüttert und durcheinander wirft. Die Geschichte der Völker ist nur die Geschichte des menschlichen Geistes, seiner Veredlung oder seiner Verirrung. Wenn irgend eine Begebenheit den ruhigen Gang des geistigen Lebens unterbrochen hat, daß dasselbe in wildes Gähren übergieng, ist die Ruhe nicht so leicht wieder zurückgeführt. Da gebeut keine Macht eines irdischen Gewaltigen. Es gleicht das Drängen und Wogen der Gedanken und Meinungen so recht dem Treiben eines empörten Meeres. Keine Macht stellt das Gleichgewicht wieder her, bis es, nach den Gesetzen der Natur, die eigene thut.

Wie der menschliche Körper nur allmählig sich entwickelt, und stufenweise in seinem Wachsthum unmerklich fortschreitet, so im Allgemeinen der menschliche Geist. Zuerst schuf er die Sprache, die an Wortreichthum zunahm, wie sich das Gebiet der Ideen erweiterte. Nach einer langen Zeit gab er der Sprache, der endlichen, in Zeit und Raum beschränkten, eine Art Unendlichkeit, indem er sie zur Schrift erhob, und so künftige Zeiten und fremde Länder seinem Einfluß unterwarf. Stets nach Vollendung ringend, gelang es ihm endlich, die Hemmungen, die noch in der Schriftsprache lagen, durch ein Organ zu überwinden, welches mit zauberischer Schnelligkeit den Ausdruck der Schrift vervielfachte. Der Druck war das letzte Glied einer Reihenfolge von natürlichen Entwickelungen des Geistes. Die

Presse war die Zunge der Weltsprache, und durch sie ist es den ärmsten und geringsten im Volke möglich gemacht, sich zu Kenntnissen zu erheben und Ansichten zu gewinnen, welche vorher kaum denen erreichbar waren, welchen die höhern Lehranstalten offen standen.

Auf Geistesbildung wirkt so mancherlei ein, daß man sich über die ins Unendliche fortlaufenden Abstufungen derselben eben nicht sonderlich verwundern darf. Manche vorzügliche Geisteskraft schlummert im Menschen fort, weil es an den nöthigen Mitteln gebricht, sie ins Leben zu rufen. Große Geister werden nicht selten durch die Noth gezeugt. Zum Beweis mögen Czaar Peter, König Friedrich und Kaiser Joseph II. ꝛc. dienen. Den Mann hohen Geistes macht nichts verlegen; ruhig und furchtlos setzt er mitten durch Gefahren seinen Lebensweg fort, weil er sich größer, als alle Gefahren fühlt. Mag es überall um ihn her blitzen und stürmen: sein besonnener Geist ist ihm ein sicherer Blitzableiter, und seinen Muth erschüttert kein Mißgeschick. Mit dem Mann kleinen Geistes ist es ganz anders; er ist allzeit unruhig, und furchtsam ohne Noth; eine Kleinigkeit bringt ihn aus seiner Fassung; stolz und unbesonnen, voll Hitz und Ungeduld, wo wirkliche Gefahr ihn bedroht, geht er oft selbstgefällig, nichts Böses ahnend, seinem Verderben entgegen, und zittert erst, wenn er rettungslos an dessen Abgrund taumelt.

Nichts geht über einen Geist, der wohl sich zu beschäftigen weiß; er ist nie einsam; hat nie die Verlegenheit der Langweile zu befürchten; hat, um dieser zu entrinnen, nie nöthig, sich andern Leuten als lästigen Gesellschafter aufzudringen. Jede neue Spur des Wahren und Guten, die er auffindet, gewährt ihm angenehme Unterhaltung und läßt ihn die Eile der Zeit bedauern. Was ihn ärgert und verdrießlich macht, ist mehr das Gewirre der Zerstreuungen, in das er zuweilen wider seinen Willen hineingeschlagen, und wodurch er von seinen eigenthümlichen Verrichtungen abgezogen wird. Kein Mann von Geist gefällt sich im Sinnentaumel, in welchem meistens das Leben des Geistes untergeht.

So verschieden des Geistes Wirksamkeit ist, so verschieden

ist auch dessen Benennung. Sein Name richtet sich meistens nach seinem größern Einfluß, oder nach seiner größern Tendenz. Oeffentlich heißt der Geist, der in Institutionen und Sitten sich ausspricht. Die Gesittung machte glückliche Fortschritte, brachte aber auch neue Gebrechen. Man findet dieselbe Unterwürfigkeit nicht mehr; es sind Unruhen neuer Art durch den zuvor unbekannten Widerstreit der politischen Meinungen entstanden. Während dem die Sicherheit der Staaten und die öffentliche Ruhe größern Gefahren ausgesetzt sind, haben die Mittel dieselben zu bekämpfen, durch die Achtung, die man der persönlichen Freiheit zugestehen muß, an Schnelligkeit und Stärke verloren. Man kann die Menschen nicht mehr auf dieselbe Weise regieren. Die Mittel, Einfluß auf das Volk zu erhalten, haben sich nicht weniger verändert. Die Religion und Moral sind keine sehr kräftigen Stützen der Gesetze mehr, jene ist bei der großen Mehrheit zur todten Kirchlichkeit entartet, und diese von Oben gelähmt. Dagegen hat die öffentliche Meinung so viel Kraft und Stärke gewonnen, daß sie die Nebenbuhlerin der Staatsgewalt geworden ist. Der Gehorsam, der nun Rechte hat, bietet, wie diese, alles zu ihrer Vertheidigung auf. Mögen bald beide, von Weisheit geleitet, zum allgemeinen Wohl einander gefällig die Hand bieten, und sich im gleichen Streben vereinigen!

Nach dem öffentlichen Geist ist der militärische bald überall der größte. Die Geschichte ist Lügnerin, wenn dieß nicht wahr ist. Je mehr man Soldaten schafft, desto mehr Elemente des Despotismus werden geschaffen. Die Prätorianer zu Rom, die Janitscharen zu Konstantinopel und die kaiserliche Garde zu Paris waren gleich unverträglich mit der Freiheit der Nationen. Vaterländische Freiheit bedarf keiner gedungenen Wächter, wo Fürst und Volk eines Sinnes sind. Jedes Volk ist sicher, so lang es auf sich selbst steht, und dessen Kraft nicht durch innere Zwietracht zersplittert ist.

Jeder Geist erhält seinen Namen von der Art sich zu äußern. So giebt es auch einen prophetischen Geist. Alles in der Welt geschieht nämlich nach Gesetzen, die sich, wie in der Mechanik, berechnen ließen, wenn die geistige Welt, wie die kör-

perliche, so offen vor unsern Augen da läge. Daß es Menschen gebe, welche von diesen Gesetzen mehr erfassen als Andere, und auf künftige Ereignisse richtiger schließen, ist nicht wohl in Abrede zu stellen. In der geistigen Welt, wie in der körperlichen, ist der Gesichtskreis gar sehr verschieden. Wie das komme, ist nicht immer erklärbar; das begreifen wir indessen alle, daß man jetzt vergebens der frommen Christenheit einen Kreuzzug zur Eroberung des heiligen Grabes predigen würde, und daß kein zweiter Hildebrand europäischen Monarchen die Kronen vom Haupt brächte, daß Luther dermalen nicht im Stande wäre, mit den gleichen Mitteln eine Kirchentrennung zu bewirken, und daß die Zeiten ehemaliger reicher Stiftungen sobald nicht wiederkehren werden. Was einst geschah, und jetzt nicht mehr geschieht, das lag und liegt im Geiste der Zeit, worüber seines Ortes das Nöthige gesagt werden soll.

167. Geistererscheinung.

Dieser Gegenstand ist von Gelehrten schon viel besprochen worden; demungeachtet ists noch immer eine gewagte Sache, dagegen oder dafür das Wort zu nehmen, für Jeden, der dem Vorwurfe des Unglaubens oder des Aberglaubens und der Schwärmerei entgehen will. Da in der Sache weder selbstgefällige Machtsprüche noch allerlei Erzählungen, die darüber da und dort im Volke kreisen, sichern Entscheid geben, so wird dem, was bereits schon oben, unter dem Artikel Erscheinung, vorkömmt, noch zur Uebergebühr Nachstehendes angefügt.

Geschichtlich erwogen verliert der Glaube an Geistererscheinungen sich in der grauesten Vorzeit, und findet sich mehr oder weniger bei allen Völkern des Alterthums vor. Auch bei den Griechen und Römern, so sehr sie andern Völkern an Bildung überlegen waren, herrschte dieser Glaube, und man wähnte, alle Arten von Geistern durch Bannsprüche in die geheimnißvollen Zirkel und zu Red' und Antwort zwingen zu können.

Da also Jesus diesen Wahnglauben nicht nur bei seiner, sondern bei allen Nationen tief gewurzelt fand: so wollte er sich durch zu grelle und rasche Ausfälle auf denselben zum Bessern den Weg nicht verlegen. Wenn er ihn aber auch nicht geradezu

und öffentlich bestritt; so kann man ihm doch auch nicht vorwerfen, daß er ihm irgendwo ein entscheidendes Wort gesprochen, oder ihn ausdrücklich in Schutz genommen habe. Es genügte ihm zur Zeit noch an leisen Winken, in der sichern und festen Ueberzeugung, daß man sie später besser verstehen werde.

Daß seine Jünger noch nach ihrem Berufe zur Aushilfe im christlichen Lehramte an Geistererscheinungen geglaubt haben, bewies ihre Furcht vor Jesu, als er einst bei nächtlicher Weile unerkannt auf dem galiläischen Meere ihnen näher kam. «Die Jünger, sagt die evangelische Geschichte bei Matth. XIV. 26. erschracken; denn sie meinten, sie sähen ein Gespenst.» Die Fesseln verjährten allgemeinen Wahns lassen sich so leicht und bald nicht abstreifen.

Wenn sich nun selbst die Apostel noch, die täglich mit Jesu verkehrten, vom Wahnglauben an Geister und Gespensterercheinungen nicht ganz frei gemacht hatten: so ist sichs wohl nicht zu verwundern, daß viel später noch berühmte Kirchenlehrer ihm huldigten, und sogar eigene Segnungen in der Kirche aufkamen, um sich damit gegen die Furcht vor Geistererscheinungen und gegen feindselige Nachstellungen unsichtbarer Mächte andächtig zu verwahren. Der Unfug der Geisterbeschwörungen ꝛc. wuchs mit Zunahme des Aberglaubens, und wurde besonders im finstern Mittelalter ein ergiebiger Erwerbszweig für Bettelmönche, die noch dermalen über Verfall der Religion klagen, weil geistvolle Kirchenvorsteher sich beigehen ließen, diesem Unfug ein Ziel zu stecken.

Wie arg es noch in neuerer Zeit mit Geisterbeschwörungen getrieben wurde, ergiebt sich aus vielen noch zum Gebrauche vorgeschriebenen Ritualien und Benedictionalien, die von den unsinnigsten Segensprüchen strotzen, und vielleicht noch das einzige Gute an sich haben, daß sie in einer dem Volke unverständlichen Sprache verfaßt sind. Am weitesten mag es wohl damit Gelasius di Cilia, regulirter Chorherr und Dekan des Stifts zu Stadt am Hofe in Baiern, getrieben haben. Man kann seinen Thesaurus Benedictionum, der im Jahre 1756 zum achtenmal aufgelegt wurde, und noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts das Lieblingsbuch vieler Geistlichen war, nicht

lesen, ohne durch die zahllosen darin enthaltenen Albernheiten unwillkührlich empört zu werden, wovon das Buch eine vollständige Niederlage ist. Da ist nicht der leiseste Anflug von Vernunft bemerkbar, und fast auf jedem Blatt wird im Namen der christlichen Kirche die entehrendste Tollheit ausgeboten, daß man verlegen wird, worüber man sich mehr wundern soll: — über diese Tollheit oder über die Nachsicht derjenigen, welche in der christlichen Kirche den Regimentsstab führten.

Diese Albernheiten verloren sich endlich doch größtentheils bei den Völkern mit der wachsenden Reife ihres Verstandes. Die Geister spuckten seltener, als mit steigender Aufklärung der Aberglauben in engere Schranken zurücktrat. Mehrere würdige Männer machten es sich endlich zum ehrenwerthen Geschäfte, den zu lange herrschenden Wahn muthig zu bekämpfen, was nicht ganz ohne gesegneten Erfolg blieb. Fortan übte wenigstens der vorhin allgemein herrschende Glaube an Geister und Gespenster nur noch über solche, welchen alle geistige Bildung fehlte, seine Gewalt, nnd es läßt sich vom bessern Jugendunterricht mit Zuversicht erwarten, daß die Vernunft bald vollkommen über den frühern Wahn siegen werde, so sehr sich auch noch neuerlich der Badische Geheime Hofrath Jung sel., bekannter unter dem Namen Stilling, Mühe gab, ihn durch seine berüchtigte Theorie der Geisterkunde festzuhalten, und durch seine reiche Sammlung von allerlei Spuckgeschichten von neuem wieder in Ansehen zu bringen, die aber durch den preußischen Feldprediger Wagner, und andere Wahrheitsfreunde zur verdienten Beschämung aller, die von Jung sich bethören ließen, ihre natürliche Auflösung erhielten.

Um über das Entstehen dieses Wahnglaubens ins Reine zu kommen, darf man sich den rohen Naturmenschen so denken, wie er war. Seine Liebe zu den Eltern, seine Zärtlichkeit gegen Frau und Kinder, seine Dankbarkeit gegen Wohlthäter und sein Abscheu wider seine harten Bedränger hörten auch mit dem Tode nicht auf. Seine ohnehin vorherrschende Phantasie war nie thätiger, als wenn er in seiner Hangmatte schlummerte. Es erschienen ihm da die Eltern, Kinder und Freunde, die ihm bei Lebzeiten lieb waren; lebendig schwebten ihm ihre freundliche

Bilder vor. Leibhaft glaubte oft der verlassene Vater zu sehen seinen Sohn, der im Leben ihm Stütze und Trost war. Tief ins Herz der zärtlichen Mutter eingegraben blieb das Bild der verblichenen Tochter. Der Jüngling glaubte oft die liebliche Gestalt seiner hingeschieden Braut wahrzunehmen, die Jungfrau die Gestalt ihres Bräutigams; sie freuten sich innig ihres Wiedersehens, und fühlten sich selig in ihrer Umarmung. Dem Sklaven erschien mit der Geisel in der Hand sein harter Herr, und der Arme glaubte von neuem die Streiche zu fühlen, unter welchen vormals so oft sein Rücken blutete. Wie konnte dem rohen Sohn der Natur auch nur zu Sinne kommen, daß alles dieses nur Phantasiegebilde seyen, die er weder kannte, noch glaubte. Was ihm so lebhaft im Schlafe vorschwebte, mußte ihm zu wichtig erscheinen, um es für Spiele der Einbildungskraft zu halten.

Wer kennt die Stärke erhitzter Phantasie nicht aus eigener Erfahrung? — Sie kann den Menschen so lebendig ergreifen, so sehr seinen Verstand, sein Bewußtseyn betäuben, als wären ihm ihre Vorstellungen von außen durch die Sinne selbst zugeführt worden, und als hätte er das, was nichts weiter als Geburt feuriger Phantasie ist, wirklich gesehen und gehört. Das ist besonders der Fall, wenn Angst und Schrecken im Menschen die Lebensgeister in Verwirrung bringen, oder durch Alter und Kränklichkeit die Empfindungsorgane in Unordnung und Zerüttung kommen. Dadurch erhalten die Visionen des Brutus, des C. Casius und anderer ihre natürliche Erklärung. Aehnliche Wirkungen bringen oft ein heisses Klima, Uebermaß in hitzigen Getränken, unmäßiges Essen, zu strenges Fasten, zu lange anhaltendes Wachen, zu tiefes Nachdenken, zu viel Bekümmerniß hervor. Die meisten, in den Heiligenlegenden ausgebotene, Erscheinungen, wenn sie nicht ganz erdichtet sind, floßen aus dieser Quelle. Schwedenborgs Geistersehereien sind bekannt, und aus seinem vielen Studieren, und starken Mahlzeiten, die er liebte, erklärbar. Den neuesten, sehr merkwürdigen Beweis, wie sehr durch anhaltende gelehrte Arbeiten und allzuheftige Gemüthsbewegungen die Phantasie aufgereitzt werden könne, berichtet von sich selbst der Berlinische Gelehrte und Buchhändler

Friedrich Nikolai, welcher im Jahr 1791 vom 24sten Februar an bis den 20sten April allerlei Gestalten bekannter lebender und verstorbener Personen sah. Diese Gestalten erschienen ihm unwillkührlich zu jeder Zeit, bei Tage und in dunkler Nacht, sowohl wenn er allein, als wenn er in Gesellschaft war, in eigenen und in fremden Häusern, sogar auf offener Straße. Nach einigen Wochen fieng er auch an reden zu hören. Diese Phantasiespiele dauerten fort, bis es nach vielen Versuchen endlich der ärztlichen Pflege gelang ihnen ein Ende zu machen.

Wenn nun einst bei ungebildeten rohen Menschen und Völkern im Schlummer oder wachenden Zustande Aehnliches geschah: darf man sich nicht sonderlich wundern, wenn aus dieser Quelle frühzeitig der Glaube an Geister- und Gespenstererscheinungen floß? Je unwissender der Mensch ist, desto geschäftiger ist gewöhnlich seine Einbildungskraft unsichtbare Kräfte und Geister zu schaffen und ihrer Einwirkung Naturereignisse beizumessen, die sich sein beengter Verstand noch nicht zu erklären vermag. Darin liegt unstreitig die Ursache, daß fast alle rohen Völker nicht nur Alles in der Natur mit Geistern bevölkert glaubten, sondern auch von jeder Naturerscheinung die Ursache in der Dazwischenkunft eines oder mehrerer Geister annahmen und behaupteten.

Man darf sich eben über diesen Gang menschlicher Einbildungskraft gar nicht wundern. Es ist im Menschen ein natürlicher Grund vorhanden, durch allmählige Ideenverbindung in den Schattenbildern wirkliche Gestalten zu denken. Dieser Grund wirkt bezüglich auf den Glauben an Geistererscheinungen um so mächtiger, als es den meisten Völkern schwer fällt sich einzubilden, daß Jemand, welchen man genau kannte, mit dem man vielen Verkehr hatte, den man innig liebte, auf einmal aus unserm Kreise verschwunden sey, und aller Theilnahme an unsern Angelegenheiten entsagt habe. Man war im Gegentheil überzeugt, daß, so wie die Liebe, Freundschaft, Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen verstorbene Angehörige bei den Lebenden fortdauern, eben so auch die Abgeschiedenen gegen die Zurückgebliebenen ihre Liebe, Freundschaft und Anhänglichkeit fortsetzen, und unsichtbarer Weise an Allem Theil nehmen, was diesem

Gutes oder Böfrs widerfährt. Wo einmal eine solche Ueberzeugung vorwaltet, da ist der Phantasie ein weites Feld geöffnet, das Andenken an Verstorbene oft und lebhaft zu erneuern, ihr Bild beliebig hervorzurufen, und sie persönlich sich vorzustellen. Da sich solchen Vorstellungen jedesmal einige Furcht und Bangigkeit beigesellt: so ist dadurch dem Glauben unwillkührlich die Bahn gebrochen, das wirklich zu sehen und zu hören, was nur Erzeugniß der Phantasie ist.

Was in den Zeiten der Barbarei die Phantasie ausbrütete, das vererbte sich nachher leicht und schnell durch die Sagen der Altvordern auf die Nachkommenschaft, und erwuchs, von Mund zu Mund vergrößert, bald zum starken Glauben, der sich Jahrhunderte lang gegen die hellsten Vernunftgründe behauptete. Neugierig hörte das unwissende Kind aus dem Munde der Erwachsenen diese Sagen, und glaubte sie als Wahrheiten, gegen welche keine Einrede etwas vermochte. So erhielt der Glaube an Geister und Gespenster durch Tradition Fortbestand und Dauer, daß es noch in neueren Zeiten Manchem, der in der Kindheit den Wahnglauben eingesogen hatte, aber nachher dessen Ungrund einsehen lernte, noch immer schwer fällt, sich von aller Furcht vor angeblichen Geistern und Gespenstern frei zu halten.

Die gründlichste Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Geistererscheinungen ist meistens zu unkräftig, der Macht der ersten Eindrücke immer das Gleichgewicht zu halten. Unwillkührlich fährt zuweilen der Besonnenste zusammen, wenn er unerwartet bei nächtlicher Dunkelheit etwas Ungewöhnliches sieht oder hört, und das Herz pocht ihm, wenn er darauf zugehen soll. Mag er beherzt scheinen wollen: er wird sich meistens außer Stande fühlen, des Abends spät z. B. vor einem Kirchhofe oder Beinhause ganz furchtlos und ruhig vorüberzugehen, ohne enger zu athmen, und größere und schnellere Schritte zu nehmen, so beredt auch ihm sein Inneres sagen mag, daß Lebende vor Todten sich nicht zu fürchten haben.

Auch die Gegenden und Orte, die man den Gespenstern vorzüglich zur Wohnung anwieß, bestätigen die Behauptung, daß da besonders die Einbildungskraft wirksam sey. Meistens waren

es alte zerfallene Häuser, Thürme, Ruinen zerstörter Städte, gebrochene Ritterburgen, fürchterliche Höhlen und Klüfte, düstere Wälder, unfruchtbare Berge, einsame Haiden, Begräbnißplätze, Hochgerichte, Schlachtfelder und in noch bewohnten Häusern die dunkelsten Winkel ꝛc. wohin die Leichtgläubigkeit der Vorzeit die Geister hinbannte. Das Schauer- und Furchterregende, womit solche Gegenden und Orte sich auszeichnen, ist ganz dazu geeignet die ohnehin verwöhnte Phantasie mit Schreckensgestalten anzufüllen und die Vernunft zu fesseln.

Selbst von der Zeit der Geistererscheinungen läßt sich schließen, daß daran die Einbildungskraft, wenn nicht ganz Ursache und Quelle ist, doch gewiß den größten Antheil habe. Von jeher war bei allen Völkern die Nacht die eigene Zeit der Geistererscheinungen; und wer weiß nicht, daß unsere Phantasie nie reger sey als in der Dunkelheit und Finsterniß? — Je dunkler es ist, desto unkennbarer werden um uns her die Gegenstände, und desto geschäftiger die Einbildungskraft, die in Dunkel gehüllten Gegenstände zu den unnatürlichsten Bildern auszumahlen. Die Phantasie treibt ihr trügliches Spiel nie mehr und stärker, als wenn die ganze Natur um uns her finster und stille ist. Daher ist die Nacht so recht die Mutter der Furcht und des Furchtbaren; und der Herzhafteste kann sich oft im Dunkel der Nacht nicht ganz einer unwillkührlichen Bangigkeit erwehren, die sein Herz desto mehr beklemmt, je mehr noch in ihm Reste des Wahnglaubens sich vorfinden, die sich einst auf ihn aus der Ammenstube vererbt haben.

Daß die Einbildungskraft die ergiebigste, wenn nicht einzige, Quelle der Geistererscheinungen sey, ergiebt sich nicht minder klar aus den abentheuerlichen Gestalten, in welchen die angeblichen Geister und Gespenster erscheinen. Je unwissender und roher ein Mensch ist, desto unfähiger ist er auch, einen Geist ohne sichtbare Gestalt zu denken, und desto geneigter, diese Gestalt nach seiner oft seltsamen Denkweise zu entstellen. Bei den meisten Völkern erscheinen die Geister als flüchtige, schwebende, hüpfende Schattenbilder und gewöhnlich in Menschengestalt gekleidet, oft sogar mit denselben Merkmalen, wodurch sich der Spuckende bei seinen Lebzeiten auszeichnete, oft in den-

selben Kleidern, die er einst trug, oft mit denselben Wunden, die er im Leben erlitt, aber mitunter auch bald durch unnatürliche Vergrößerung oder Verkleinerung, bald durch gräßlich verzerrte Gesichtszüge oder abstoßende Mummerei entstellt.

Je tiefer die Bildungsstufe ist, auf welcher ein Volk oder ein Mensch steht, desto häßlicher sind gewöhnlich seine Phantasiegebilde, oder die sogenannten Geister, die ihm so oft Furcht und Schrecken einjagen. Ist man einmal gewohnt sich diese in häßlichen Gestalten zu denken; so kostet es nur einen Schritt sie in Thiergestalt sich vorzustellen, z. B. in der Gestalt eines zottichten Hundes, einer schwarzen Katze, eines feurigen Drachen 2c.

Begreiflicher ists, wie es kam, daß man Irrlichter, entzündete Erddämpfe 2c. für leuchtende Geister und feurige Männer hielt, die noch dermalen manchen Unwissenden in Angst setzen und zaghaft machen. Um solche Erscheinungen nicht zu mißdeuten, muß man die Kräfte der Natur kennen, was noch lange eine vergebliche Forderung an die Mehrheit bleiben wird.

Aus fast allen Spuckgeschichten, welche im Umlaufe sind, und womit sich der gemeine und vornehme Pöbel an langen Winterabenden die Zeit verkürzt, wenn man sie genau durchschaut und zergliedert, geht hervor:

1) Daß die meisten Folgen der Furcht und aufgeregter Einbildungskraft sind, welche ganz natürliche Erscheinungen entstellt, und ihnen etwas Wunderbares und Schauerliches leiht.

2) Daß oft lebhafte Träume die Meinung erzeugen Geister gesehen zu haben, die bei ruhiger Ueberlegung als Truggestalten erscheinen.

3) Daß die durch Fieberhitze gesteigerte Phantasie, oder sonst widernatürlich gereizte Nerven zuweilen Gebilde hervorzaubern, die man vom wirklichen Daseyn außer sich zu entkleiden Mühe hat.

4) Daß vielen Spuckereien optischer Betrug, Blendwerk, welches die sich brechenden Strahlen irgend eines Lichtes veranlassen, unbekannte Naturereignisse, die Absicht, sich freier und sicherer Liebesverständnissen oder Diebereien hinzugeben, und mitunter auch loser Scherz zu Grunde liegen.

5) Endlich, daß man zuweilen wahrgenommene Bewegung an Scheintodten, oder entstandenes Geräusche im Sterbezimmer oder in der Todtenkammer für Geisterspuck hielt, was dem unbefangenen Menschenfreund Aufruf ist zur Rettung der Unglücklichen ohne Verzug herbeizueilen.

Damit will man die lebenden Menschen eben nicht außer allen Verhältnissen mit der Geisterwelt setzen. Da es unstreitig geistige Naturen giebt, und auch die Menschen nicht ganz sterben: wer möchte unbedingt Gott die Macht absprechen, sie mit lebenden Menschen in einen Verkehr zu bringen? — Allerdings vermag ein endliches Wesen ohne alle Körperlichkeit nicht mit der Sinnenwelt in eine Art von Berührung zu kommen und auf sie einzuwirken, und es läßt sich schwer begreifen, wie ein Geist, dem vom Ewigen ein anderer Stern zum Aufenthalt angewiesen ist, auf unserer Erde erscheinen könne; aber der abgeschiedene Geist ist ja nicht ganz nackt, und es liegt kein Widerspruch darin, so wir ihn mit einem feinern Körper als Organ seiner höhern Wirksamkeit umkleidet, denken. Auch ist das, was man schwer begreift, darum nicht unmöglich. Wer kennt alle die geheimen Kräfte unsers Geistes, die, wenn auch unerklärbar, doch wirklich vorhanden sind? Wer begreift die neuesten Erscheinungen im Gebiete des Magnetismus und des Hellsehens? Wer darf es wagen, dem Menschen alle Ahndungskraft abzusprechen? Wer will alles, was der Art erzählt wird, ohne Unterschied und Ausnahme in das Reich der Dichtungen verweisen? Ist denn die Hand des Herrn abgekürzt, und soll es ihm sogar schlechterdings unmöglich seyn, unserm Geiste Künftiges oder Fernes durch die Phantasie vorzuführen? Soll dem Allmächtigen gar kein Mittel zu Gebote stehen, zu vereinigen, was durch Zeit und Raum getrennt ist?

Man würde, was da gesagt ist, sehr unrecht verstehen, wenn man es aufnähme als ein Wort, für die Spuckgeschichten gesprochen, die noch überall so häufig umgesetzt werden. Wo der Verstand vorwaltet, ist man über ihre Grundlosigkeit fast allgemein einverstander. Dem Gesagten liegt einzig die Absicht zu Grunde, glücklich zwischen den Klippen des Aberglaubens und Unglaubens durchzukommen und andere zu war-

nen, alles vorsichtig und ernstlich zu prüfen, was an sich das Gepräge einer ausserordentlichen Erscheinung trägt, und sich zu überzeugen, was eigentlich an der Sache sey.

169. Geiz.

Aus dem Vergnügen, schreibt Plattner in seinen Aphorismen, welches der Besitz des Eigenthums verschafft, entsteht das Bestreben es zu vermehren. Geiz ist der gemeinsame Name für den unsittlichen Grad der gesammten Neigung, sowohl in Absicht auf Erhaltung, als in Absicht auf Vermehrung des Eigenthums.

Der Geiz hat viele Abstufungen, immer aber bleibt er Geiz, d. h. vorherrschende, ängstliche Neigung, Vermögen zu sammeln, von dem er sich selbst und Andern den Genuß versagt. Nie hat der Geizige genug; karg mit seinem Vermögen gegen andere, darbt er selber, wenn er nicht des Lebens Annehmlichkeiten unentgeldlich genießen kann. Daher Haller:

Der Geiz bebrütet Gold zu sein und Anderer Plage,
Das Niemand weniger, als wer es hat, besitzt.

Der Geiz ist immer unersättlich; nie hört man einen Geizigen sagen: ich habe genug. Immer sieht man ihn in gewinnsüchtiger Regsamkeit; begehrlich, lüstern nach Geschenken; absichtlich gefällig gegen Reiche; ängstlich gegen Arme; übertrieben bedächtlich und vorsichtig beim Anleihen; klagend über schlechte Zeiten; gleichgültig, oft hart gegen Blutsverwandte, die er unaufhörlich vor Verschwendung warnt; andächtig in der Kirche, um himmlischen Segen zu erfröhnen; kindisch furchtsam vor dem Tode, weil man ins Grab nichts mitnehmen kann. Jeder neue Erwerb erregt noch mehr seine Begehrlichkeit, seine Habsucht auf. Sein Charakter ist von Gellert sehr treffend geschildert:

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.

Keine Leidenschaft erniedrigt so sehr den Menschen als der Geiz; er erstickt alle edlern Triebe in seinem Herzen. Wem Reichthum Alles ist, dem ist die Tugend nichts. Der Geizhals ist bis zur empörenden Niederträchtigkeit karg: er hält einen Hund, daß er die Armen, welche auf Almosen gehen, abschrecke, und giebt ihm so wenig, daß er sie noch gerne fressen möchte. Im Todtbette spart er noch an der Sterbkerze; zündet man sie ihm zu frühe an, so haucht er, indem er das Licht aushauchen will, seinen Geist aus. Wer so ganz vom Geize sich beherrschen läßt, dem gehört nicht sein Geld, sondern er dem Gelde.

Der Geiz zerfällt in Spar- und Erwerbungssucht. Die Sparsucht ist theils selbst darbende Genauigkeit, theils unmittheilende Kargheit, ist innerer Drang alle unvermeidliche Ausgaben aufs genaueste einzuschränken und alle vermeidliche gänzlich zu unterlassen. Erwerbsucht ist ängstliche, auf die kleinsten Vortheile gerichtete Eigennützigkeit, ist lebhafte, geschäftige Begierde immer zu bekommen, die nie gesättiget wird, ist ungenügsame Gewinn- und Habsucht. In jeder Gestalt und Farbe ist der Geiz verabscheuungswürdig, und macht den Menschen verächtlich. Darum kann vor ihm der Mensch nie genug gewarnt werden; ihn beseligt nicht das Haben, sondern das Seyn, nicht das Geld, sondern Genügsamkeit und Tugend. Die Reichsten sind selten die Glücklichsten, die am meisten haben, selten die Zufriedensten. Schon gar oft ist mit aufgehäuften Schätzen das häusliche Glück zu Grabe gegangen. Hier sind Lichtwers Verse an geeigneter Stelle:

O Menschen! flieht den Geiz, rief Thales warnend aus:
Wer goldne Schlösser sucht, verscherzet oft sein Haus.

Der weise tugendhafte Mann, frei von den Vorurtheilen einer überspannten Moral, die den Besitz zeitlicher Güter zur Thorheit und zum Laster macht, schätzt das Eigenthum als Mittel sich und andern durch Genuß das Leben angenehm zu machen. In dieser Absicht ist er gewerb- und sparsam; bedient sich aller erlaubten Mittel zu Vermögen zu kommen, und vermeidet sorgfältig allen unnützen Aufwand; ist nur freigebig,

wo er die Wohlthat wohl angewandt glaubt. Aber seine Gewerb- und Sparsamkeit entarten nie zum Geitz, zur ängstlichen, mürrischen, zänkischen Haushältigkeit, zum schmutzigen Kargen an sich und an den seinigen, und zur unbarmherzigen Härte gegen Arme und Nothleidende. Nicht einzig das Haben, sondern Genuß und Wohlthun sind ihm Zweck des Erwerbs. In seinen Augen hat Reichthum nur Werth als Mittel eigene und fremde Bedürfnisse zu befriedigen und sich und Andern das Leben zu verschönern. Daher mag es kommen, daß nach unserer Sprache die Redensarten: er ist reich, er ist vermöglich, er hat Mittel ꝛc. das Gleiche sagen. Das Geld, das einem Menschen nicht Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes ist, verdient keinen Namen.

168. Gelassenheit.

Der Mensch, der bei unvernünftigen Widersprüchen und unverdienten Kränkungen, bei schuldlos erlittenem Unrecht in ruhiger stiller Fassung bleibt, nicht bitter und ungestümm gegen die wird, welche es darauf anlegen, ihm Verdruß zu machen, Grobheiten mit sanfter Höflichkeit erwiedert und in seinem ganzen Benehmen zeigt, daß sein Gemüth allem Groll unzugänglich sey, heißt gelassen. Gelassenheit ist der Gegensatz wilden Aufbrausens und heftigen Ausbruches eines durch zugefügtes Unrecht in Gährung gebrachten Gemüths.

Nur der gelassene Mensch ist Herr des Lebens, und Ruhe im Innern allein zwingt den äußern Sturm. Den aufgebrachten Menschen sänftiget oft ein gefälliges Wort aus einem liebenden Herzen gesprochen, dagegen meistens eine harte unbesonnene Rede den kaum glimmenden Funken des Zorns zur verzehrenden Gluth anfacht. Was dem Feuer ein Oelaufguß ist, das ist dem Gemüthe des aufgebrachten Feindes ein herbes, stachlichtes Wort. Wo Mißverständnisse walten, und das Band der Eintracht zerrissen ist, muß man ungemein sanft auftreten, um einander nicht noch mehr abzustoßen und das Mißverständniß unklug zur tödtlichen Feindschaft zu steigern.

Mit einem gelassenen Menschen verkehrt jeder gern; sein Umgang ist für das friedliebende Herz, was der Magnet für das

Eisen. Wo Gelassenheit im geselligen Kreise den Versitz führt, darf man nicht besorgen, daß man im Unfrieden auseinander gehen werde. Gelassenheit ist nachgiebig und ausweichend, zankt nicht, und behauptet sich im Gleichgewichte, wenn alles ihren Unwillen reitzt. Was ihr Festigkeit giebt, ist die Ueberzeugung, daß leidenschaftliches Toben noch nie Segen gebracht habe.

169. Geld.

Was Geld sey, weiß jeder, ohne schulgerechte Erklärung des Wortes. Keine Sprache drückt den Sinn des Wortes richtiger und bestimmter aus, als die unsrige. Geld heißt, was für die Sache gilt, und angenommenes Zeichen und Maßstab ihres Werthes ist. Schon die ältesten Völker haben die großen Vortheile des Geldes erkannt, und dessen Gebrauch der Ausgleichung der Bedürfnisse mit Waaren vorgezogen.

Das Geld hat nur Werth als Mittel sich die fehlenden Bedürfnisse zu kaufen. Dabei wird aber vorausgesetzt, daß der Kaufende einen Nachbar habe, welcher verkaufen will und kann. Hat er keinen solchen Nachbar, so muß er bei voller Kasse verhungern. Wozu Millionen Geldes, wo man dafür nichts haben nichts herbeischaffen kann? — Die Wohlthätigkeit des Geldes ergiebt sich einzig daraus, weil es leichter ist einen Hammel mit einem Louisdor zu bezahlen, als für einen Hammel vier Paar Strümpfe zu geben.

Ueber den Nutzen und Gebrauch des Geldes sind Bronners nachstehende Verse lesenswerth:

Wohlthätig ist Geld als Band des Verkehrs,
Bequem als Vergütungs-Geräthe.
Wie fertig schlöße Bedürfniß den Tausch,
Wenn Gleiches der Ueberfluß böte!
Um Gleiches zu bieten haschet die Noth
Nach gültigen Zeichen des Werthes:
Wo tauscht der Hirt an die Flöte das Schaf,
Das Rind an Gefässe des Herdes?
Doch reizt ihn die Flöte, ihn lockt das Gefäß,
Nur fehlt Ausgleichung der Gaben:
Der Geber verlangt, was der Nehmer vermißt,
Wie kann sie Befriedigung laben?

Das Erz, so theilbar, so köstlich und fest,
Vielfältigt des Tausches Vergnügen.
Mit Erz wird jeder Verlangende leicht
Des Kargen Laune besiegen.

Wer nur viel Geld hat, um es zu haben, neben vollen Kisten darbt, und Andere, denen er so leicht helfen könnte, bittere Noth leiden läßt, ist unter allen der Aermste. Nur in den Händen der Tugend behauptet das Geld seinen wahren Werth — wenn die mildthätige Hand es der flehenden Armuth spendet, oder wenn die sanfte Menschenliebe die Hütten der Unglücklichen sucht, um durch Wohlthun Elend zu mildern und Bedürfniß und Gemeinnützigkeit überhaupt dessen Gebrauch bestimmen.

Nicht das Geld muß dem Manne, sondern der Mann muß dem Gelde Werth geben. Am verächtlichsten erscheint ein Mann, wenn er aus dem Gelde seiner Frau eine Sache von Wichtigkeit macht; er verdient blos Lakai bei ihr zu seyn, anstatt im Hause den Herrn vorzustellen.

170. Gelehrigkeit.

Gelehrigkeit ist Geneigheit und Bereitwilligkeit sich über Nützliches und Gutes belehren zu lassen, und darnach sein Thun zu ordnen. Gelehrig ist demnach Jeder, der gern durch Unterricht nützliche Kenntnisse in sich aufnimmt und bereitwillig sich zeigt sie treu zu benutzen und anzuwenden.

Der Gelehrigkeit würdigster Gegenstand sind Religionskenntnisse, wodurch wir Licht und Gewißheit über alles bekommen, was Gott und unsre Bestimmung betrifft. Zwar verachtet die Gelehrigkeit keine Gattung nützlicher Kenntnisse, und ihr ist alles Wissen werth, das einigen Bezug auf Veredlung unsers Geschlechtes hat; allein über Gott und seinen Willen, über Religion und Gottes Forderungen an uns mehr Licht zu bekommen, daran ist ihr doch vorzüglich gelegen, das geht ihr über Alles.

Der Gelehrige verschmäht keine Erkenntnißquelle; ihm ist jede Gelegenheit, etwas Gutes und Nützliches zu lernen, will-

kommen; er folgt begierig jedem Schimmer der Wahrheit, faßt jeden Strahl des Lichts auf, der irgendwo hervorbricht, und läßt kein Mittel unbenutzt, das geeignet ist, seine Einsichten zu erweitern und zu berichtigen. Mit unpartheiischer Redlichkeit nimmt er bessere Belehrung auf, woher sie kommen mag; er prüft alles nnd behält das Beste. Freien Geistes läßt er sich nie auf den Standpunkt unbeweglich einbannen, auf den er sich einmal gestellt hat, hält nie die Summe seines Wissens für geschlossen, und merkt auf alles, wodurch er hofft mehr Richtigkeit und Klarheit in seine Vorstellungen zu bringen.

Mit unpartheiischer Redlichkeit verbindet der Gelehrige willige Folgsamkeit gegen die erkannte Wahrheit. Er ist nichts weniger als leichtgläubig, und verschmäht jede Lehre, wofür sich keine haltbaren Gründe angeben lassen. Hat er sich aber einmal von einer Lehre überzeugt, dann schiebt er es keinen Augenblick mehr auf, ihr auch in seinem Thun Folge zu geben. Wahrheit gilt ihm nichts, die sich mit der Tugend nicht verschwistert.

Gelehrigkeit ist unentbehrliche Tugend für jeden Menschen; sie ist die Bedingung, unter welcher allein uns jeder Unterricht über das Heiligste nützlich wird. Mit Recht tadelu wir den Leichtsinnigen, der die wichtigsten Wahrheiten keiner Aufmerksamkeit würdiget; mit Recht werden wir unwillig über den Partheiischen, der die heilsamsten Lehren verschmäht, wenn sie mit seinen Vorurtheilen streiten. Erkenntnisse finden keinen Eingang, denen man hartnäckig das Herz verschließt, und ohne Gelehrigkeit ists nicht möglich, sich über Irrthum und Wahn zu erheben. Für den Ungelehrigen hat nichts Sinn, nichts Bedeutung, nichts Kraft; nichts Höheres, nichts, was außer dem Kreise des Angelernten ist, das man ihm mühsam in der Jugend eintrichterte, wirkt ermunternd auf ihn ein. Von jeher hatte noch jeder, der durch Weisheit und Tugend sich auszeichnete, seiner Gelehrigkeit diese Vorzüge zu danken.

171. Gelingen.

Keine Freude ist tiefer in der Einrichtung unsers Wesens gegründet, als die Freude über das Gelingen einer schönen

That, eines großen Unternehmens; aber diese Freude ist nur dann rein, wenn ihr demüthiges Andenken an Gott, der sie vollbringen half, zur Seite geht. Ohne dieses Andenken entartet das Bewußtseyn des vollbrachten Guten gar leicht in Schmeichelei für unsere Eitelkeit, und verleitet uns alles selbstgefällig der Einsicht, der Kunst, der Entschlossenheit und Thätigkeit allein beizumessen, die wir dabei, abgesehen von höherm Einflusse, bewiesen haben wollen.

Vernunft und Religion fordern uns gleich stark auf, bei gelungenen guten Thaten Gott die Ehre zu geben. Wie unerheblich wäre unser Wirken, wenn uns dazu nicht Kraft, Gelegenheit und Segen von oben käme? — Da Gott es ist, der das Licht der Vernunft in uns angezündet hat, das uns bei unsern Unternehmungen leitet; der die Liebe zum Guten, das wir vollbringen wollen, entflammt; der alle Umstände verknüpft und lenkt, daß sie unsere Anstrengungen begünstigen; der Zeiten, Gelegenheiten und Zufälle so ordnet, wie es seyn muß, damit gute Handlungen gelingen: so nöthiget uns alles mit Demuth und dankbarer Rührung bei gelungenen Thaten zu dem aufzublicken, in dessen Hand wir gleichsam nur Werkzeuge sind.

Wo diese demüthige und dankbare Anerkennung eines höhern Einflusses fehlt, da ist Tugend ein leerer Name. Tugend ist mehr als Frucht der Eitelkeit, des Hanges zum Vergnügen und des Eigennutzes. Unsere Wohlthätigkeit, unser Diensteifer, unsere Ehrbarkeit, sogar unsere Andacht, sind werthlos vor Gott, wenn nicht Liebe zu ihm, sondern niedrige Selbstsucht, die Triebfeder ist. Was nicht aus dem Glauben an Gott und aus Liebe zu ihm fließt; was nicht aus Gehorsam gegen Gott und des Gewissens wegen geschieht; was man nur thut, um Ehre vor der Welt zu haben: das ist beim Lichte besehen mehr nicht als anmaßender Stolz, in den Schleier der Rechtschaffenheit gehüllt, so gut und nützlich, so vortrefflich und fromm es erscheinen mag.

Die beste Handlung, von der wir Anerkennung höheren Beistandes trennen, ist verdienstlos vor dem, der da wirket das Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Neben

ihr ist wahre Zufriedenheit unmöglich. Der Gedanke: «ich bin in der Hand des Allmächtigen ein wohlthätiges Werkzeug; ich wirke in Verbindung und Gemeinschaft mit ihm, und unter seiner Aufsicht darf ich sicher auf das Gelingen des Guten rechnen, das ich mit ihm und für ihn unternehme,» dieser Gedanke allein vermag die Seele unter allen Umständen zu beruhigen, sie mächtig emporzuheben, und auch bei den größten Schwierigkeiten munter und getrost zu erhalten. Beschämung und Unruhe müssen da Platz nehmen, wo das Gewissen diesen Gedanken nicht aufkommen läßt, und dem Stolz dessen das Urtheil spricht, der unabhängig von Gott und im Vertrauen auf eigene Kräfte sich auszeichnen will.

172. Gelübde.

Nach den meisten Moralisten ist Gelübde ein freiwilliges und wohlüberlegtes Versprechen, welches man Gott macht, etwas zu thun oder zu leisten, was als ein besseres Gut anerkannt wird. Die diesen Begriff aufstellen, bedenken wohl nicht, daß alles, was wir Gutes thun, zugleich besser als sein Gegentheil seyn muß, indem es sonst aufhören würde, gut zu seyn. Unter Gelübd wird daher richtiger eine Zusage verstanden, durch welche man sich zu einem willkührlichen, von Gott nicht geforderten Verhalten in der Erwartung verbindlich macht, daß dasselbe Gott angenehm sey. So gelobten Fürsten im Mittelalter Kreuzzüge gegen die Ungläubigen, so Andere an diese Kreuzzüge sich anzuschließen ꝛc. Solchen Gelübden verdanken die meisten ansehnlichen Kirchen und Stifte ihr Daseyn. Meistens hatten die Gelobenden einen geheimen inbrünstigen Wunsch auf dem Herzen, und hielten sich daher nach dessen Erfüllung verpflichtet zu leisten, was sie dem Himmel oder Gott und seinen Heiligen versprochen hatten. Den meisten Gelübden liegt ein solcher Wunsch, oder das Verlangen einer drohenden Gefahr zu entkommen, mitunter doch auch fromme Dankbarkeit zu Grunde. Gelübde sind ältesten Ursprungs; ihrer wird schon in den mosaischen Urkunden erwähnt. Sie sind die natürliche Frucht der ersten sinnlichen Gottesverehrung. Die Menschen gelobten Gott ihn allein als ihren Herrn zu erkennen, in Erwartung,

daß er sie auch vorzugsweise in seinen Schutz nehmen werde. Je beschränkter die Kenntnisse von Gott waren, und je sinnlicher die Art ihn zu verehren: für desto nöthiger hielt man es, dem Herrn von Zeit zu Zeit neue Treue anzugeloben, und durch Werke der Uebergebühr seine Gewogenheit und Gnade festzusetzen.

Im neuen Testamente, in welchem die Begriffe von Gott und Gottesverehrung vollkommener, erhabener und vollständiger waren als vorhin, geschieht von Gelübden keine Meldung mehr. Jesus selbst that im größten Leidensdrange keine Gelübde; er rief nur: Vater, ist's möglich, so gehe dieser bittere Leidenskelch vorüber! fügte aber mit frommer Ergebung hinzu: nicht mein Wille geschehe, sondern der deinige! — Auch liest man in der ganzen evangelischen Geschichte nirgends, daß Jesus die Seinigen jemals zu Gelübden aufgefordert habe. Er hieß sie nur bethen, euer Vater im Himmel, setzte er bei, weiß schon, was ihr bedürfet, ehe ihr noch darum bittet. Gott läßt sich nicht vorschreiben, was er geben soll; er sieht nicht auf Gelübde, Opfer und Worte, sondern auf Tugenden; es ist Irrthum, so man glaubt, man könne ihn durch Verheissungen und Geschenke bestechen. Wer durch Gelübde Gott gleichsam bestürmen will, verräth dadurch, daß seine Begierde leidenschaftlich und sein Wunsch größer sey, als sein Vertrauen auf des Herrn Güte; sein Gebet ist eigensinnig, nnd nichts weniger als der lebendige Ausdruck eines Herzens, das sich mit den Worten: dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, kindlich fromm an höchste Verfügung stellt. Es währte indessen nicht lange, und man fieng auch in der christlichen Kirche an Gelübde für ein besonders kräftiges Mittel zur Erhaltung und Vermehrung der Tugend zu halten. Klostergelübde blieben in der Folge die merkwürdigsten, wobei nicht selten großer Unfug geschah. Manche Eltern verlobten ihre Kinder Gott, wenn sie noch unmündig in der Wiege, oder in einer gefährlichen Krankheit lagen, und weihten sie dem Klosterleben oder dem geistlichen Stande. Ihnen kam nicht zu Sinne, daß den Menschen nicht der Stand, sondern das Gott gefällige Gemüth heilige, und daß er nicht darum besser sey, weil er dem Altare näher steht. Wer mag

die namenlosen Grausamkeiten alle nennen, welche durch solche Gelübde ehedem begangen wurden? — Konnte Gott daran Wohlgefallen haben, wenn Eltern, ehe sie die Neigungen ihrer Kinder kannten, sie zu einer Lebensart verurtheilten, die sie bei reifern Jahren verabscheuen mußten; sie zu einem Stand zwangen, wofür sie nicht taugten; sie in Verhältnisse einpreßten, in welchen sie mit ihren Gemüthseigenheiten unglücklich werden mußten?

Im Allgemeinen setzt das Ablegen eines Gelübdes zwar immer ein frommes, sich gern mit Gott beschäftigendes Gemüth voraus, und kann in dieser Hinsicht als ein Zeugniß religiösen Sinnes gelten, und man darf annehmen, daß die meisten, welche Gott Gelübde darbringen, es mit kindlich frommen Herzen thun. Mag auch der Gelobende den Geist des Christenthums nicht ganz rein erfaßt haben, und Gott etwas versprechen, was nicht unbedingt besser als sein Gegentheil ist: sein Herz bleibt doch immer ehrwürdig. Mit Gelübden aber ist's doch unfehlbar anders, denen entweder Zwang oder die unlautere Absicht eines gemächlichern Lebens zu Grunde liegt.

Ueber den innern Gehalt der gewöhnlichen Klostergelübde ist's schwer und gefährlich, allgemeinen Entscheid zu geben. Nicht den Mönchen allein, sondern allen Menschen ist Vollkommenheit als das höchste Strebeziel ausgesteckt. Eine von herrschender Liebe zu Reichthümern freie Seele soll Jeder haben, Jeder die bittern Folgen der Armuth mit einem willigen, Gott ergebenen Herzen tragen, Jeder gern und freudig die größten Reichthümer verlassen, sobald sie der Tugend Abtrag thun. Man kann der Pflicht leben, ohne gänzliche Lossagung vom Eigenthum. Wo ohne persönliches Eigenthum für alle Lebensgemächlichkeiten gesorgt ist, da ist freiwillige Armuth ein leerer Name, wodurch höchstens dem gesunden Menschenverstand Hohn gesprochen wird; wirklich arm ist eigentlich nur der, welchem mangelt, was zu des Lebens Nothdurft gehört. Bettelei kann auf keinen Fall Gegenstand Gott gefälliger Angelobung seyn. Vor den Thüren mitleidiger Menschen darf von Rechtswegen der allein Almosen begehren und annehmen, der seinen nöthigen Unterhalt nicht durch eigenen Fleiß zu erwerben vermag. Eine solche Bettelei

kann unmöglich durch die Religion geheiliget werden, weil sie ein geistliches Vagabunden-Leben erzeugt, wobei die Tugend unmöglich gewinnen kann. Auch zur standesmäßigen Keuschheit sind ohne Ausnahme Alle verbunden. Zur regellosen Befriedigung des Geschlechtstriebes ist Niemand berechtiget. Schon gar oft ist das Gelübd der Keuschheit das Grab der Sittlichkeit geworden. Verpflichtung zur Ehelosigkeit kann nach besondern Umständen, wie dem Einen ein Mittel, so dem Andern ein Hinderniß zur Tugend werden. Es kömmt da alles auf die besondern Umstände an. Für moralische Schwächlinge ist nichts leichter als der Uebergang von der Ehelosigkeit zur Ehrlosigkeit, besonders neben vollen Schüsseln und Bechern, woran es an Mönchstafeln selten fehlte.

Nicht minder allgemeine Pflicht ist der Gehorsam; seiner Obrigkeit soll Jeder gehorchen: das Kind den Eltern, der Zögling dem Erzieher, der Schüler dem Lehrer, der Diener dem Herrn, der Staatsbürger der Landesregierung ꝛc. Wer in einen Orden tritt, ist also auch ohne Gelübd an die Regeln des Ordens gebunden. Unbedingter, blinder Gehorsam gegen Menschen, wie hoch diese stehen mögen, giebt keinen vernünftigen Begriff, weil darin die größten Verbrechen ihre Rechtfertigung fänden. Blinder Gehorsam setzt Willenlosigkeit voraus, die Stupididät erzeugt und zu jeder Gräuelthat verführbar ist. Wo sich ein Mensch an unbedingte Verfügung eines andern stellt, bedarf es nur eines gewissenlosen Obern, damit den schwärzesten Laster Thüre und Thor offen stehen.

173. Gemächlichkeit.

Der gemächliche Mensch scheut alle Lebensbeschwerden; ihm geht nichts über behagliche Ruhe, der er ohne Bedenken die heiligsten Pflichten opfert. Ihm entsinkt sogleich aller Muth, sobald er sich anstrengen soll. Man kann ihn nicht empfindlicher beleidigen, als wenn man etwas unsanft an seinem Ruhebettlein rüttelt. Die geringste Arbeit, die er nicht von der Hand weisen kann, drückt zentnerschwer auf ihn, und mit Ungeduld ersehnt er den Feierabend. Seiner Klagen über gehäufte Geschäfte will kein Ende werden, und er ist trostlos, wenn sich

nicht sogleich dienstbare Geister finden, die für ihn in die Arbeit einstehen, damit er im Schooße behaglicher Ruhe sich fortschaukeln kann.

Zu viel Gemächlichkeit ist in jedem Stande schädlich, weil dadurch der nöthigen Berufsthätigkeit Abbruch geschieht. Der Schaden wächst mit der Menge und Dringlichkeit der Pflichten. Viele wichtige und dringliche Pflichten heischen viel Anstrengung, die neben einem gemächlichen Leben nicht wohl besteht. Der Beamte jeden Grades ist Hochverräther an seinem Berufe, wenn er nicht leistet, was er soll, weil er sich nicht abmühen will. Nur die Ruhe nach Arbeit ist rechter Art; ohne Arbeit entartet sie zur Faullenzerei, die Jeden, wie hoch er stehen mag, entehrt. Der Spruch des Weisen gilt ohne Unterschied für Alle: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Kein Mensch ist von der Vorsehung an die Mast gestellt.

Nirgends lebt sich gemächlicher und behaglicher, als im Kirchendienste, wenn man sich nur das Selbstdenken abgewöhnt, und seinen Beruf als heiliges Fronwerk treibt. Dagegen ließ sich wenig sagen, wenn die Amtsverrichtungen des Geistlichen mit bloßen Manipulationen abgethan wären, oder gediegene Lehrvorträge durch faden Wortkram ersetzt werden könnten.

174. Gemein.

Das Gemeine ist der Gegensatz des Edeln im Leben, wie in der Wissenschaft und Kunst. Wie das Edle bescheidener Ausdruck des Sittlichen ist, der das unverdorbene Gemüth erquickt, so ist dagegen das Gemeine Ausdruck des Sinnlichen, der das feinere Gefühl widerlich abstoßt.

Man kann durch den Stoff oder durch die Behandlung, durch den Gegenstand oder durch dessen Darstellung zur Gemeinheit hinab sinken. Gemein wird, wer thut oder darstellt, was keiner ästhetischen Würde fähig ist, oder auch das Edle durch niedrige Behandlung entwürdiget. Durch schlechte Behandlung kann das Höchste, das Heiligste zum Gemeinen hin-

abgezogen werden. Den Beweis liefern so manche Schriftsteller und Prediger ꝛc.

Der Name des Gemeinen umfaßt überhaupt alles, was in die Kategorie des Geistleeren und Schlichten, des Alltäglichen und Trivialen fällt; alles, was mehr oder weniger geeignet ist, mit dem feinern sittlichen Gefühl in Anstoß zu kommen; alles, wobei es darauf angelegt wird, die Sinnlichkeit aufzureitzen und die Leidenschaft in Aufruhr zu bringen. Hoch erhebt sich der Mensch durch Geistesflug über das gemeine Treiben der Welt, indessen ein Anderer, vom Gewicht seiner Sinnlichkeit niedergehalten, am Boden des Alltäglichen fortkriecht, und sich von den Banden der Thierheit nicht loszuwinden vermag. —

175. Gemeingeist.

Gemeingeist herrscht, wenn jeder Einzelne sich das Wohlseyn Aller so angelegen seyn läßt, als beträfe es sein eigenes. Ueber den Gemeingeist ist bisher viel geschrieben und gesprochen worden; dieß war aber meistens auch alles. Ohne Gemeingeist besteht auf die Dauer kein Bürgerverein; er ist das Band, ohne welches alle gesellschaftlichen Stände aus ihren Schranken treten; er ist die belebende und erhaltende Kraft eines jeden Staates, ohne welche die Regierung gelähmt ist, und der öffentlichen Gesetzgebung die Hauptstütze fehlt. Das Steigen und Fallen der Staaten ist wesentlich mit dem Steigen und Fallen des Gemeingeistes verbunden. Den Beweis spricht die Weltgeschichte laut aus. Wo Alle, von gleicher Vaterlandsliebe erglüht, willig und freudig fürs allgemeine Wohl Vermögen und Leben einsetzen; wo die verschiedenen Stände durch keine besondern Interessen getrennt sind; wo Hohe und Niedere mit gleicher Begeisterung in Uebung aller Bürgerpflichten nach Vermögen thätig sind: da mögen wohl zuweilen allerlei Gefahren des Landes Wohlfahrt von aussen bedrohen; sie werden unfehlbar ohne Nachtheil am vereinten Volkswillen abprellen. —

176. Gemeinnützigkeit.

Gemeinnützigkeit steht der Eigennützigkeit gegenüber. Wenn der eigennützige Mensch bloß für sich sorgt, und seinen Meinungen und Bedürfnissen alles nachsetzt, wenn er für eigenen Wohlstand alles, fürs Beßte seiner Bürgerschaft, seines Vaterlandes ꝛc. nichts ohne Zwang thut: so kennt dagegen der Gemeinnützige keine größere Seligkeit, als wenn er Andern nützlich seyn, ihnen einen Vortheil zuwenden, zur Beförderung des Gemeinwohls die Hand bieten und Gutes in Aufnahm bringen kann. Ihm genügt nicht, nur sich geborgen zu wissen; das Glück aller gilt ihm ohne Vergleich mehr als sein eigenes. Ihm blutet das Herz beim Anblick großer Noth, die schwer auf das Volk drückt, beim Anblick steigender Unwissenheit und Sittenlosigkeit, die von jeher zerstörend auf Nationen wirkten: willig setzt er also Kraft, Zeit und Vermögen daran, und scheut selbst keine Lebensgefahr, wenn er hoffen darf, durch seine Verwendung den Druck allgemeiner Noth zu mildern, und dem reißenden Strome sittlichen Verderbens einigen Einhalt zu thun.

Durch Gemeinnützigkeit allein erhält unser Leben Wichtigkeit und Würde. Man denke sich den schönsten Kranz menschlicher Tugenden: er verliert allen Reitz, sobald in denselnen das Unkraut der Selbstsucht eingeflochten wird. Sey der Staatsdiener in seinem Amte noch so thätig: Verachtung wird sein verdienter Lohn, sobald es bemerklich wird, daß seine Thätigkeit mehr dem eigenen Interesse als der öffentlichen Wohlfahrt gelte. Sey der Geistliche in seiner Amtsführung noch so genau; stehe er keinem an Wohlredenheit nach; zeichne er sich vor andern seines Berufes durch gefälligen Umgangston und wissenschaftliche Bildung aus; er wird unfehlbar an Achtung verlieren, sobald man wahrnimmt, daß dabei die Absicht im Hintergrunde stehe, sich nach oben zu empfehlen, und eine einträglichere Anstellung zu bekommen. Sey der Bürger jeden Standes im angewiesenen Wirkungskreise noch so regsam. bleibt aber Gewinn oder Ruhm die Seele seines Treibens; ist's ihm einerlei, ob Andere neben ihm darben; geht ihm allge-

meine Noth nicht zu Herzen; ist ihm alles zu viel, was er für Andere thun soll; ist ihm jedes Opfer zu kostbar, das für allgemeine Bedürfnisse ihm abgefordert wird; reut ihn jeder kleine Beitrag zu wohlthätigen Anstalten: ihm fehlt in seiner Bürgerkrone das Edelgestein, das alle andere weit überstrahlt, — die Gemeinnützigkeit. —

Es ist eine sehr traurige Wahrnehmung, daß an Gemeinnützigkeit nicht leicht ein Zeitalter so arm war, als das unsrige. Tausend milde Stiftungen: Kranken- und Waisenhäuser, Lehr- und Armenanstalten zeugen von der Gemeinnützigkeit, welche die Altvordern begeisterte. Die Geschichte der Jahrhunderte führt uns Männer auf, die keine Mühseligkeit, kein Opfer, keine Gefahr scheuten, wo es der Beförderung des Wahren und Guten, der Rettung und Freiheit des Vaterlandes, dem Segen der Welt galt; Männer, die freiwillig allen Bequemlichkeiten entsagten, mit Freuden die Leiden der Armuth ertrugen, und bei den herbsten Widersprüchen und Kränkungen gelassen und unverdrossen blieben, so lange ihnen der Stern der Hoffnung glänzte, Nützliches und Heilsames für Zeitgenossen und Nachkömmlinge vollbringen zu können. Nun ist's leider anders. Die größten Gutsbesitzer, die reichsten und vermöglichsten Bürger lassen es nicht an Aufwand aller Art ermangeln: sie bauen sich fürstliche Palläste; verzieren alle Gemächer mit glänzenden Geräthschaften; es wird alles herbeigeschafft, was zu des Lebens Gemächlichkeiten gehört; auf der Tafel dampfen die niedlichsten Gerüchte, perlen die köstlichsten Weine; auch an Wägen nach dem neuesten Geschmack und an muthigem Gespann davor darf es nicht fehlen, um beliebige Lustparthien zu machen; ihre erste und letzte Sorge ist, daß die Quellen ihres Wohlstandes nicht versiegen, um nicht in Fall zu kommen, sich im gewohnten Lebensgenusse Abbruch thun zu müssen. Selbstsucht ist erfinderisch: wo rechtliche Mittel nicht hinreichen, bei Vermögen zu bleiben, suchen sie sich durch Wucher, Betrug und Gewaltthat zu helfen. Darf man sich wundern, wenn wohlthätige Anstalten zusehends seltener werden, — gemeinnützige Einrichtungen immer mehr in Verfall kommen, — und so gar wenig mehr zum Beßten der Gemeinden und des Landes ge-

schieht? Wo jeder nur für sich eingenommen ist, da sind die gemeinnützigen Thaten zu Ende und Völkerglück steht auf der Neige; da ist Lieblosigkeit an der Tagesordnung, und dem breiten Strome des Verderbens ist die Bahn gebrochen; da sind Ehre und Vaterlandsliebe, Tugend und Religion leere Worte, und die Grundsäulen des öffentlichen Wohls sind zusammengebrochen.

Möge man sich wieder an den Beispielen der Vorwelt aufrichten! Je einfacher die Sitten waren, desto größer war der Wetteifer in Gemeinnützigkeit. Für's Allgemeine thätig zu seyn galt den edeln Altvordern als ihr höchster Ruhm. Daher so Manche, die Alles zum Beßten ihrer Bürgerschaft hinopferten, und in Armuth starben; daher Andere, die freiwillig fürs Vaterland ihr Leben verbluteten, die auf alle Lebensgemächlichkeiten verzichteten, um ihr Vaterland durch den Ruhm der Wissenschaften, oder durch nützliche Erfindungen und Entdeckungen zu verherrlichen, die, um Tugend und Religion in Aufnahm zu bringen, den größten Gefahren sich blosstellten, und denen für die heiligste Angelegenheit des Menschen sterben der größte Gewinn war. Wo wir immer unsere Blicke hinwenden, fast überall fallen sie auf Denkmäler, wodurch unsere Urväter ihre Gemeinnützigkeit verewiget haben.

Gemeinnütziger wirkte indessen Niemand als Jesus. Eine Quelle des Lichts, der Kraft, des Segens war sein ganzes Leben auf Erden. Durch sein Wirken ward der Grund in einer neuen sittlichen Schöpfung gelegt, die noch immer fortschreitet. Durch das Christenthum, das er ins Leben rief, ist uns eine Quelle des Segens geöffnet, die ewig nie vertrocknen wird Wären wir würdig, uns nach seinem Namen zu nennen, wenn sein schönes Beispiel an unserm Herzen abgleitete? — Wo Gemeinnützigkeit mangelt, da fehlt die allgemeine Menschenliebe, — in der christlichen Sittenlehre die Hauptsache, und nach Jesu eigener Erklärung das Merkmal, woran zu allen Zeiten die Welt die Seinigen erkennen sollte.

Gemeinnützig verdient unser Daseyn vorzüglich dann genannt zu werden, wenn wir es lehrreich, bessernd, beglückend für Alle zu machen wissen. Diejenigen, mit welchen wir leben,

haben, wie wir, den großen Beruf Wahrheit zu suchen, nach Weisheit zu streben, zu dem sich aufzuschwingen, der die Urquelle alles Lichtes ist: ihnen sollen wir also nach dem Maße unserer Geisteskräfte und Kenntnisse an die Hand gehen, ihre Geisteskräfte in eine heilsame Bewegung zu bringen; ihre Einsichten zu läutern, sie der Nacht des Irrthums und schädlicher Vorurtheile zu entheben, ihnen nach Bedürfniß von unsern Kenntnissen und Erfahrungen mitzutheilen, und sie immer tiefer in's Heiligthum der Wahrheit hinein zu führen, die ein Gemeingut für alle ist.

Diejenigen, mit welchen wir leben, sind sittliche Wesen; ihnen, wie uns, ist ein heiliges Gesetz ins Herz geschrieben, dessen Befolgung uns allein wahre Würde giebt; wir gehören mit ihnen dem gleichen Tugendbunde an. Eines Jeden Daseyn soll demnach ein Segen für die Welt seyn, Jeder, ohne Ausnahme, so viel er kann, daran arbeiten, daß alles um ihn her besser werde. Thätige Verwendung im angewiesenen Wirkungskreise für Ordnung und Zucht; für Rechtschaffenheit und Tugend, setzt der hochgepriesenen Gemeinnützigkeit die Krone auf. Wer so gemeinnützig ist, bleibt noch bei der Nachwelt in Achtung und Segen. Wer erinnert sich nicht nach Jahrhunderten noch mit dankbarer Rührung der Heilsboten Jesu, welche für Versittlichung der Völker sogar ihr Leben einsetzten? Wer neigt sich nicht mit der tiefsten Verehrung noch vor ihm selbst, oder auch nur bei Anhörung seines Namens? — Ueber Gemeinnützigkeit, deren Hauptzweck ist, reine Tugend in Aufnahm zu bringen, geht nichts: ein größerer Nutzen kann Andern von uns nicht zugehen, als wenn durch uns ihr Herz gewinnt, und ihr Leben eine Richtung erhält, welche Gott wohl gefällt.

Diejenigen, mit welchen wir leben, können, so wenig als wir, ohne wechselseitigen Beistand bestehen. Unzählbar sind die Gelegenheiten, wo wir einander helfen, trösten, erfreuen können. Auch dieses Verdienst darf also unserm Daseyn nicht mangeln, wenn es den Namen eines gemeinnützigen verdienen soll. Wir würden als fühllose und selbstsüchtige Menschen erscheinen, wenn wir einander thätige Beweise unsers Wohlwollens versagten, und nicht freudig jeden Anlaß benutzten, einander durch

Liebesdienste das Leben zu verschönern, und den Umkreis, in welchem wir wirken, in einen Wohnsitz des Friedens, und eines anständigen Vergnügens zu verwandeln, wo jeder gern verweilt, und sich selig fühlt.

Ueber den Werth der Gemeinnützigkeit kann nicht genug gesagt werden; sie schafft die Erde zum Himmel um. Durch sie wird das Beßte, Erhabenste und Heiligste, dessen unsere Natur fähig ist, befördert. Nur durch ein gemeinnütziges Wirken für Wahrheit, Tugend und Wohlfahrt machten Jesus und seine Boten ihr Daseyn auf Erden wichtig und unvergeßlich. Sollten wir hinter ihnen im unendlichen Abstande zurück bleiben? — Unvergänglich, wie unser Geist, ohne Gränzen, wie die Ewigkeit, sind die Früchte eines solchen gemeinnützigen Wirkens; bedarf es mehr, als dieses einzigen Gedankens, um uns dafür zu begeistern? — Wehe Jedem, der sichs an der Pforte der Ewigkeit eingestehen muß, er habe ein träges, unnützes Leben geführt, und nichts gethan, worüber sich Andere nach seinem Tode noch freuen könnten! Wie muß der Elende vor sich selbst erröthen, wenn er, dem Grabe nahe, noch denken muß: kein Mensch wird mein verschwundenes Daseyn vermissen!

Der Mensch ohne Gemeinnützigkeit gleicht so recht einer Wucherpflanze, die andern nützlichen Pflanzen um sich her den nöthigen Nahrungssaft entzieht. Kein einziger Mensch ist für sich allein auf der Welt. Wer nicht zugleich für Andere lebt, verdient den Platz nicht, den er unter den Lebenden einnimmt. In der großen Weltenuhr muß jedes Rädchen nach seiner Bestimmung ins Ganze eingreifen. Ohne Wechselwirkung der einzelnen Theile ist kein harmonisches Ganze, in der sittlichen Welt so wenig, als in der physischen, gedenkbar. Ueberall gilt die Regel: Eines für Alle; und Alle für Eines.

Gemeinnützigkeit setzt Kraft voraus, Andern nützlich zu werden. Der Gemeinnützige muß daher sich bestreben, selbst reich an Einsichten und Kenntnissen, an Tugenden, an Geschicklichkeiten zu werden; er muß trachten, sein Vermögen durch alle rechtliche Mittel zu vergrößern. Man muß vorerst selbst haben, womit man Andern aushelfen will. Wer nichts weiß, kann Andere nicht belehren; wer nie den Weg der Tugend be-

trat, kann Andern darauf nicht Führer seyn; wer kein Vermögen hat, kann Andern die Noth nicht mildern. Eigene Bildung ist unerläßliche Bedingung, wenn man auf die Bildung Anderer mit Erfolge einwirken will.

Gemeinnützig seyn heißt also nichts weniger, als sich selbst und seine eigenen Angelegenheiten vergessen, um nur für Andere zu sorgen. Erwerb der Mittel, Andern nützlich zu seyn, liegt schon in der Aufforderung zur Gemeinnützigkeit. Ohne diese Mittel wird man Andern lästig. Bei Unwissenheit und Armuth ist das Beten allein zum Gemeinwohl ein schlechter Beitrag. Traurige Gemeinnützigkeit, der fromme Faullenzerei zu Grunde liegt! — Der biblische Spruch hat da seine volle Anwendung: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Gott hat in die Natur des Menschen Fähigkeiten und Kräfte gelegt, damit dieser davon gemeinnützigen Gebrauch mache. Wer dem Ganzen angehört, muß auch fürs Ganze thätig seyn. —

177. Gemeinschaft.

Gemeinschaft ist vertrauliches Einverständniß mit Andern, ist Verbindung mit ihnen durch Liebe, ist herzliche Theilnahme an ihrem Wohl- oder Uebelbefinden, ist das Gemeinhaben dessen, was unsere Seligkeit bedingt. Jeder Mensch ist im höhern Sinne zur Gemeinschaft mit Allen verbunden; da Alle durch gleiche Natur und Bestimmung mit einander verbrüdert sind, Alle derselben großen Gottesfamilie angehören: so müssen auch Alle mit einander ein Herz und eine Seele seyn. Man nehme den Menschen aus den Verhältnissen heraus, in welchen er mit seinem ganzen Geschlecht steht: was muß aus ihm werden? in welche enge Schranken des Lebens wäre er eingebannt? zu welchen Hoffnungen könnte er sich erheben? Was der Leib ist, dessen Glieder getrennt sind, das ist der Mensch ohne Gemeinschaft mit Andern. So wenig ohne Zusammenhang und Verbindung der Theile ein Ganzes gedacht werden kann: so ungedenkbar ist menschliches Wohlseyn, wo Verein der Gemüther durch Liebe mangelt.

Es ist belebend, stärkend für Jeden, zu wissen, daß er

mit allen Menschen in Gemeinschaft stehe. Der natürlichste Schluß ist, daß er auch Allen Aufmerksamkeit, Achtung und Wohlwollen schuldig sey, und die allgemeine Sache der Menschheit nicht sinken lassen dürfe.

Je beschränkter der Bund ist, in welchen der einzelne Mensch eintritt, desto dringlicher wird das Bedürfniß des Gemeinhabens. Darum, sagt Jean Paul sehr witzig, sollen besonders Freunde und Eheleute Alles gemein haben, nur nicht — die Stube; die groben Forderungen und die kleinlichen Zufälle der körperlichen Gegenwart sammeln sich als Lampenrauch um die reine weiße Flamme der Liebe. Wie das Echo immer vielsilbiger wird, je weiter unser Ruf absteht; so muß die Seele, aus der wir ein schöneres begehren, nicht zu nahe an unserer seyn. Schon die Erfahrung zeugt dafür, daß mit der größern Entfernung von einander die Nähe der Seelen und die Innigkeit der Liebe zunehmen.

Nicht einzig mit den Erdbewohnern, auch mit höhern und bessern Welten, mit Vernunftwesen, die bereits auf erhabenern Stufen des Daseyns stehen, sollen wir Gemeinschaft haben. Daß es jenseits solch höhere Wesen gebe, läßt sich nicht wohl bezweifeln. Wie sollte Gott im unermeßlichen Reiche seiner Schöpfung nur den kleinen Winkel, welchen wir Erde nennen, mit vernünftigen Wesen bevölkert haben? Sollte sich die Stufenfolge vernünftiger Wesen, schon mit unserm Geschlechte, wie es hienieden liebt und lebt, schließen? Sollten wir Stolz genug seyn, uns für das Vollkommenste und Beßte zu halten, was Gottes Allmacht hervorbringen konnte? Sollten wir denken können, Gott, der die reinste Vernunft, die höchste Güte ist, werde nicht das Reich der Wesen, die durch Vernunft, Freiheit und Liebe zum Guten ihm ähnlich werden können, möglichst erweitert haben? — Was unsere Vernunft dunkel ahnet, darüber hat sich Jesus ohne Doppelsinn der Worte ausgesprochen, mit dem Beisatze, daß es unerläßliche Pflicht für uns sey, mit diesen höhern Wesen durch fortschreitende Selbstvervollkommnung in Verbindung zu treten. Wir, wie sie, sind im unermeßlichen Reiche Gottes verbürgert; wir, wie sie, gehören einer höhern Ordnung der Dinge an; wir,

wie sie, sind Kinder desselben Vaters, der im Himmel ist; unsere Seele ist zu groß, zu erhaben, zu edel, als daß wir unsere Verwandtschaft mit ihnen nicht fühlen sollten. Mag zur Zeit noch uns im großen Vaterhause eine geringere Wohnung angewiesen seyn; mögen wir auf der großen Stufenleiter der vernünftigen Wesen ungleich tiefer stehen: das darf unsere Gemeinschaft mit ihnen nicht trennen, unsere Liebe zu ihnen nicht schwächen, uns im Emporstreben zum höhern Seyn nicht muthlos machen. Zeitliche Hemmung des persönlichen Verkehrs mit ihnen, kann und soll unserer geistigen Verwandtschaft mit ihnen, unserer geistigen Unterhaltung mit ihnen und unserm Aufschwung, durch reinere Tugend in innigere Verbindung mit ihnen zu kommen, keinen Abtrag thun. Das Band der Liebe, das die Erde an den Himmel knüpft, muß ohne Ausnahme alle vernünftige Wesen umschlingen, und, von ihm geleitet, müssen einst alle in dem heiligen Kreise der Auserwählten zusammen treffen.

178. Gemüth.

Gemüth ist der Zustand der Seele, wo sie von bloß klaren oder gar dunkeln Vorstellungen Empfindungen hat, und ihnen folgt. Das Gemüth, sich selbst überlassen, und vom Geiste nicht geleitet, verirrt sich leicht in Unnatürlichkeiten, und wird Schwärmerei, welche am meisten in der Religion ihr Spiel treibt. Die Tugend soll nicht blos Sache unsers Gemüths seyn, obgleich, wo das Gemüth sie nicht festhält, und der Geist allein mit ihr handelt, es keinen Tugendhaften geben wird. Ohne Lebhaftigkeit der Gefühle kann kaum etwas Gutes mit gehörigem Nachdruck ausgeführt werden; um Hohes zu vollbringen, muß man dafür begeistert seyn.

Im Bilde eines guten Menschen, dem Tugend das Höchste ist, um sich dadurch Würde zu geben, ist demnach Gemüthlichkeit ein unentbehrlicher Zug. Man hüte sich aber die Gemüthlichkeit mit jener Weichlichkeit zu verwechseln, die in Tagen herrschender Schwäche so oft schon als Gemüthlichkeit gepriesen worden ist. Weichen Herzens seyn, und zarten, edeln

Sinn für alles haben, was wahr und gut ist, sagen nicht das Gleiche; jenes nimmt mit gleicher Leichtigkeit böse und gute Eindrücke auf, dieser steht dagegen unwandelbar nur aufs Gute.

Des Gemüthes Bewegungen, so groß ihre Zahl und Verschiedenheit seyn mag, sind an sich alle unschuldig; aber sie bleiben es nur so lange, als sie unsere Begierden zu dem, was wahr und recht und gut ist, unterstützen und erheben. Wer das Gute will, kann es nicht, ohne dafür eingenommen zu seyn, vollbringen. Die Gefühle sind gleichsam der Wind in das Segel unsers Willens. Wer bei schlechten Thaten, deren Zeuge er seyn muß, kaltblütig bleiben kann; wer über das, was schändlich ist, gar nicht in Unwillen und Zorn geräth; wer nicht von heiligem Eifer erglüht, wenn frech das Laster sein Haupt empor hebt; wer nicht Kummer und Furcht fühlt, wenn Andern Gefahr droht; wer beim Unglück Anderer nicht tief gerührt wird, der ist keiner edeln Thaten fähig. Soll die Flamme des Gemüths rein lodern, so muß es die Tugend selbst seyn, welche sie entzündet.

Es giebt Leute, die alle Lebhaftigkeit der Gefühle unterdrückt wissen wollen, und es für Sünde halten, von denselben überrascht zu werden. Sie bedenken wohl nicht, daß die größere oder geringere Reitzbarbeit der Empfindungen vom Temperament abhange, das nicht unser eigenes Werk ist; daß bei einigen das Blut rascher, bei andern träger, durch die Andern sich bewege; daß nicht in Allen die gleiche Fülle der Kraft wohne; daß es mancherlei Alters- und Lebensverhältnisse gebe, welche die Heftigkeit der Neigungen steigern oder dämpfen; daß Trübsinn nicht zu den Forderungen gehöre, welche Gott an die Menschen macht.

Der Mensch ist nicht rein geistiger, sondern auch sinnlicher Natur; Aufforderungen der Gefühle sind also unvermeidlich. Sie sind sogar eine Wohlthat für uns, weil sie die Kraft des Willens gegen die Hindernisse des Guten erhöhen. Nur dann hören die Gemüthsbewegungen auf unschuldig zu seyn, und werden sündlich, wenn sie den Verstand verfinstern; wenn sie so heftig werden, daß man unfähig wird, mit gehöriger Be-

sonnenheit zu handeln. Gewisse strenge Eiferer für Tugend wissen also wohl nicht, was sie sagen, wenn sie auf gänzliche Unterdrückung der Gemüthsbewegungen dringen, die so leicht den Mensch vom Guten ablenken. Kennten sie die menschliche Natur besser: sie würden einsehen, daß sie etwas Unnatürliches und Unmögliches verlangen. Gemüthsbewegungen können wohl geregelt, und aufs Gute gerichtet, aber nie ganz unterdrückt werden. Sie sind an sich weder gut noch böse; aber sie werden es, je nachdem sie in den Dienst des Rechts oder Unrechts treten.

Der menschliche Geist, durch Religion gehoben, ist großer Macht über sich selbst fähig; bedienen wir uns dieser Macht nicht, die Gemüthsbewegungen gehörig zu zügeln, so fällt das Böse, wozu sie uns verleiten, ganz auf unsere Rechnung, und es ist unsere Schuld, wenn sie uns zum Guten die nöthige Besonnenheit rauben. Wilder Sturm der Empfindungen kann uns nicht gegen unsern Willen über die Grenzen der Pflicht hinaus drängen. So lange der Geist im Kampfe mit dem Gemüth und dessen Regungen seine Uebermacht behauptet, ist unsere Tugend geborgen.

Man kann freilich beim beßten Willen nicht immer verhüten, daß die Seele gar nie verstimmt werde, und es ist eine vergebliche Forderung an den Menschen, daß er sich immer gleich bleibe. Wie Mancher ist heute heiter und zu Allem aufgelegt, und schon morgen düster, verdrossen, schwerfällig? Wie oft ist's eine Kleinigkeit, die uns aufbringt, ein bloßer Blick, der uns kränkt? Wer mag alle Launen nennen, welche so oft uns anwandeln, und den Genuß des Lebens verbittern? — Aber daraus folgt nur, daß wir bei dieser Veränderlichkeit nicht gleichgültig seyn dürfen, und bedächtlich nach der Quelle der Verstimmung forschen sollen, um ihren nachtheiligen Erguß nach Vermögen zu hemmen.

Unstreitig haben an der Verstimmung des Gemüths Erziehung, Unwissenheit, böse Angewöhnung, Lockung durch schlechte Beispiele, ein reizbares Temperament ꝛc. meistens viel Antheil, aber sehr oft auch Zerrüttung körperlicher Gesundheit. Daher ist vielmal der leibliche Arzt nothwendiger als der geistliche, um

eine kranke Seele zu heilen. Mit Herstellung der körperlichen Gesundheit kehrt die Gesundheit des Geistes und heitern Gemüthsruhe dann von selbst zurück. Wer weiß es nicht, daß z. B. träge Säfte langsam, bedächtig, untheilnehmend, gegen fremdes Leiden gleichgültig, zur Begeisterung fürs Gute unfähig machen, daß eine Stockung in den Eingeweiden Aengstlichkeit, Zweifelsucht, Trübsinn erzeuge, daß aus Gallsucht Härte, Unfreundlichkeit, Mißtrauen und ein Hang zum Zanken hervorgehen ꝛc.? Da helfen also die Mittel des Geistes allein wenig, und es ist eitle Mühe, blos mit religiösen Gründen dagegen zu kämpfen. Nur durch Hebung des krankhaften Zustandes wirds möglich auf die Denkart wohlthätig einzuwirken. Die gründlichsten Belehrungen, die kräftigsten Zusprüche bleiben ohne Erfolg, so lange man die eigentlichen Ursachen der Gemüthsverstimmung fortbestehen läßt.

Eine lang anhaltende Gemüthsverstimmnng ist eine große Plage. Zuweilen wird dadurch die ganze Oekonomie der Seele in Verwirrung gebracht. Bald ist's Melancholie, bald Wahnsinn, was daraus hervorgeht. Betrogene Liebe, Eifersucht, fehlgeschlagene Hoffnung, unbefriedigter Ehrgeiz, Gram über schweren Verlust ꝛc. sind fast gleich ergiebige Quellen dieser Seelenkrankheiten. Wer innere Ruhe und den Frieden des Herzens liebt, kann nicht zu viel thun sich gegen anhaltende Gemüthsverstimmung zu verwahren und seiner Neigungen Herr und Meister zu bleiben.

179. Genauigkeit.

Im Thun genau und pünktlich seyn, sagen das Gleiche. Wer ein Geschäft vor hat, an dessen Gelingen ihm gelegen ist, darf das Kleinste, den Punkt nicht weglassen; er muß sich streng vor aller Oberflächlichkeit hüten, muß jeden Umstand würdigen, jedes Mittel, das ihm zu Gebote steht, benutzen und mit ganzer Thatkraft an das vorhabende Geschäft gehen. Wer mit Geschäften gleichsam nur tändelt oder flüchtig ohne Besonnenheit darüber wegeilt, und wem es am Ende einerlei ist, wie eine Sache gethan sey, wird nie Großes vollbringen. Mangel an Genauigkeit ist mit Trägheit verschwistert, indem es fast auf

eines hinausläuft, ob schlecht oder gar nicht geschehe, was geschehen soll. Es ist auf jeden Fall besser und löblicher zwar wenig, aber gut, als viel, aber schlecht zu vollbringen. Wer möchte den, welcher in einigen Stunden einige Ellen Leinwand überpinselt, darum dem Mahler schon vorziehen, weil dieser im gleichen Zeitraume vielleicht an seinem Kunstgemählde kaum einige Quadratzolle fertiget? — Das Bekannte: non multa, sed multum, hat bei allen Geschäften seine richtige Anwendung. Wobei man den Geist der Genauigkeit vermißt, das taugt selten viel.

180. Genesung.

Genesung ist Uebergang von einer Krankheit zur Gesundheit, nicht die Gesundheit selbst. Die Krankheit hört nicht plötzlich, sondern nur allmählig auf, so wie die Gesundheit auch meistens nur nach und nach zerstört wird. Die Wiederergänzung oder Erstarkung der erschöpften oder geschwächten Leibeskäfte, die Herstelluug der vorigen Harmonie zwischen allen Theilen des Organismus, die Ausscheidung aller krankhaften Stoffe kann nach dem gewöhnlichen Gange der Natur nicht das Werk weniger Stunden oder Tage seyn. Je nachdem die Krankheit schwer oder leicht, ihr Verlauf langsam oder schnell, die Lebenskraft mehr oder weniger erschöpft, die körperliche Constitution, schwächer oder stärker, die Hülfe der Kunst weniger oder mehr passend ist, so ist auch das Erheben vom krankhaften Zustande zur Gesundheit langsamer oder schneller. Wo so mancherlei auszugleichen und in naturgemäßen Gang zu bringen ist; wo so manche schadhafte, dem organischen Körper fremdartig gewordenen Stoffe ausgeschieden werden müssen: da kann die Disharmonie der verschiedenen organischen Verrichtungen unmöglich im Sprunge sich in die vorige Harmonie auflösen. Da Genesung ein zur Gesundheit hinführender Zustand, nicht die Gesundheit selbst ist; so kann man nicht behutsam genug seyn, damit nicht die vorige, oder eine andere Krankheit von neuem eintrete. Eines oder das Andere steht zu besorgen, wenn entweder die Mittel zu bald ausgesetzt, oder Fehler gegen die so nöthige Diät begangen werden. Bei Uebermaß in Speisen und Getränken, oder beim

Genusse solcher Speisen und Getränke, die zu viel erkälten oder erhitzen ꝛc., können die vorgeschriebenen Mittel unmöglich nach der Absicht des Arztes wirken. Dieser bemüht sich vergeblich, wenn ihm nicht die Folgsamkeit des Kranken begegnet.

163. Genugthuung.

Ueber stellvertretende Genugthuung sind die Herrn Philosophen und Theologen nicht eines Sinnes. Unmöglich kann nach jenen Christus uns geben, was Gott selbst uns nicht geben kann. «Es ist, sagen sie, schon in sich unmöglich, daß die Würdigkeit «Eines auf Andere übertragen werden könne. Höchstens konnte «Christus in seiner Menschheit des obersten Gutes sich würdig «machen, oder das Maximum des praktischen Vermögens erreichen. Vorausgesetzt nun, er habe es wirklich erreicht, so kann «er doch nichts davon für Andere missen, weil vom obersten «Gute bis zum Ideal des Guten noch eine endlose Stufenleiter, «die kein menschliches Wesen erklettern kann, vor ihm stand, «und er also seinen eigenen Lauf noch nicht vollendet hatte. Unmöglich konnte er demnach etwas für Andere entbehren, so «wenig als es ihnen mittheilen. Wohl konnte er uns zur Tugend «Anweisung geben und uns durch eigenes Beispiel dazu ermuntern, aber nicht seine Tugend auf uns übertragen. Im Gebiete der Tugend und Pflicht giebt es keine Stellvertretung. «Was ein Anderer wirkt, setzt keine eigene Selbstthätigkeit, «und folglich kein Bewußtseyn des Besitzes der Tugend voraus. «Wo vom Guten oder Bösen die Rede ist, findet ohne Zustimmung des eigenen Willens keine fremde Zurechnung statt. «Die Lehre von der religiösen Genugthuung, auf welcher die «christliche Mystik beruht, ist der gräßlichste Anthropomorphismus «gegen die Gottheit; und es hat wohl selten eine Meinung der «Tugend und der Vernunft mehr geschadet. Wenn sie nicht ein «Ueberrest des alten jüdischen und griechischen Sauerteigs wäre, «könnte man ihre Entstehung kaum begreifen. Fremde Zurechnung «kann im Moralischen ohne Zerstörung der Moralität gar nicht «gedacht werden.»

Damit sind nun freilich die Theologen nicht einverstanden.

Sie ziehen, auf Bibelsprüche sich stützend, vor, sich an die Lehre von einer Stellvertretung zu halten; nach welcher Christus durch seinen Gehorsam gegen Gott, und insonderheit durch Leiden und Sterben, die von dem menschlichen Geschlecht verwirkte Strafe auf sich genommen, sie abgebüßt, und dadurch ihm die Gnade Gottes wieder erworben habe. Die Ausbildung dieses dogmatischen Lehrbegriffes von einer stellvertretenden Genugthuung geschah nur allmählig, nachdem er vorerst theils durch schwankende Auslegung verwandter Bibelstellen, theils durch den Einfluß bald der Rechtskunde, bald der Philosophie, verschiedene Gestalten angenommen hatte. Die vollendente Hand scheint Anselmus im eilften Jahrhundert angelegt zu haben, der eine der höchsten Gerechtigkeit für jede Schuld zu leistende Genugthuung durchaus nothwendig fand.

Sich für die erste oder andere Parthei erklären darf so leicht kein Schriftsteller, wenn er dem Vorwurfe der Dummheit oder Ketzerei entkommen will. Am Entscheid ist auch nicht sonderlich viel gelegen, da die Erfahrung nicht nur eine Menge von Beispielen aufstellt, daß man auch ohne diese bestimmte Vorstellungsart das entscheidende Merkmal eines wahren Christen, den Geist oder Sinn Jesu haben könne, und auch an solchen Beispielen kein Mangel ist, die bei der stärksten Anhänglichkeit an den obigen Lehrbegriff von einer höchst rechtschaffenen Denkungsart und einem höchst tugendhaften Leben zeugen. Eigentlicher Schade kann nur aus dem Mißbrauch der Lehre entstehen. Dieser Fall tritt ein durch übertriebene Steigerung der Lehre von der Stellvertretung auf Rechnung der Tugend, durch das unwürdige Spielen mit dem Heilande und seinem Blut, durch die unvorsichtige Behauptung, daß die Gottlosen dem Heilande die Liebsten seyen, durch unüberlegten Trostgründe endlich, auf die Verdienste Jesu gebaut, die der Sinnlichkeit und Trägheit schmeicheln, und noch auf dem Todbette das Gewissen in unsichere Ruhe einwiegen. Wundern muß man sich bei dem allem, daß die Nachtheile nicht noch viel größer sind, was als anschaulicher Beweis dient, daß bei vielen Menschen das Herz ohne Vergleich besser als der Kopf sey. Theologen hätten am allerwenigsten vergessen sollen, daß der Sinn der Bibelstellen, aus

welchen nachher die Lehre von der Stellvertretung gegrübelt wurde, mit der Denkweise der Zeit zusammenhange, in welcher zuerst das Christenthum bekannt war, und daß die Vorstellungsart mancher Lehre unverkennbar bildlich, das Bild aber mit der Sache selbst nicht einerlei sey. Bilderſprache aus Zeiten, wo noch die Neubekehrten an Opfer, Söhnung, Tempel und Altar gewöhnt waren, kann nicht buchstäblich gedeutet werden, ohne den gröbsten Irrthümmern Thür und Thor zu öffnen.

182. Genügſamkeit.

Der Mensch ist genügsam, der mit Wenigem zufrieden ist, und die körperlichen Bedürfnisse ohne sonderlichen Aufwand zu stillen gelernt hat. Es ist nicht zu beschreiben, wie viel Handlungen des Betrugs, der Niederträchtigkeit und der schändlichsten Selbstsucht aus dem Mangel an Genügsamkeit entspringen. Dem Ungenügsamen ist der Genuß alles; er ist ein wahrer Sklave seiner Sinnlichkeit; er nimmt weder auf Wohlstand und Schicklichkeit, noch auf Pflicht und Gewissen Rücksicht, wo es der Befriedigung seiner Neigungen gilt; er kann keine Annehmlichkeit des Lebens entbehren, die ihm zu Gebote steht, wie immer dagegen das Gewissen seine Stimme erheben mag. Wie ehrwürdig steht ihm der Genügsame gegenüber! Er verschmäht kindlich fromm jeden Genuß, jede Gemächlichkeit, und nimmt mit der gemeinsten Kost, und mit harter Schlafstelle vorlieb, so bald es nöthig und Pflicht ist; er fühlt es unter seiner Menschenwürde, von Genüssen und Lebensgemächlichkeiten abhängig zu seyn, die ein Zufall ihm rauben kann; er weiß, nur der Genügsame sey überall einheimisch, weil er überall findet, was zu des Lebens Nothdurft gehört.

Ohne Genügsamkeit ist kein wahres Lebensglück für uns gedenkbar; dieses ist von Erdengut unabhängig. Nicht wer das Beßte hat, sondern wer der Beßte ist, der ist der Glücklichste. Richtig sagt daher Utz:

Dem, der nur wenig braucht, kann auch nur wenig fehlen;
Und wer sein Glück in sich, nicht in dem äußern Schein,
Nicht in der Meinung sucht, wird leicht befriedigt seyn.

Möge das Jeder sich merken, und genügsam seyn mit dem, was er hat, und nie mit dem, was er ist! Keiner besitzt Alles, und Alle haben Etwas. Wahres Glück, ungetrübte Zufriedenheit sprießt aus dem Herzen. Wie viel oder wenig Jemand besitzen mag: ist sein Herz wohl bestellt, und giebt er sich Mühe Alles zu veredeln, was er hat, — sein Herz durch Tugenden, die ihm noch fehlen, — seinen Verstand durch Kenntnisse und Erfahrungen, — seine Besitzungen durch Fleiß und Thätigkeit, durch Ordnungsliebe und Sparsamkeit; setzt er an die Stelle des Geldes und der Pracht hohe Reinlichkeit und geschmackvolle Einfalt, an die Stelle des Blendenden das Nützliche; veredelt er seine Hausgenossen durch das Beispiel der Liebe, Achtung und Milde, veredelt er seine Verhältnisse zu seinen Mitbürgern und Vorgesetzten, meidet er unsittliche Gesellschaft, erwirbt er sich durch Anmuth des Betragens, durch Dienstfertigkeit die Zuneigung und Freundlichkeit der Bewohner seines Ortes, begnügt er sich nie damit, nur so gut, so bescheiden, so redlich, so arbeitsam, so wohlwollend zu seyn, als er wirklich ist, und geht sein ganzes Bestreben dahin, in seiner gegenwärtigen Lage und unter Seinesgleichen der Beßte zu werden; dann ist er reich genug, und es kann ihm unmöglich schwer fallen, den Tand vergänglichen Erdenguts zu vermissen, das nicht zu des Lebens Nothdurft gehört.

Dem Weisen genügt am Nothwendigen, und läßt, was darüber ist, sich nie zum Bedürfniß werden; besonders verabscheut er niedrige Erwerbsart. Tief ist seinem Herzen Bouterwecks Lehre eingegraben:

Genüge Dir, und bettle nicht
Um Gunst und eitles Brod,
Und tauche nie dein Angesicht,
Vor Großen in den Koth!

Durch Genügsamkeit erspart man sich viele Sorgen. Es ist die Art des Thoren, unaufhörlich von Sorge zu Sorge zu eilen, um einst einmal ohne Sorge zu seyn.

183. Genuß.

Dem Menschen schließt zum Genuß die Natur alle ihre Vorrathskammern auf; er darf und soll die Gaben genießen, die ihm Gottes milde Vaterhand spendet. Nur beobachte er stets Ordnung und Maaß, und hüte sich vor Mißgriffen in der Auswahl. Es ist verkehrte Ordnung, die gröbern Genüsse den feinern vorzuziehen; es ist Entehrung der Menschenwürde, nach Genüssen zu haschen, die entweder mit Eckel lohnen, oder im Gewissen einen Stachel zurücklassen; es ist Selbstwegwerfung, durch Sinnentaumel das Gefühl für höhere Genüsse abzustumpfen, und zu entarten zum Thier, dem Füllung des Bauches höchster Lebenszweck ist.

Jeder Genuß wird durch Mäßigkeit gewürzt. Ein zu häufiger Genuß macht jede Lust gemein, und erzeugt Ueberdruß. Wer mit dem Genuß nicht hauszuhalten, nicht einigermaßen zu kargen versteht, wird zur eigenen Qual bald allen Geschmack daran verlieren. Ueber die Art zu genießen hat Pfeffel in seinen Gedichten eine Regel niedergelegt, die Jeder sich merken und ins Herz schreiben sollte:

Freund! willst du wissen,
Wie man ein Gut gebrauchen muß;
So lerne sparsam es genießen.
Die Mäßigkeit würzt den Genuß.

184. Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit ist allgemeine Menschenpflicht, weil es in der Natur des Menschen liegt, daß Jeder nicht blos auf das Seine sehe, sondern auch auf das, was des Andern ist. Was müßte aus uns werden, wenn einer den andern kränken, und ihn unbedenklich an Erreichung seiner Bestimmung hindern dürfte? — Gerechtigkeit hat ihren Namen vom Rechte, und ist daher diejenige Tugend, welche das Recht eines Jeden beachtet, oder, wie man auch zu sagen pflegt, Jedem das Seine läßt und giebt. Ohne sie ist öffentliche Wohlfahrt ein Unding; sie ist daher auch die erste und heiligste Pflicht der Regierung. Vorzugsweise aber wird sie vom Richter gefor-

dert, der dazu aufgestellt ist, über das Recht nach den Gesetzen Entscheid zu geben. Ein Richter, der vorsätzlich ungerechten Urtheilsspruch ertheilt, und das Recht seinem Interesse unterordnet ꝛc., ist im Staat der größte Verbrecher.

Es giebt allgemeine Rechtsregeln, die in keinem Falle übersehen werden dürfen. Hier die vorzüglichsten:

1. Die natürliche Freiheit des Menschen soll so wenig, als möglich, beschränkt werden.

2. Im zweifelhaften Falle ist immer für die natürliche Freiheit zu erkennen.

3. Ueberall ist mehr die Sache, als die Form zu beachten. Ist die Absicht eines rechtlichen Geschäftes klar, so ist diese zu befolgen, und Formverletzung bringt an sich keine Nichtigkeit.

4. Der klar ausgedrückte Sinn über ein Geschäft bestimmt die Vollziehung.

5. Ergiebt sich die Absicht des Geschäftes, es fehlt aber an den nähern Bestimmungen: so ist nach der Natur des Geschäftes und nach den dasselbe bestimmenden Gesetzen zu entscheiden.

6. Keine Bedingung, die nicht in der Natur des Geschäftes liegt, wird vermuthet, sondern muß erwiesen werden.

7. Wo gesetzliche Bestimmungen fehlen, ist natürliche Billigkeit die Entscheidungsquelle.

8. In gemeinsamen rechtlichen Verhältnissen, welche streitig werden, gilt in Ermanglung anderer gesetzlicher Bestimmungen der Grundsatz: das, was dem Einen nicht schadet, dem Andern aber Vortheil bringt, soll als geltend festgesetzt werden.

9. Das Recht zum Ganzen schließt den Theil desselben nicht aus; das Recht zum Theile berechtiget zu nichts weiter, als zu diesem Theile.

10. Die größere Befugniß schließt die geringere in sich, nicht umgekehrt.

11. In erlaubten Dingen geht der Vertrag über das Gesetz.

12. Wer bei einer Sache kein Interesse hat, der hat auch kein Recht der Einsprache.

13. Den Zufall ohne hinzutretende Schuld trägt der Eigenthümer.

14. Kein Schaden wird als zugefügt vermuthet, sondern muß erwiesen werden.

15. Für jede Beschädigung, die aus einer unerlaubten Handlung entspringt, ist der Beschädiger dem Beschädigten verhaftet.

16. Für eine unerlaubte Handlung haftet nur der Thäter; ein dritter nur, in so fern er Vortheil davon gezogen hat, zur Herausgabe dieses Vortheils.

17. Gegen verbietende Gesetze gilt kein Vertrag, noch eine sonstige Willenserklärung.

18. Wegen eines Rathes ist Niemand verantwortlich, als in so fern eine bösliche Absicht desselben nachgewiesen werden kann.

19. Wer sich für einen Kunst-, Sach-, Fach- und Gewerbverständigen ausgiebt, und Jemand durch Ungeschicklichkeit schadet, ist zur Entschädigung verpflichtet.

20. Betrügliche Absichten geben nur dem Beschädigten ein Privatrecht, keinem Dritten.

21. Wegen dessen, was Jemand nicht abwenden konnte, kann ihm keine Schuld beigemessen werden.

22. Wer sich seines Rechts bedient, thut Niemanden Unrecht.

23. Ein blos der Person anklebendes Recht kann Niemand einem Andern übertragen.

24. Keinem kann sein rechtlicher Zustand durch eine widerrechtliche Handlung verschlimmert werden.

25. Wo kein Tag bestimmt ist, wird erst durch Forderung Versäumniß begründet.

26. Wer unterläßt, wozu er rechtlich verpflichtet, und thut, wozu er nicht berechtigt ist, macht sich rechtlich verantwortlich.

27. Niemand darf sich in rechtliche Verhältnisse Dri-

ter mischen, noch diese vertreten, als auf den Grund eines Gesetzes oder Auftrags.

28. Betrug darf Niemanden Vortheil bringen; für allen Schaden aus dem Betruge haftet der Betrüger.

29. Was nicht recht ist, darauf darf sich Niemand als Beispiel berufen.

30. Nicht alles, was ausdrücklich nicht verboten, ist deßhalb erlaubt.

31. Genehmigung eines Rechtsgeschäftes gilt einem Vertrage gleich.

32. In die Augen fallende Fehler werden nicht vertreten.

33. Kein Fremder soll härter beurtheilt und behandelt werden, als der Landeseinwohner.

34. Jeder hat die Vermuthung der Redlichkeit für sich; das Gegentheil muß erwiesen werden.

35. Wer in die Sache willigt, muß sich auch die Folgen gefallen lassen.

36. In eigener Sache kann Niemand Richter seyn.

37. Der gute Glaube gilt gleich der Wahrheit so lange, als jener nicht durch Kunde von der Wahrheit gestört ist.

38. Absichtlich verzögerte Gerechtigkeitspflege ist wahre Ungerechtigkeit. Es ist traurige Wahrnehmung, daß so manche Gerichtsbehörden mit ihren Urtheilssprüchen, und dann mit Vollziehung ihrer richterlichen Bescheide sogar langsam sind, daß es zum Sprichwort wurde: der zu einer Ohrfeige Verurtheilte müsse zuweilen Jahre lang abwarten, bis er sie ausgehändigt erhalte. Der Nachtheil verzögerter Gerechtigkeitspflege ist oft größer, als der zugefügte Schaden, worüber gerechtet wird. Dem Unfug sollte durch feste Gerichtsverfassung gesteuert werden.

185. Gerüchte.

Gerüchte sind umgesetzte Sagen, wovon zur Zeit noch keine Beweise angegeben sind; schon ihrer Natur nach sind sie also schwankend und unsicher, und man kann auf sie nicht

bauen ohne Gefahr, sich und Andere zu täuschen. Daher das gemeine Sprichwort: „vom Hörensagen lügt man gerne.“

Der Weise sagt nichts nach, wofür nicht haltbare Gründe sprechen, um nicht in übeln Ruf eines müßigen Schwätzers zu kommen, und selbst unvorsichtig seine eigenen Worte zu verdächtigen. Er hält sich am Grundsatze fest: es zieme dem redlichen Manne nicht, für etwas das Wort zu nehmen, was er nicht bestimmt weiß, und bloßen Gerüchten durch seine Zustimmung Gewicht zu geben.

Es sind so mancherlei Ursachen gedenkbar, Andern Unwahrheiten aufzubinden, daß man ungemein behutsam seyn muß, um nicht in die Schlinge zu gehen. Wo Gerüchte leicht Glauben finden, hat der Betrng freies Spiel. Sie wachsen, je weiter sie sich vom Munde zum Mund verpflanzen, und durch jede neue Zuthat wird die Sache mehr entstellt, und so entstellt, daß man am Ende Mühe hat, von der ersten Gestaltung derselben noch einige Spuren aufzufinden. Gerüchte haben die Natur der Polypen, die sogar das Verwunden und Zerstören vervielfacht; man sollte weder dafür noch dagegen reden, sondern sie lieber ganz in Vergessenheit stellen. Wer vernünftig ist, läßt nicht Andere für sich denken; er prüft selbst, und nimmt durchaus nichts blindlings auf Glauben an. Was er nicht selbst sah oder hörte, das läßt er lieber unentschieden, bis Männer erprobter Einsicht und Rechtschaffenheit dafür zeugen.

186. Geschwätzigkeit.

Geschwätzigkeit, Redseligkeit, Plauderei ist an Menschen eine große Unart, und weiset meistens auf schwachen Verstand und mangelhafte Selbstbeherrschung hin. Der verständige Mensch muß in Mittheilung seiner Gedanken durch Worte Maaß zu halten wissen und nie vergessen, daß ein Schwall nichtssagender Worte für die Gesellschaft keine Unterhaltung, sondern eine wahre Ohrenfolter sey und ein Verstoß gegen die gute Lebensart. Gespräche, wobei die Worte schneller als die Gedanken sind, machen lächerlich und bringen verdiente Verachtung. Bescheide-

nes Schweigen läßt immer besser als geschwätzige Zudringlichkeit darum hat uns auch die Natur zwei Ohren zum Hören, aber nur einen Mund zum Reden verliehen. Sollen wir gleichwohl alles denken, was wir reden, so dürfen wir doch nicht alles sagen was wir denken. Es ist Andern nicht alles wichtig, was wir dafür halten. Die Zunge ist nach der Bemerkung eines Apostels zwar ein kleines Glied, hat aber schon viel Unheil in der Welt angerichtet; von jeher hat gar Mancher mit seiner geläufigen Zunge sich und Andern das Lebensglück vergiftet. Voreilige Worte sind Pfeile, die oft sehr tief, zuweilen gar tödtlich verwunden. Das sollte Jedem Herders wohlgemeinte Lehre in die Seele rufen:

Drücke den Pfeil zu geschwind nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
Glück zu rauben ist leicht, wieder zu geben so schwer.

So entschieden es ist, daß Geschwätzigkeit eine große Untugend sey, besonders wenn sie mit Lieblosigkeit, mit Eitelkeit und Stolz in Bund tritt: so giebt es doch Leute, die, wie ein Sieb, alles, was man ihnen anvertraut, durchlaufen lassen, und eher das stärkste Laxier bei sich behalten können, als ein Geheimniß. Es kneipt und brennt sie, bis heraus ist, was sie von Andern Arges wissen, bis sie das im Vertrauen zu ihnen gesprochene Wort verrathen haben; sie fühlen sich unwiderstehlich gedrängt, den kleinsten Fehler mit geschäftiger Zunge zu verbreiten und mitunter sogar durch schwarze Verläumdung unersetzlichen Ehrenraub zu begehen.

Geschwätzigkeit und Unbesonnenheit sind meistens verschwistert. Gewöhnlich, sagt Jean Paul, denken die Menschen am meisten, die am wenigsten sprechen; so wie die Frösche aufhören zu quacken, wenn man ein Licht ans Weyerufer stellt. Wo der Fluß das meiste Geräusche macht, ist er gewiß nicht tief, und wo es überhaupt am lautesten tönt, ist die größte Leerheit.

188. Geselligkeit.

Dem Menschen ist von der Natur Liebe zur Geselligkeit gegeben. Schon von der Wiege an fühlt er sich zu Andern hin-

gezogen; schon seine kindliche Unbehülflichkeit macht ihm Verbindung mit Andern zum Bedürfniß. Wer mit Niemand Umgang hält und menschenscheu von allem geselligen Verkehr sich lossagt, legt den Beweis an den Tag, daß er nicht zu leben versteht; er spottet der Natur, die den Trieb zur Geselligkeit in sein Herz legte, und spricht der Schöpfung Hohn, deren Zweck ist, ihn durch diesen Trieb glücklich zu machen. Selbst der menschenfeindlichste aller Mönche, der Mönch à la Trappe, der sich in Einöden verkriecht, der mit Niemanden spricht, Niemanden ansieht, für Niemanden arbeitet als für sich, kann nicht ganz den Trieb zur Geselligkeit verläugnen; denn er lebt in Gesellschaft mit Thoren seiner Art. Spuren der Geselligkeit finden sich sogar unter Insekten, die man mit unbewaffnetem Auge wahrnimmt: Blattläuse kleben nesterweise beisammen.

Die Erde, die uns zum Wohnort angewiesen ist, kann und darf für uns keine Einsiedelei seyn. Thätigkeit ist unser natürlicher Beruf, also auch nöthige Erholung, die wir nirgends besser als im Genusse unschuldiger Freuden des Umgangs finden, unerläßliche Pflicht. Nichts erheitert und erquickt mehr nach strenger Berufsarbeit als angenehmer Umgang; man tritt mit verjüngter Lust wieder in den von der Vorsehung angewiesenen Berufskreis zurück. Nirgends bietet sich bessere Gelegenheit nützliche Erfahrungen zu machen, als in wohl gewählter Gesellschaft. Wer nach vollbrachtem Tagewerk sich nur im Schooße düsterer Abgeschiedenheit erholen wollte, der würde allmählig so linkisch als menschenscheu werden, und der Mangel des so nöthigen Umgangs würde an ihm das ganze Leben hindurch bemerkbar bleiben.

Nur in loser Gesellschaft droht der Tugend Gefahr. Nicht alle Gesellschaften stehen auf gleicher Linie des Werthes; die beste ist, in welcher mit unschuldiger Freude das Nützliche sich paart, und wo nebst angenehmer Unterhaltung für Verstand und Herz etwas zu gewinnen ist. Anhaltende Zerstreuung darf keines Menschen Sache seyn, weil in ihr der angeborne Thätigkeitstrieb untergeht. Mehreres, was hier noch gesagt werden könnte, mag unter dem Worte Freude nachgelesen werden, so wie unter nachstehendem Artikel.

188. Gesellschaft.

Gesellschaften sind Vereine, Versammlungen, wo die Mitglieder einerlei Zwecke haben. Es giebt also der Gesellschaften so viele Arten, als es Zwecke giebt, zu welchen man sich verbindet. Die gewöhnlichsten Gesellschaften sind für angenehme Unterhaltung bestimmt; die erste und natürlichste ist die Familie, der Bund zwischen Mann und Weib, der Erhaltung und Veredlung der Menschengattung bezielt. Die größten sind Staat und Kirche; jener hat Schutz und Sicherheit der Rechte, diese Beförderung sittlicher Bildung durch Religion zum Zwecke. Ueber Jede ist an geeigneter Stelle das Nöthige gesagt. An andern kleinern Gesellschaften, zu beliebigen nützlichen Zwecken begründet, ist überall, wo Menschen von einiger Bildung beisammen leben, kein Mangel; es giebt Gesellschaften von Gelehrten, Künstlern, Kaufleuten, Landwirthen 2c., welchen überhaupt Steigerung und Vervollkommnung ihres Faches zu Grunde liegt. Es fehlt selbst nicht an geheimen Gesellschaften. Ueber letztere könnte man freilich mit einigem Schein von Wahrheit sagen: Wo Geheimnisse sind, sey Gaunerei zu fürchten. — Die Wahrheit könne und dürfe vor Männern das Licht nicht scheuen. — Es gebe keine Wahrheit, die man vor Vernünftigen verbergen müßte. — Einweihung sey Entweihung des Menschensinnes. — Staat und Kirche hätten also großes Recht keine geheime Gesellschaften dulden zu wollen. Das mag allerdings seine völlige Richtigkeit haben, wo entweder schlechte Zwecke solcher Gesellschaften, oder ihre Entartung und gefährliche Umtriebe der Eingeweihung nachgewiesen werden können. Wie aber, wenn falsche Politik und Aberglaube den Gebildeten im Volke es rathsam und sogar nöthig machen ihre bessern Kenntnisse zu verschleiern, um sie mit mehr Sicherheit und Erfolge umzusetzen? — Wie, wenn diesen Edeln nur noch das einzige Mittel bleibt, auf stillem Wege einigen Bessern beizukommen, damit diese unmerklich wieder auf andere einwirken? Sollen sie darum ihre bessern Ueberzeugungen und Kenntnisse in sich verschließen, weil sie ohne große Gefahr und Nachtheil sie nicht öffentlich unter das Volk

bringen dürfen, oder weil entweder exaltirte Höflinge oder theologische Zeloten an ihrer Freisinnigkeit Anstoß nehmen? — Man sollte doch endlich einsehen, daß die Sünden der Citra gegen Staat und Kirche so wenig als die Sünden der Ultra allein auf Rechnung geheimer Gesellschaften gehören, und daß das revolutionäre Treiben aus ganz andern Quellen fließe! So wie Druck und Verweigerung des Rechts den Gedanken der Selbsthülfe so erzeugt die Unterdrückung der Oeffentlichkeit den Hang zu geheimen Verbindungen, der Druck den Gegendruck. Wo sich Regierung und Volk in Gerechtigkeit und Mäßigung die Hand bieten, und die Diener der Kirche weniger ihr Interesse als Beförderung des Wahren und Guten im Sinn Jesu vor Augen haben, da ist von geheimen Gesellschaften wenig zu besorgen.

Ueber den sittlichen Werth großer gemischter Gesellschaften zum Unterhalt und Vergnügen sind die Meinungen getheilt. Es hat nie an Leuten gefehlt, die aus Neigungen und Grundsätzen solche Gesellschaften flozen, sich auf wenige Vertraute einschränkten, oder wohl gar ein völlig abgesondertes Leben führten; weil sie den Umgang mit Menschen nicht blos lästig, sondern auch gefährlich für ihr Herz und ihre Tugend fanden. Ohne Vergleich größer ist dagegen die Anzahl derjenigen, denen es Bedürfniß ist, unter Menschen zu seyn, die ihre Verbindungen nach Möglichkeit erweitern, und nie vergnügter sind, als im Getümmel lärmender Gesellschaften. Das Wahre an der Sache ist, daß Gesellschaften zum Unterhalt und Vergnügen eine Seite haben, die jeder Unpartheiische billigen und für gut erklären muß.

Wie arm wäre der Mensch ohne geselligen Verkehr an der so nöthigen Menschenkenntniß, und ohne diese wie oft der Täuschung und Verführung bloßgestellt! Welche Blicke lassen sich da in die Herzen der Menschen werfen! Wie viel gute und schlechte Gedanken, wie viel leichtsinnige und gesetzte Urtheile, wie viel edle und unedle Gefühle, wie viel richtige und verkehrte Anmerkungen kommen zum Vorschein, die man für sich zur Belehrung oder Warnung benutzen kann! Hier ist ein Reichthum von Erfahrungen ausgeboten, die für eigene Geistes- und

Herzensbildung ein großer Gewinn sind, und unvermerkt in unser Leben einen richtigen Takt bringen, der meistens denen mangelt, welche in zu großer Abgeschiedenheit leben, und die Menschen nur vom Hörensagen oder aus Büchern kennen.

Wie übel wäre ohne Geselligkeit unser Wohlwollen gegen Andere! Die Erfahrung lehrt es, daß der Sonderling, welcher dem Umgange mit Menschen geflissentlich ausweicht, selten ein gefühlooller, theilnehmender Mensch sey. Es ist sehr natürlich, daß man gegen die, deren Gegenwart man lästig findet, wenig Zuneigung habe; daß man wenig um Menschen sich bekümmere, die man nicht kennt; daß sich endlich das Herz verengen, einseitig und kalt werden müsse, wenn man mit Andern selten in Berührung kommt, und ihre Lagen und Bedürfnisse nicht in der Nähe kennen lernt.

Wie manche andere Tugenden, die dem wirklich gebildeten Menschen nicht fehlen dürfen, müßten wir endlich ohne geselligen Umgang vermissen! Wo anders, als in der Gesellschaft, können wir jenes ungezwungene Wesen, jene durch Bescheidenheit gemilderte Dreistigkeit, die vor tausend lächerlichen Fehlern verwahrt, jene Kenntniß des Schicklichen, jene Beobachtung des Anstandes, jene zuvorkommende feine Gefälligkeit erlangen, ohne welche man vergeblich auf allgemeine Achtung Anspruch macht? Wie viele heilsame Erinnerungen, wie viele gute Eindrücke, wie viele nützliche Regeln des Lebens für die Zukunft können wir aus der Gesellschaft zurückbringen, wenn wir sie mit Besonnenheit besuchen?

So wahr und richtig das alles ist, so wahr und richtig ist's dagegen, daß die Gesellschaft auch ihre schlimme Seite habe. Was ist ansteckender als das Böse, und wo theilt es sich leichter mit, als in der Gesellschaft? — Hier kommen Menschen von mancherlei Denkungsart und Sitten zusammen; auch schlechte finden zuweilen durch ihren einnehmenden Lebenston, durch ihre blendende Beredtsamkeit Eingang, die nicht säumen, das feine Gift sittlicher Verdorbenheit Andern unmerklich beizubringen. Hier ist's, wo jene Eitelkeit, jene Begierde zu glänzen, jene buhlerische Eroberungssucht, am meisten gereizt und unterhalten wird. Hier ist's, wo die Kunst

der Verstellung, wo der Hang zur Schmeichelei, wo feine, heimtückische Falschheit am meisten geübt wird. Hier erscheint die Verläumdungssucht in allen Gestalten. So manches wird hier zur Schau gestellt, was unserer ganzen sittlichen Bildung eine verkehrte Richtung geben kann. Da hier nur gilt, was in die Augen fällt und die Sinnlichkeit anspricht, und Beifall erwirbt; was ist natürlicher als daß die innere Rechtschaffenheit in eben dem Grade abnehme, in welchem die Begierde nach äußern Vorzügen zunimmt? Wie leicht muß es endlich werden, jener feinen Gefälligkeit, jener falschen Schaam, jener Begierde in der Gesellschaft unterhaltend und angenehm zu seyn, die Tugend zu opfern? Wer, wenn er nicht fest auf sich steht, wird auf die Dauer allen Lockungen zur Ueppigkeit widerstehen, von welchen keine große Gesellschaft ganz frei ist?

Es ist wahrlich keine sonderlich leichte Aufgabe, die Vortheile und Nachtheile großer Gesellschaften genau auszugleichen, und die Meinungen über ihren sittlichen Werth werden noch lange getheilt bleiben. Um so leichter lassen sich aus dieser Würdigung Verhaltungsregeln ableiten, die für Alle passen. Wer aufs gesellige Leben in großen Zirkeln nicht wohl zu sprechen ist, der beurtheile wenigstens Andere, die daran Geschmack finden, mit Sanftmuth und Liebe, und hüte sich, sogleich Jeden für schlecht zu erklären, der unbedenklich dabei sich einfindet; haben doch offenbar große Gesellschaften auch eine sehr gute Seite, und lassen sich sehr viele aufzählen von bewährter Rechtschaffenheit und entschiedenen Verdiensten, die von Zeit zu Zeit sich in derlei Gesellschaften Erholung suchten. Wer andern Sinnes ist, und gern im Gesellschaftskreise weilt, der verunglimpfe Andere nicht als Kopfhänger und Frömmler! Es ist doch an solchen Gesellschaften eine schlimme Seite unverkennbar. Nur der Thor kann leichtsinnig der Behutsamkeit spotten, womit ein Anderer über sein Herz wacht und der ängstlichen Sorgfalt, womit er sich gegen Gefahren verwahrt, die seine Unschuld und Tugend bedrohen. Beim wirklichen Genuß des geselligen Vergnügens ist Vorsicht unerläßlich. Hier darf durchaus nichts dem blinden Zufall über-

lassen werden. Vergessen wir uns da, wo ohnehin alles darauf angelegt scheint, uns zu zerstreuen; geben wir uns unbesorgt allen Eindrücken hin: mit welchen Unarten können wir angesteckt, welche böse Neigungen können in uns geweckt, zu welchen Schlechtigkeiten können wir verlockt werden? Der Mensch, der seine Pflicht liebt, kann nicht zu viel über sein Herz wachen, wo auf dasselbe so Manches nachtheilig einwirkt, er darf auch, wo es munter hergeht, nie vergessen, wozu er da ist, und ihm ist's wahres Vergnügen keine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, wo er einem Irrenden einen Wahn benehmen, einen Schuldlosen gegen die Verläumdung schützen, einen Geängstigten aus einer Verlegenheit ziehen, für einen Unglücklichen oder Hülfsbedürftigen das Mitleiden in Anspruch nehmen, ein schädliches Vorurtheil vernichten, und durch Wort und That einer guten Sache Vorschub geben kann.

189. Gesinnung.

Das Denken und Wollen im Bunde bestimmen die Gesinnung, welche gut oder böse ist, je nachdem beides auf's Gute oder Böse seine Richtung nimmt. Denkungsart mit entsprechendem Willen und Gesinnung sagen das Gleiche; man ist gut oder schlecht gesinnt, wenn man gut oder schlecht denkt, und der Wille auf's Gute oder Böse steht. In den Augen des Gutgesinnten gilt nur, was unabhängig vom Glücke und Schicksale, von der Werthschätzung der Menschen und dem Beifall der Welt, sich unter allen Umständen des Orts und der Zeit, und in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens als gut bewährt; seine Absichten sind rein, edel seine Gefühle, kräftig, beharrlich, unbestechbar sein Wille; Wahrheit, Recht und Tugend gehen ihm über alles; nur dafür erglüht sein frommes Herz, dem nichts so sehr als niedriger Eigennutz fremd ist. Aeußere Anregungen bestimmen ihn nicht; er trägt in sich selbst die Antriebe seines stets wachsenden Lebens, seiner Erhebung zur Selbstständigkeit. Er ist stets einverstanden mit dem Verstande und nie im Widerspruch mit der Vernunft; aufrichtig erstrebt er das Gute mit der ganzen Macht seines Willens, und setzen sich ihm auch Berge von

Hindernissen entgegen: er weiß behutsam sie zu umgehen, und setzt muthig seinen Lauf fort, ohne von seinem Ziele den Blick abzuwenden. Mag ihm, was in tausend Fällen des menschlichen Lebens zutrifft, das Gute nicht immer werden, das er zu bewirken sich vornahm; ihm bleib doch zum Troste das schöne Bewußtseyn es gewollt zu haben, — eine Quelle der Zufriedenheit, die nie versiegt. —

Mit einem solchen Menschen verkehrt gewiß jeder gern, weil man sich auf ihn verlassen darf. Sein Stolz ist Wohlthun, wo sich ihm dazu eine Gelegenheit anbietet, und ihn leitet der feste Glaube, daß nur aus Liebe wahre Selbstzufriedenheit fließe. Man fühlt sich unwiderstehlich angezogen, wo das liebende Herz den Ausschlag giebt. Anders ist's mit Menschen von schlechter Gesinnung; bei diesem entscheidet nicht Begeisterung fürs rein Menschliche, das sie nicht kennen, für Tugend, die ihrem Herzen nicht zusagt, sondern Habsucht, Ehrgeiz, Sinnenlust. Bei wem nur Gründe der Selbstsucht vorwalten, der bekümmert sich wenig um Andere, und höchstens nur so lange, bis er seinen eigenen Vortheil gefährdet sieht, dem er unbedenklich das Heiligste opfert. Man ist daher unter schlechtgesinnten Menschen nie sicher vor Betrug, Nachstellung und Gewaltthat; von ihnen, wenn Leidenschaft sie drängt, ist das Schlimmste zu erwarten; ihnen gilt jeder nur als Werkzeug zu ihren versteckten Absichten, das sie wegwerfen, sobald es ihnen nicht mehr taugt.

190. Gesundheit.

Gesundheit ist richtiger, ungestörter Gang in unsern Lebensverrichtungen, woraus das behagliche Gefühl des Wohlseyns quillt. Der Gesunde ist weder zu fett, noch zu hager, seine Gesundheitsfarbe weder zu roth, noch zu blaß; seine Augen sind hell und lebhaft; das Essen schmeckt ihm, und er hat in der Regel nur mäßigen Durst; sein Magen verdaut gut; seine Hautausdünstung ist in der Regel leicht, und kaum bemerkbar, wenn sie nicht durch besondere Kraftanstrengung vermehrt wird; sein Pulsschlag ist sich gleich, weder zu voll,

noch zu schnell; er athmet leicht, und schläft ruhig, und fühlt nach dem Erwachen sich erquickt und gestärkt.

Gesundheit hat großen Werth. Der Leib ist — wenn auch nicht der edelste — doch gewiß ein sehr wichtiger Theil unsers Wesens; durch ihn sind wir mit der ganzen sichtbaren Natur verbunden; er ist das bewunderswürdige Werkzeug, durch das die Seele wirkt. Gesundheitspflege darf uns also schon darum nicht gleichgültig seyn. Die Verrichtung mancher Berufsgeschäfte ist durch Gesundheit bedingt. Wo Gesundheit fehlt, da fehlt meistens auch mit der Kraft die Lust zur gemeinnützigen Thätigkeit.

Für Mittel zur Erhaltung der Gesundheit hat die Vorsehung gesorgt. Sauberkeit und Erfrischungen der Haut durch Waschen und Bäder, Reinlichkeit derjenigen Kleidungsstücke, die der Haut am nächsten liegen, Entfernung alles ausdünstenden Schmutzes von unsern Wohnungen, Mäßigkeit in den Nahrungsmitteln, Einfachheit in ihrer Wahl, Enthaltung von starken, betäubenden Getränken, Abhärtung des Leibs durch Arbeit, Genuß der gesunden freien Luft, gehöriger Wechsel zwischen ermüdender Thätigkeit und stärkender Ruhe, in keinen Dingen Uebertreibung, Mittelstraße in Allem: das sind die sichersten Mittel, gesund zu bleiben, und ein hohes Alter zu erreichen. Das bewährteste ist Mäßigkeit: man kann davon krank werden, daß man zu viel, nie aber davon, daß man zu wenig ißt. Ruhige Seelenstimmung wirkt nicht minder wohlthätig auf fortdauernde Gesundheit. Wer grämlich, voll geheimen Kummers ist, oder von heftigen Leidenschaften sich beherrschen läßt, wird selten auf die Dauer gesund bleiben. Zu große Gährung im Gemüthe zehrt meistens auch den Körper ab.

Bedeutende Einbuße der Gesundheit machts nöthig, bei Zeiten einen vernünftigen Arzt zu Hilfe zu rufen, und genau nach seiner Vorschrift die von ihm verordneten Arzneien zu gebrauchen. Bei leichten Unpäßlichkeiten kann man die Fürsorge übertreiben. Man thut meistens besser, wenn man da seine Sache der mütterlichen Pflege der Natur anheim stellt. Es ist gleich bedenklich, zu viel und zu wenig zu thun. Leute,

die beständig für ihre Gesundheit Sorge tragen, und nach der leisesten Anwandlung von Uebelkeit den Arzt aufsuchen, und die unschuldigsten Genüsse sich versagen, so bald sie das geringste Uebelbefinden im Anzuge wähnen, sind wie Geitzhälse, welche einen Schatz aufhäufen, von dem sie Gebrauch zu machen das Herz nicht haben. Die Arzneien verlieren ihre Kraft, wo sich der Mensch ohne dringende Noth zur lebendigen Apotheke macht.

191. Gewerbfleiß.

Gewerbfleiß ist emsiger Betrieb der Geschäfte, wodurch Menschen ihren Unterhalt zu gewinnen suchen; er zieht unwiderstehlich Jeden an, der sich einmal mit ihm befreundet hat. Die glückliche Gewöhnung an Arbeit und nützliche Anstrengung verläßt den Menschen, wenn er sie einmal hat, bis an das Ende seines Lebens nicht, sie ist für den Landwirth, für den Handwerker und Künstler, für den Handelsmann, was die Lust an Kenntnissen für den Gelehrten, was vermehrte Macht für den Ehrgeitzigen: Alle genießen durch Erwerb. Wo Gewerbfleiß stockt, da siedelt sich unvermeidlich die Klasse bettelnder Müssiggänger an, und das Land stirbt an der Auszehrung. Es muß demnach Regierungen alles daran liegen, den Gewerbfleiß aufzuregen, und ihm möglichen Vorschub zu geben. Gediegener Wohlstand eines Landes ist nur die Frucht eines allgemein regsamen Gewerbfleißes.

Gewerbfleiß gedeiht nicht, wo unter vormundschaftlicher Gewalt das Volk ewig willenloser Mündel bleibt. Wo die Verwaltung dem Landmann, was er säen und ärndten — dem Handwerker, was er bearbeiten — dem Handelsmann, was er kaufen und verkaufen, woher er seine Waaren ziehen, und wie und wo er sie absetzen — und Jedem, was er verbrauchen — wo die Regierung dem Verstande, was er beobachten, der Vernunft, was sie für wahr halten, und dem Magen, was er verdauen soll, vorschreibt — kurz, wo sie durch eine Anzahl von Gesetzen und Beamten alles selbst thun will: da muß sie sich am Ende gefallen lassen, daß die so streng Bevogteten sehr geneigt werden, nichts mehr zu thun. Man wird des Gewer-

bens überdrüssig und müde, wenn man sich dabei allseitig eingeengt sieht, und mehr noch, wenn fast aller Erwerb wieder durch Besteurung verschlungen wird. Wer im Schweiße seines Angesichtes seinen Lebensbedarf suchen muß, dem sollte doch das nothdürftigste Auskommen frei und unberührt bleiben! —

192. Gewissen.

Das Urtheil unserer Vernunft über unser Betragen heißt Gewissen, und zeigt sich in unserm ganzen Thun und Lassen wirksam. Es ist so recht die Zunge des Geistes, und offenbart sich uns vor dem Handeln durch Ermunterung oder Warnung, und nach dem Handeln durch Beifall oder Tadel. Kein Zeuge ist fürchterlicher, als das Gewissen. Seine Quelle und sein Wirken hat Niemand treffender, als Haller, bezeichnet:

„Der Werke Richterin, der Probstein unsers Thuns,
Liegt in des Herzens Grund, im Innersten von uns;
Vom Himmel stammt ihr Recht, Gott hat in dem Gewissen
Die Pflichten der Natur dem Menschen vorgerissen:
Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu,
Und ihren Nachgeschmack, die bittre Kost der Reu."

Nichts geht über das Unglück des Menschen, wenn ihn sein Gewissen verklagt. Alles Selbstvertrauen, alle Freudigkeit des Herzens, aller Muth ist dahin. Auf dem Wege ans hohe Ziel seiner Bestimmung kann er sich keinem bessern Führer anvertrauen. Wissenschaft allein genügt nicht, ihm dahin die Bahn zu bezeichnen. Schiller hat darüber seine Gefühle in nachstehenden Versen ausgesprochen:

Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist? —

Gegen die Macht des Gewissens gilt keine andere; kein Vernünfteln bringt es zum Schweigen; es erhebt seine Stimme nur um so mehr, je stärker die Zudringlichkeit der Leidenschaft ist. Mag immerhin der Bösewicht sich bereden wollen, daß die heilige Stimme in seinem Innersten nichts weiter sey,

als eine Folge verschobener Erziehung, als ein Nachhall eingeimpfter Vorurtheile; mag er absichtlich sich in die stürmischen Lustbarkeiten der Welt werfen, um den lästigen Mahner in sich zu betäuben; mag er jeden Scheingrund zu seiner Rechtfertigung hervorgrübeln: es wird ihm nie ganz gelingen, sein laut schreiendes Gewissen ganz zu beschwichtigen; heftig wird ihm allemal das Herz pochen, so oft er im Begriffe steht, sündliche Wege zu betreten. Das Gewissen ist gleichsam ein guter Engel, der sich so leicht nicht abtreiben läßt. Mag auch der Schützling noch so tief fallen: dieser gute Engel wird das Mögliche thun, ihn wieder aufzurichten; er wird durch Furcht und Angst ihn drängen, zur verletzten Pflicht zurück zu kehren; die begangene schlechte That wird ihm überall gespensterhaft nachschleichen, und ihn sogar aus dem Schlaf aufschrecken, und so lange beunruhigen, bis er von neuem sich dem Wächter seiner Unschuld und Tugend wieder in die Arme wirft. Geschieht das nicht, und prellen die Warnungen, die Vorwürfe und Drohungen des Gewissens ohne Erfolg am verstockten Herzen ab: dann kann man den Unglücklichen nur bedauern; er ist unwiderbringlich verloren, weil er vom eigenen Herzen verlassen ist.

Wie ohne Vergleich besser daran ist der Mensch, den ein gutes Gewissen beseliget? — Er hat den Himmel im Herzen; er ist stets heitern, frohen Sinnes; ihm geht nichts über das lohnende Bewußtseyn erfüllter Pflichten; ihn beugt kein Mißgeschick. Mag man ihn verkennen und verfolgen; mag ihm das traurige Loos fallen, zeitlebens mit der bittersten Armuth, mit den schmerzlichsten Leiden rrngen zu müssen: er fällt darum nie aus seiner ruhigen Fassung; ein einziger Aufblick zum Himmel genügt, nicht blos im festen Schritte, sondern sogar lächelnd allen Leiden, und selbst dem Tode entgegen zu gehen.

Gewissenhaftigkeit ist des Menschen Ruhm und Größe. Pflicht und Gottes Wille geben seinem ganzen Verhalten eine feste Richtung. Mögen seine Neigungen noch so viel gegen die Forderungen seines Gewissens einzuwenden haben; mag er seine liebsten Wünsche, und das Leben selbst, ihm zum Opfer bringen müssen: willig unterwirft er sich seiner Pflicht, denn so will

es Gott, der zum Menschen durch das Gewissen spricht. Nie sinnt er auf Ausflüchte, um sich einer lästigen Pflicht zu entheben; sorgsam beobachtet er alles, wozu er sich verbunden glaubt; er will stets lieber zu viel, als zu wenig, thun; durch nichts in der Welt läßt er sich bewegen, einen Schritt zu thun, den das Gewissen mißbilliget; ihn leitet die Ueberzeugung, daß ohne Gewissenhaftigkeit das Beßte an Werth verliere, und daß durch unlautere Absichten die Tugend selbst getrübt werde.

So wahr und löblich das alles ist, so wichtig ist dagegen die Bemerkung, daß es auch eine falsche Gewissenhaftigkeit gebe, die den Menschen in große Widersprüche verwickelt, und ihn unmerklich auf Abwege verlockt. Diese falsche Gewissenhaftigkeit tritt ein, wenn man entweder aus Heuchelei oder Selbstbetrug seine wirklichen Pflichten so deutet und anwendet, wie man es seinen Neigungen zuträglich findet. So Mancher bekümmert sich um Pflicht und Schuldigkeit wenig, und eifert dafür blos zum Schein, um Andere zu täuschen; Tugend ist ihm nur Verwand, seine Schalkheit den Augen der Welt zu entziehen. Andere kennen ihre Pflichten zu wenig, es fehlt ihnen am gründlichen Unterricht darüber; Menschensatzungen gelten ihnen als heilige Forderungen Gottes, und sie sind dafür so eingenommen, daß sie unbedenklich Jeden verfolgen, der nicht ihres Sinnes ist. Da ihre Religionskenntnisse meistens nur angelernt sind, und manche Vorschriften ihrem Herzen wenig zusagen: so lassen sie sich leicht verleiten, ohne sich dessen deutlich bewußt zu werden, sie nach ihrer Neigung zu verdrehen, und daran so lange zu künsteln, bis sie endlich zu ihren Wünschen passen.

Der Heuchler, wenn er die Rolle des Gewissenhaften spielt, verräth sich durch unbescheidene Anmaßung. Er drängt sich gerne vor, will sich Andern bemerklich machen, will etwas gelten, ohne Werth und Würde; je mehr ihn das eigene Herz Lügen straft, desto mehr giebt er sich Mühe, äusserlich das Gegentheil von dem zu zeigen, was er innerlich ist; er spricht selbstgefällig von seiner Gottesfurcht, damit ja Keinem unbemerkt bleibe, wie fromm er sey; alle seine Reden und Mienen athmen Andacht; sein Mund überfließt stets von Klagen

über Verfall der Religion und Tugend; sogar der Anzug muß es sichtbar machen, daß er nicht der bösen Welt angehöre. Der scheinbar Gewissenhafte verfehlt ganz seinen Zweck: er buhlt um Lob und Beifall, und dafür wird ihm verdiente Verachtung; kein Rechtschaffener hat gern Verkehr mit ihm; er kann ihm nicht trauen, weil er sogar mit dem Heiligsten verbotenes Spiel treibt.

Der mit falscher Gewissenhaftigkeit aus Selbstbetrug Befangene kann es eben so wenig verhehlen, wessen Geistes Kind er sey. Bei aller Pünktlichkeit in Kleinigkeiten, beim strengsten Festhalten an eingeführten Kirchengebräuchen, bei der größten Gewissenhaftigkeit in Erfüllung einzelner Pflichten, läßt sich doch gar leicht die Entdeckung machen, daß eine Lieblingsneigung ihn beherrsche, die er gern bedecken, gern durch eine größere Genauigkeit in andern Dingen verzeihlich machen möchte; daß er, wo mehrere Pflichten drängen, sie gern als unverträglich verrufe, um sich den lästigern zu entheben, und doch noch den Ruhm der Gewissenhaftigkeit zu behaupten; daß er sich der Pünktlichkeit in Beobachtung leichter Pflichten nur dazu bediene, damit man's weniger merke, wenn er die wichtigern umgeht; daß er nur darum mit so viel Eifer über das wache, was er Rechtglaubigkeit nennt, damit es Andere weniger beobachten, wenn er gewissenlos über die Schranken des schuldigen Rechtthuns tritt; daß er mit seinen milden Gaben nur die Betrügereien und Ungerechtigkeiten bedecken wolle, die er an Andern verübt hat ꝛc.

Möge doch Jeder es bedenken, daß die falsche Gewissenhaftigkeit vor Menschen oft den empfindlichsten Beschämungen aussetze! Wie verlegen, verblüft, mit Schande bedeckt, muß der Schuldige da stehen, wenn ihm die Larve vom Angesicht gerissen ist, und er sich nun in seiner wahren Gestalt zeigen muß! Wie muß er vor sich selbst erröthen, wenn ihm statt des Beifalls, um den er buhlte, tiefe Verachtung zu Theil wird! — Möge Jeder es zu Herzen nehmen, daß die falsche Gewissenhaftigkeit zu einer sehr gefährlichen Selbstzufriedenheit verleite! Da sie allzeit eine gewisse Mischung guter und böser Eigenschaften voraus setzet, und neben manchen Versäumnissen und

Schlechtigkeiten auch manches Lobenswürdige vollbringt: so dünkt sich der Mensch, der von ihr verblendet ist, bei dem Guten, das er an sich findet, ausser aller Gefahr zu seyn, und glaubt, beruhigt durch den Gedanken: man könne doch nicht vollkommen in Allem seyn, keiner weitern Besserung zu bedürfen. — Möge keiner vergessen, daß falsche Gewissenhaftigkeit Heuchler erzeugt, die an den Sittenvorschriften so lange künsteln, bis sie mit den verderbten Herzensneigungen nicht mehr streiten, und die aus denselben nur das auslesen, was am meisten nach ihrem Geschmack ist! Es giebt doch wohl keine verächtlicheren Menschen, als die sind, welche sich im Verborgenen allerlei Ausschweifungen erlauben, und dann die Schande ihres Herzens mit dem Schein der Gewissenhaftigkeit bedecken. Solche Menschen sind meistens unverbesserlich. Wer will den zur Wahrheit und Tugend zurück führen, dem es zur Gewohnheit worden ist, unredlich bei der ernsthaftesten Sache zu seyn, und bei dem fortdauernden Widerspruch, in welchem er mit sich selber ist, am Ende sich selbst nicht mehr versteht, sich selbst hintergeht? Wer will Blinden den Staar stechen, die sich in ihrer Verblendung so behaglich fühlen? — Dem Menschen ist sein irrgeleitetes Gewissen eine unübersteigliche Kluft, die ihm das Gebiet der Wahrheit unzugänglich macht.

193. Gewohnheit.

Der Mensch soll nichts thun, weil es die Gewohnheit so mit sich bringt, sondern weil es die Pflicht gebietet. Eine That hat nicht darum Werth, weil sie auf alte Gewohnheiten sich stützt, sondern weil sie Ausfluß des Sittengesetzes ist. Es giebt auch Gewohnheits-Sünden, und gar oft sucht man das Schlechteste mit Gewohnheit zu beschönigen.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf geseh'n;

schrieb der fromme Gellert.

Berufung auf Gewohnheit ist also kein gültiger Rechtfertigungsgrund, und es ist unverkennbare Thorheit, Alles auf alte Gewohnheiten zurück zu führen, und das Rad festhalten zu wollen, welches die Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt an-

treibt. Der Mensch muß der Gewohnheiten Herr seyn, nicht sich von ihnen beherrschen lassen; er würde endlich im Rost der Gewohnheiten erstarren und stillstehen, was gegen seine Bestimmung ist. Von jeher war die Geschichte der Gewohnheiten weiter nichts, als ein Gemälde mit beweglichen Figuren, die nicht wiederkehren.

Ueberall, im Gebiete des bürgerlichen und sittlichen Lebens, behauptet die Gewohnheit eine große Macht. Die Russen lehnten sich einigemal auf, als der Zaar Peter I. sie nöthigte, ihre Bärte abzuschneiden. Furchtbar waren oft die Gährungen in Kirche und Staat, durch unbehutsame Verletzung unerheblicher Angewöhnungen veranlaßt. Abstellung eines verjährten Unfugs, zu rasch, oder zur Unzeit vorgenommen, ein Heiligenbild in der Kirche von seiner Stelle gerückt ꝛc. haben schon oft die Pöbelwuth aufgeregt, und blutige Auftritte herbeigeführt. Wie viel die Gewohnheit über das Wollen und Thun des einzelnen Menschen vermöge, wird wohl keines tief geholten Beweises bedürfen, den Jedem die eigene Erfahrung aufstellt.

Wer es wohl mit sich meint, unterbricht also Gewohnheiten, so bald sie seine Willensfreiheit lähmen. So unschädlich sie scheinen mögen: sie sind schon darum gefährlich, weil sie den Menschen von sich abhängig machen. Selbstbeherrschung, des Menschen Adel, ist dahin, wo er einem gewohnten Bedürfniß gehorchen muß. Des Menschen Unglück ist aber vollendet, wenn bei ihm, was an sich schlecht ist, zur Gewohnheit ward.

194. Gleichförmigkeit.

Ewiges Einerlei ermüdet, und weckt Ueberdruß. Mannigfaltigkeit, Wechsel der Formen, Verschiedenheit in der Einheit sind uns Bedürfniß, und erhöhen die Reitze unserer Freuden. Im glücklichsten Menschenleben wird anhaltende Gleichförmigkeit zur Quelle der Gleichgültigkeit gegen die Annehmlichkeiten desselben. Beim kräftigsten Vortrag, bei der launigsten Erzählung, bei dem muntersten Gesang befällt uns lange Weile, wenn sie immer wiederkehren. Sey eine Aussicht noch

so schön; wenn sie nicht mit andern wechselt, so gewöhnt sich endlich das Auge daran, und der Blick geleitet darüber weg, ohne etwas zu denken und zu fühlen. Das prächtigste Bild verliert den Reitz der Neuheit, wenn es uns alltäglich wird. Ein stets heiterer Himmel spricht uns nicht mehr an; willkommen sind uns dagegen die ersten wiederkehrenden Strahlen der Sonne nach trüben Tagen. Wo man immer dasselbe sieht und hört, immer dasselbe thun soll, da muß bald alle Lust dahin schwinden. Das Vergnügen verjüngt sich im Wechsel, wie es in der Einförmigkeit untergeht. Der unterhaltenden Zerstreuung fließt nur aus der Mannigfaltigkeit Nahrung zu.

195. Gleichgültigkeit.

Gleichgültig heißt eine Sache, wenn an ihr nichts liegt, eine Handlung, wenn sie Zweck und Bedeutung verloren hat, ein Mensch, dem alle Selbstständigkeit fehlt, und der in seinen Urtheilen, in seinen Grundsätzen, in seinem Benehmen immer nach der herrschenden Mode sich richtet. Der Gleichgültige nimmt an oder verwirft, wie es ihm eben einfällt, ohne in Untersuchungen einzugehen, was an der Sache wahr oder falsch, gut oder schlecht, nützlich oder nachtheilig sey; ihn leitet nicht Ueberzeugung, sondern Selbstsucht oder Gemächlichkeit.

Der Gewerbsmann ist gleichgültig, dem am Gelingen seiner Geschäfte wenig liegt. Der Lehrer an der Kirche oder in der Schule ist gleichgültig, dem es gleichviel gilt, ob und wie sein Unterricht aufgenommen werde, wenn nur sein Einkommen richtig fließt. Der Beamte ist gleichgültig, dem es einerlei ist, welche Vortheile aus seiner Amtsführung dem Fürsten und Volk zugehen, wenn sie nur ihm recht viel abwirft. Der Fürst ist gleichgültig, welcher, über den Wahn des Pöbels erhaben, denselben doch unbedenklich duldet, zufrieden, wenn Gehorsam und Fleiß der Unterthanen Steuer und Zinsen in Fülle giebt. Er erblickt im Staate nur das Landgut, in den Bewohnern nur Arbeiter und Knechte. Viele Vorurtheile nennt er unschuldig, oder wegen grauen Alters ehrwürdig, ohne zu bedenken, daß die Vernunft älter, als das

älteste Vorurtheil, und kein Irrthum ohne Verwirrung und Gefahr für öffentliche Wohlfahrt sey. Stolz auf Gewalt, wähnt er, Befehle und Gesetze können den Mangel allgemeiner Bildung, Hand und Fuß den Verstand der Menschen ersetzen.

Oeffentlicher Segen ist Zweck eines jeden Standes und Berufes: in jedem kann also Gleichgültigkeit ohne großen Nachtheil nicht abgehen. Den größten Nachtheil bringt entschieden Gleichgültigkeit gegen die Religion, wodurch recht eigentlich Hochverrath an der Menschheit verübt wird, weil Religion jedem Menschen das Erhabenste, Heiligste, Wichtigste seyn muß. Wo im menschlichen Gemüthe die Achtung für Religion erstorben ist, da ist Gewissenlosigkeit an der Tagesordnung, und alle Seelenruhe, alle Freudigkeit des Herzens dahin; da fehlt dem Menschen der nöthige Anker, um sich damit auf dem stürmischen Lebensmeere feste Haltung zu geben; da ist für ihn die letzte Quelle des Trostes versiegt.

Es ist thörichtes Vornehmthun, so Mancher, der mit höherer Bildung sich brüstet, es schon gar nicht der Mühe werth hält, sich auf Untersuchungen über das Heiligste einzulassen. Wer durch Geringschätzung der Religion, und alles dessen, was darauf Bezug hat, sich vor der Welt Ehre geben will, verräth, daß es ihm am gesunden Menschenverstand fehle, und daß er ein hochmüthiger Narr sey, der im Hoheitsdünkel nicht einmal weiß, daß die Vorschriften der christlichen Religion mit den Aussprüchen der Vernunft im reinsten Einklang seyen.

Der Mensch, wie hoch er stehe, lebt mit sich im Widerspruche, der in allem, was zu seinem bürgerlichen Berufe gehört, viele Einsicht und Geschicklichkeit hat, aber in dem, was dem Gemüthe den höchsten Werth, dem Herzen den reinsten Genuß, dem Leben die edelste Richtung giebt, vorsätzlich unwissend ist. Es ist verkehrte Bildung, die sich mit Achtung der Religion nicht verträgt, und jeder Fürst verkennt sein eigenes und seines Volkes Interesse, der solchen Gebildeten Anstellung giebt. Wehe dem Lande, wo Gleichgültigkeit in Religionssachen die hohen Aemter einnimmt, oder wohl gar das Staaatsruder führt! — Schon da und dort werden die traurigen Folgen dieser Gleichgültigkeit sichtbar und fühlbar. —

196. Gleichheit.

Gleichheit mit der Freiheit im Bunde, dieser so verschiedene Name, an den sich auch schmähliche und furchtbare Erinnerungen knüpfen, ist wieder das Losungswort der Gegenwart, das, wo auch nicht allenthalben, laut und öffentlich ausgesprochen, doch in den Herzen der Völker wiederhallt. Fast allgemein erhebt sich die Stimme gegen die Bevorrechteten, und dringt auf Verpflichtung Aller, einem und demselben Gesetze unterthan zu seyn, zu den Staatslasten nach Verhältniß gleich viel beizusteuern, und im Dienste des Vaterlandes nach Kräften thätig zu seyn; fast allgemein besteht man auf der Forderung, daß jeder Bürger nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, und nach dem Wechsel des Glücks zu allen Stellen gelangen könne. Man will in dieser Gleichheit der Verbindlichkeiten und Befugnisse den Schlußstein des Staatsgebäudes und die Gewähr öffentlicher Wohlfahrt finden.

Eine andere Gleichheit, z. B. der Macht, des Ansehens und Ranges, des Wohlstandes ꝛc., ist ein Gedankending, und kann nur in leeren Köpfen gefunden werden. Unter den Menschen kann sie eine Gesetzgebung so wenig einführen, als die Scheere der französischen Gartenkunst bei allen Bäumen und Gesträuchen denselben Wuchs erzwingt. Wo haben ein Land, und die es bewohnen, gleichen Sonnenschein und Regen, gleiches Licht und gleiche Wärme, gleiche Erzeugnisse und gleiche Fruchtbarkeit? Wo in einem Lande sind die Menschen gleich betriebsam und vom Glück gleich begünstiget? — Haben einmal Menschen, es seyen deren wenige oder viele, sich in einen Staat vereiniget, dann richtet sich gleich Jeder nach seinem Vermögen und seiner Neigung ein. Wenige führen, Viele folgen. Der Verständige kömmt voran, der Blödsinnige bleibt zurück. Der Starke herrscht, der Schwache dient. Der Verschmitzte bricht sich eine Bahn, die der Redliche zu betreten sich schämt.

Erdenglück gleicht nur der Tod aus, und führt den Bettler und den Fürsten zur Menschheit zurück; ob jener nackt im Schooße der Erde, ob dieser auch in stiller Gruft auf sammt-

nem Polster ruht: die Verwesung ehrt den eiteln Schimmer nicht. Mensch ist Mensch, und von der Sterblichkeit entkleidet, steht keiner höher, es sey denn durch seinen innern Werth.

197. Gleichmuth.

Gleichmuth ist ruhige, frohe Seelenstimmung, die sich beständig gleich bleibt. Der Gleichmüthige handelt in allen Lebensverhältnissen mit heller Besonnenheit, mit fester Fassung; plötzliche Gemüthsbewegung raubt ihm diese helle Besonnenheit und feste Fassung nicht; sein Herz, was ihm immer begegnen mag, ist keinem geheimen Kummer, keinem verzehrenden Gram zugänglich; sein Ruhm ist, seiner Gefühle Herr und Meister zu bleiben; nie überspringt er in einer frohen oder verdrießlichen Gemüthsanwandlung das Geleis des Schicklichen und Wohlanständigen, und läßt sich eben so wenig zu einem allzulebhaften Grad der Lust oder des Mißvergnügens hinreißen.

Die Lebhaftigkeit der Empfindungen und Gefühle ist freilich nicht vom menschlichen Willen abhängig; sie ist eine natürliche Eigenheit, die nicht an des Menschen Belieben gestellt ist. Aber die nöthige Besonnenheit und Fassung kann dem Menschen gegen seinen Willen durch keine Reitzbarkeit der Gefühle geraubt werden. Zwar kann er nicht verhüten, daß nicht bei einer fröhlichen Gelegenheit sein Herz von Freude überwalle; er kann nicht verhindern, daß bei widerlichen Vorfällen, bei unverdienten Kränkungen sein Gemüth nicht plötzlich von Zorn und Unwillen ergriffen werde; aber so weit reicht doch immer sein Vermögen, daß er in den ersten Bewegungen der Leidenschaft nicht rede und handle, keine Thorheit begehe, sich im Wonne-Taumel oder im auflodernden Zorn zu nichts verleiten lasse, was für ihn eine Quelle unangenehmer Folgen werden könnte, daß nicht unzeitige Zutraulichkeit oder auch heftige Erbitterung ihm zum Verrath eigener oder fremder Geheimnisse die Zunge löse.

Das Ringen nach Gleichmuth ist jedes Menschen Pflicht. Ohne diese Tugend ist kein frohes, beglücktes Leben gedenkbar; ohne sie ist der Mensch meistens von der Schlauheit Anderer

abhängig. Es ist überhaupt allgemein bekannt, daß diejenigen jederzeit unklüger und schlechter handeln, welche in einer übeln Gemüthsstimmung sind, als diejenigen, welche zu allen Zeiten ihre ruhige Fassung behaupten. Wer verstimmten Gemüthes ist, thut selten, was die Vernunft, sondern öfter, was die Leidenschaft heischt, und das wenige Gute, das er thut, geschieht meistens mit sichtbarem Widerwillen. Schon die Lebensklugheit macht also Gleichmuth dem Menschen zur unerläßlichen Pflicht, aber mehr noch Gott selbst, nach dessen Willen Jeder seine Gefühle beherrschen soll.

Damit ist nicht gesagt, daß der Mensch gegen alles Vergnügen und Leiden gleichgültig und unempfindlich seyn müsse. Er ist Mensch; er mag sich freuen und den Schmerz empfinden, aber nicht vom Vergnügen sich berauschen und betäuben lassen, nicht im Leiden wehmüthig die nöthige Fassung verlieren. Die Macht der äußern Umstände, der Einfluß der sinnlichen Natur darf die Seelenkraft nicht überwältigen.

Es kostet allerdings Kampf und viel Selbstüberwindung, um allzeit und unter allen Umständen sich gleich zu bleiben, und seine Seelenruhe zu bewahren: aber diese ist auch wohl des schwersten Kampfes werth, weil heitere Seelenruhe uns schon auf Erden einen Himmel gewährt. Der Mensch, mit diesem Himmel im Herzen, bleibt stets besonnen, und ist in seinem Benehmen nie voreilig; er faßt nie Entschlüsse im Rausch der Freude oder des Zorns; gelassen bricht er die Rosen der Freude, wo sie blühen, mit weiser Vorsicht, ihrer Dornen eingedenk; behutsam bewacht er sein Herz, wenn Unwille und Verdruß es zu umdüstern drohen; er sucht, wenn er im Andrange heftiger Gefühle besorgen muß, seiner nicht mehr mächtig zu beiben, Rettung in der Zerstreuung; er ändert den Ort, damit andere Gegenstände wieder andere Bilder in seine Seele bringen, und in ihm sanftere Empfindungen aufregen; kindlich fromm, wenn es rings um ihn her stürmt, vertraut er der väterlichen Gottheit, an deren Hand der Mensch von jeher sicher durchs Leben wandelte, und ermuthiget sich durch den einfachen Gedanken: dem könne kein Leid widerfahren, welchen der Herr in Schutz nimmt. —

198. Gleichnisse.

Der Begriff der Gleichnisse liegt im Wort. Ihr Zweck ist Wahrheiten zu versinnlichen und anschaulich darzustellen. Wer Menschen zu einem Grade moralischer Bildung erheben will, von welchem sie noch weit entfernt sind; wer in den Beruf einsteht, Menschen, die sich noch im Stande der Kindheit und Dämmerung der Vernunft befinden, weiter zuführen, und sie allmählig mit dem Heiligsten zu befreunden: dem werden dabei wohlgewählte, aus der Natur und dem Menschenleben herausgehobene Gleichnisse gewiß treffliche Dienste thun. Es ist Eigenthümlichkeit des bildlichen Vortrags, die unmerklich auf dem Wege der Anschauung zur Erkenntniß des Uebersinnlichen vorzuschieben, deren Denkkraft noch zu unbehiflich ist, sich ohne Vehikel dahin zu erschwingen. Da die Begriffe Gottheit, Menschheit und das Verhältniß beider zu einander durchaus geistig sind, und diese nur durch sinnliche Zeichen und Bilder der Gedanken, d. h. durch Worte und Sprache mitgetheilt werden können: so ergab sich daraus schon in den ältesten Zeiten die natürliche Forderung an alle Lehrer über das Geistige und Unsichtbare, sich durch bildliche Darstellung zur Fassungskraft der Lehrlinge herabzulassen.

Wie man einem Kinde durch Bilder Kenntnisse von Sachen beibringt, dadurch zuerst sein Nachdenken übt und sein sittliches Gefühl weckt: so glaubten gleich Anfangs die Lehrer des Evangeliums desgleichen thun zu müssen, ganz im Sinne Jesu, der in allmähligen Stufenfolgen seine Bekenner auf die großen Zwecke seiner Sendung durch treffliche Gleichnisse vorbereitete, wozu ihm die Natur und der Kreis des menschlichen Alltaglebens reichlichen Stoff bot.

199. Glück.

Glück ist alles, was unser wahres Wohlseyn begründet und erhöhet. Das ist also nicht wahres Glück, was uns erniedriget, indem wir es genießen. Mächtig, angesehen, geehrt seyn und in allen Genüssen schwelgen, heißt bei weitem noch nicht glücklich seyn, weil derlei Vorzüge und Güter schon oft die

Grundlage und der Anfang des Verderbens geworden sind. Der mühselige Taglöhner ist so wenig jedesmal unglücklich, als der mächtige Fürst, der große Gutsbesitzer jedesmal glücklich ist. Das wahre Glück ist von zufälligem Erdengut unabhängig; dazu genügt wenig neben innerer Zufriedenheit und einem gut vollbrachten Leben.

Sichtbare Vorzüge und Erdengüter mögen nur in so fern als Glück gelten, als sie dem Gutgesinnten Ermunterung und Mittel zur gemeinnützigen Thätigkeit sind. Wer möchte den Bösewicht, weil er dem Ueberflusse mitten im Schooße sitzt, den Müssiggänger, weil er die höchsten, einträglichsten Stellen einnimmt, schon darum glücklich nennen? Können Reichthum und Ansehen gegen Verdruß und Gram, gegen Kummer und Sorgen, gegen Spott und Verachtung, oder auch nur gegen Uebelbefinden und Krankheiten sichern? — Wie mancher vornehme Serbling oder Grämling würde sich glücklich preisen, wenn er für einen tugendhaften Armen, der in Lebensfülle dasteht, und bei wenigen Bedürfnissen seines Daseyns herzlich froh ist, einstehen könnte! —

Will man denn doch solche Vorzüge und Güter, abgesehen von ihrer guten Verwendung, ein Glück nennen: so vergesse man nie dessen Unbestand und die damit verbundenen Gefahren! Hienieden giebt's kein Glück, das vor dem Wechsel der Zeit und des Zufalls sicher wäre. Der Kreis der Wandelbarkeit umschließt sogar Thronen. Hier ist das Glück vergänglich, wie der Tag, dort allein ewig, wie die Liebe Gottes. Schon Geschichte und Erfahrung zeigen sattsam, wie leicht und bald das Glück sich wende. Oft begräbt ein schneller Umsturz hohe Gebäude. Lange beglückt stand nichts. Der Städte und Menschen Schickungen fliegen auf und nieder. Jahre bedarf ein Königreich zu steigen, Stunden zu fallen. So manchen Menschen schien das Glück nur darum so hoch erhoben zu haben, um ihn auf den Punkt zu bringen, von welchem aus er desto gewisser stürzen mußte.

Schon das sollte unsern Eifer, ein Glück zu erjagen, merklich dämpfen, und uns die schöne Regel in's Herz rufen:

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Zu hastiges Rennen nach Glück frommt selten; meistens setzt man in zu raschem Anlauf über das Ziel hinaus. Es ist schlüpfrig: man muß es also, nachdem man es eingeholt hat, mit beiden Händen fassen. Es ist im Genusse unbeständig: man muß es also mit Besonnenheit brauchen, so bald es sich uns zuwendet. Schön hat sich darüber Bürde ausgedrückt:

Bescheiden brauche, was das Glück
Mit schneller Gunst dir schenkt!
Doch acht' es nicht für Eigenthum!
Fortunas Rad läuft schnell herum,
Vom Ohngefähr gelenkt.

Wir gönnen jedem Glücklichen
Des Reichthums goldnen Fund.
Er sey nicht stolz, noch poche drauf,
Das Glück geht unter, und geht auf,
Sein Fußgestell ist rund.

Diejenigen, welchen die meisten Erdengüter beschieden sind, und hoch über Andern stehen, sind selten die glücklichsten. Schillers Worte darüber verdienen tiefe Beherzigung:

Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

Das trifft besonders bei jenen Glückspilzen zu, welche in Kriegszeiten ꝛc. zuweilen durch die ungerechtesten Wagnisse vom Bettelstabe sich zu Millionärs empor heben. — Wer kennt nicht die vielen und großen Gefahren, die man oft, um empor zu kommen, um sich zu einigem Wohlstand zu erschwingen, bestehen muß? — Wer kennt nicht die Verführungen des Wohllebens nach errungenem Reichthum? — Wie Mancher schon, indem er vornehm und reich wurde, ward zugleich ein schlechter Mensch, der im Uebermuth die heiligsten Pflichten zu Boden trat? —

Verblend'te Sterbliche, die bis zum nahen Grabe,
Geitz, Ehr' und Wohllust stets an eiteln Hamen hält;
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg' und leerer Müh' vergällt;
Die ihr das stille Glück des Mittelstand's verschmähet,
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch;
Die ihr zur Nothdurft macht, um was nur Thorheit flehet:
O glaubt's, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich.
Die mäßige Natur allein kann glücklich machen.

Haller.

Großer Reichthum macht so wenig glücklich, als eine große Mahlzeit gesund. Um wahrhaft und dauernd glücklich zu seyn, muß man sich eine Höhe zum Ziel setzen, wo das Ausruhen der Kräfte immer süßer, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Müheseligkeiten immer freudiger werde; — eine Höhe, die sich unabsehbar empor hebe, oder — um diesem Gedanken Vollendung zu geben — deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche.

Der Weise, der diese Wahrheit erkennt, kann also unmöglich zu seinem letzten Ziele körperliche Wohllüste machen; kann unmöglich seine Glückseligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortschleichen von Hügelchen zu Hügelchen suchen, wo die Aussicht nie weder ihre Dürftigkeit, noch ihre Beschränktheit verliert; wo ein ermüdendes Einerlei mit kaum zu rechnenden Abänderungen ewig wiederkehrt, die Begierde, statt zu wachsen, sinkt; die Kraft, statt neues Leben und Feuer zu gewinnen, sich schwächt, abstumpft, verzehrt; wo die Empfindung des Daseyns, statt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer wird. Als minder verächtliche Ziele erscheinen aus diesem Gesichtspunkte: Macht, Ehre, Einfluß, Geschicklichkeit, Kunst; als der ersten und würdigsten eines: Wissenschaft, Erkenntniß der Wahrheit; weil hier, nach Popens schönem Bilde, sich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie gesättiget, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geschwellt wird.

Um wahrhaft und auf die Dauer glücklich zu seyn, muß man sich ferner eine Höhe zum Ziel setzen, auf welche sich ein gangbarer Pfad hinanwinde, der, wenn auch steil und mühsam, doch nirgends durch unübersteigliche Hindernisse versperrt sey; eine Höhe, von welcher kein feindseliges Schicksal uns mit rauher Stimme: ein Halt! entgegen donnern könne, das vielleicht plötzlich alle unsere Kräfte lähme, alle unsere Erwartungen schrecklich zu Boden schlage. Durch diese zweite Regel werden, als höchste Ziele, auch jene entfernt, welche die erste zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zuließ; und nur ein einziges bleibt, wenn wir wahrhaft weise seyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nämlich das letzte Ziel, nach welchem alle unsere Wünsche und Bestrebungen, wie nach ihrem Mittelpunkte, sich hinrichten, entweder ausser uns, oder, wenn auch in uns, doch in eine solche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortstreben und Weiterbilden äusserer Gegenstände, Vortheile, Hilfleistungen bedarf: so sind und bleiben wir in den Händen des Schicksals, und dieser tückische Dämon kann nach Gefallen sein neckendes oder sein grausames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Aeussern ewig unabhängig bleibt, — in den Willen selbst; — setzen wir zum höchsten Punkt unsers Bestrebens die gränzenloseste Vervollkommnung und Veredlung dieser beßten Kraft unserer Natur: so haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann, und nie erreicht worden ist, — denn, wo hätte noch der Weise und Gute gelebt, über den kein Weiserer und kein Besserer möglich gewesen wäre? — sondern, was mehr heißt, unsere Abhängigkeit vom Schicksal hört auf; seine schlimmsten Tücke können nichts, als unsern Fortgang zum Ziele befördern, als uns Anlaß zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unserer Seele sich immer schöner, immer glänzender zeigt, als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückseligkeit am fähigsten sind, — in unserm eigentlichsten, unserm innersten Selbst. Daß dieses Selbst mehr noch in unserm Willen, als in unserer Denkkraft bestehe, davon belehrt uns ein unwidersprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es sich,

warum das Anschauen der Vollkommenheiten unsers Geistes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wohllust bewirken soll, sich mit Erinnerung der Arbeiten, Anstrengungen, Aufopferungen verbinden muß, die uns jene Vollkommenheiten gekostet haben. Würden wir, wie die kunstvollen Insekten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit bloßen Anlagen und Fähigkeiten geboren: so würden wir an den vorzüglichsten Kräften unserer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den schönen Umrissen unsers Gesichts, oder dem regelmäßigen Wuchs unsrer Glieder; aber da es freie edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten, unbestimmten Anlagen und Fähigkeiten erst zu wirklichen Kräften und Fähigkeiten erhöhten: das ist es, was uns diese Kräfte und Fertigkeiten am meisten werth macht, und warum wir auf sie so vorzüglich stolz sind. Wir haben sie durch jene Thätigkeit gleichsam zu unserm vollen Eigenthum gestempelt, sie in unser wahres Selbst mit hineingezogen, und — da es allgemeines Gesetz ist, daß die Vollkommenheiten eines Gegenstandes uns immer um so mehr rühren, je nähere Verwandtschaft mit unserm Selbst dieser Gegenstand hat: so ist nun die Freude an unsern Geisteskräften weit inniger, als wenn sie bloße Geschenke der Natur, bloße zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchste, reinste Quelle der Freude aber muß, nach eben diesem Gesetze, die unmittelbar an dem Willen selbst erkannte Vollkommenheit — die Tugend seyn, welche allein auf die Dauer beseliget.

Glück, in dieser Bedeutung genommen, ist im strengen Sinne allein des Namens werth, und, weil es allein wahrhaft beseliget, mit Glückseligkeit einerlei. Dieses Glück ist Allen erreichbar: Alle werden es einst genießen, wenn Alle es in treuer Erfüllung ihrer heiligen Pflichten suchen. Nicht Alle können in hohe Aemter kommen, nicht Alle reich werden; aber Rechtthun ist Aller Sache, Wetteifer im Guten Aller Pflicht, Seligkeit durch Tugend Aller Bestimmung. Vor Gott gilt Jeder nur, was sein Herz ist, in welchem Jeder für seine Verdienste den angemessenen Lohn finden wird.

Bloßer Mangel an Erdengut benimmt dem Menschen nichts

von seiner Glückseligkeit, so lang er tugendhaft bleibt. Genügsamkeit neben der drückensten Armuth, ein Gott ergebenes Herz im herbsten Leidensdrange ist ein Schatz, mit dem kein Reichthum in Vergleichung kommt. Wo in der Welt ist der arme, verlassene Gerechte, der mit einem vornehmen Bösewichte tauschen möchte!

Wer über Mangel an Erdengut klagt, bedenkt wohl nicht, daß er in der Hand der Vorsehung oft Wohlthat für die Welt, und allzeit Mittel zu unserer Veredlung ist. Tausend herrliche Talente im Menschen werden durch die Noth geweckt; tausend wohlthätige Erfindungen und Entdeckungen verdanken ihr das Daseyn; zu tausend Tugenden ist sie Aufforderung und Veranlassung. Nur der Thor kann wünschen, daß der Allweise die Weltordnung ihm zu lieb verkehre, und zum eigenen Verderben ihm Hand biete. Nein, nein doch, Gott ist in Vertheilung seiner Gaben nicht ungerecht. Kurzsichtiger Sterblicher! und du wolltest ihm dazu das Maß bestimmen!?—

200. Gnade.

Gnade ist nach dem allgemein gültigen Begriff, von dem man nie hätte abgehen sollen, das unverdiente Wohlwollen des Höhern gegen den Niedern, und in Beziehung auf Gott sein unverdientes Wohlwollen, mit welchem er uns seine Wohlthaten zukommen läßt. Des Britten Pelagius freie Aeußerung darüber und Augustins Eifer verschoben im fünften Jahrhundert diesen einfachen Begriff, und veranlaßten die Lehre, die sich nachher in der kirchlichen Dogmatik bis auf unsere Zeiten behauptet hat.

Auf tieferer Stufe ist es des Menschen Wunsch, daß eine höhere Macht ihn ohne sein Zuthun von der Sünde reinige und durch unverdiente Zuwendung ihres Wohlwollens rechtfertige und heilige. So wie er sich aber höher hebt, will er selbst zu seiner Besserung und Beseligung wenigstens beitragen, damit er sie als die seinige betrachten könne.

Dadurch wird erklärbar, wie es kam, daß einige Kirchenlehrer der ältesten Zeit sich über die moralischen Anlagen der menschlichen Natur über Gebühr hart aussprachen, und den

Menschen fast zum Automat hinabdrückten, das nicht anders als durch Einwirkung von Oben zur geistigen Wirksamkeit aufgeregt werden könne. Das geschah besonders in Afrika, wo noch lange nachher Tertullians Geist fortwirkte. Dem Pelagius, durch Ruffins Unterricht in des Origenes sanftere Denkart eingeführt, mißfiel das harte Urtheil, und er unternahm es, den eigenen Kräften des Menschen an seiner Besserung und Heiligung auch einen Antheil einzuräumen. Andere Geistesverwandte traten seiner Ansicht bei. Das machte, besonders in der afrikanischen Kirche, großes Aufsehen, wo damals Augustin, Bischof zu Hippon, die erste Rolle spielte. Bald erhob sich zwischen beiden ein schwerer Kampf, der Jahre lang mit leidenschaftlicher Hitze geführt wurde. Nach und nach wurden das Morgen- und Abendland in den Kampf gezogen; eine Synode lösete die andere. Wohin der Sieg sich neigen würde, ließ sich vorsehen. Augustin errang durch seinen philosophischen Scharfsinn, durch seine Gewandtheit alles zum Vortheil seiner Meinungen auszulegen, durch seine hinreißende Beredtsamkeit, in welche er die strengste Consequenz zu bringen wußte, durch den hohen Ruf der Heiligkeit, den er sich bereits erworben hatte, und durch seinen entschiedenen Einfluß bei Hofe, in kurzer Zeit ein solches Uebergewicht, daß der Sturz des Pelagius unvermeidlich war, so wenig ihm, was selbst Augustin eingesteht, tiefe Kenntnisse und sittlicher Charakter abgesprochen werden konnten. Der Erfolg war, daß Augustins Lehre bald als Kirchenlehre galt und als solche sich bis auf unsere Zeiten erhielt. Seitdem hat es indessen nie an bittern Zwisten darüber gefehlt, wozu theologischen Grillenfängern eine Kleinigkeit Veranlassung ist. Noch in neuerer Zeit befehdeten einander — bei Katholiken, Jansenisten und Molinisten, bei Protestanten, Arianer und Remonstranten; beiderseits war im Meinungskrieg Gnad und Gnadenwahl das Loosungswort. Man hätte glauben sollen, daß ein freieres Denken und eine richtigere Bibelauslegung endlich einen allgemeinen Frieden herbeiführen und geistlichen Klopffechterspielen der Act ein Ziel stecken würden. Welcher vernünftige Geistliche, der in seiner Studienzeit Monate lang mit derlei faden Grübeleien hingehalten wurde, bedauert nicht noch den

Zeitverlust! — Welcher fühlt sich nicht im Innersten empört, wenn er sich daran erinnert, wie so oft der Geist des Christenthums — die Liebe — in solchen leidenschaftlichen Gezänken der Zionswächter untergieng, verloren gehe! — Und doch erheben sich in Frankreich wieder mit verjüngtem Ingrimm die Molinisten und Jansenisten gegen einander, und beginnen die christliche Wiedergeburt ihres Vaterlandes mit einer Thorheit. Hoffentlich wird für die Nachbarschaft das Beispiel nicht ansteckend werden!

201. Gottesverehrung.

Gottesverehrung ist allgemeine Menschenpflicht. Es giebt kein Volk, auch nur von einiger Bildung, das nicht dazu gewisse Zeiten und Orte bestimmt hätte. War der Begriff vom höchsten Wesen noch roh, so prägte sich diese Rohheit auch in der öffentlichen Gottesverehrung aus; man suchte Gottes Gunst durch Opfer zu erkaufen, und sich nach begangenem Unrecht mit ihm wieder abzufinden. Hatte der Begriff von Gott sich geläutert, so hörten jene Opfer auf, und das Herz trat an ihre Stelle; man lobte und pries Gott mit Gefühlen der Andacht, dankte ihm für seine Wohlthaten mit Gesinnungen der Liebe, bat ihn um Beistand zum Guten, und erforschte und befolgte seinen Willen.

Das Bedürfniß öffentlicher Gottesverehrung fühlt vor allen der Christ. Da ist es, wo er sich Licht, Trost, Stärke holt, wenn er in Verlegenheit ist, wenn Zweifel ihn ängstigen und Gefahren bedrohen, wenn Mißgeschick ihn muthlos machen will. Nichts befördert mehr und kräftiger das Vergnügen des Geistes und des Herzens Zufriedenheit. Wie ergötzt nicht oft ein Lied, ein Gebet, ein Lehrvortrag! Wie erweitert sich nicht oft das Herz, wenn uns Gott in seiner Größe, seine Werke in ihrer Pracht und seine Gebote in ihrer Schönheit vorgestellt werden! Wie manche süße Thräne entquillt da nicht dem Auge des Andächtigen unter frommen Herzensergießungen! Wie gestärkt kehrt von da nicht Mancher in den Kreis seines Berufes, in den traulichen Zirkel seiner Familie zurück!

Das Vergnügen, das dem Menschen aus würdiger Gottes-

verehrung zugeht, wäre allgemeiner, wenn nicht Gewohnheit es schwächte und Gleichgültigkeit erzeugte, welche der Tod aller edlern Gefühle ist. Durch Gewohnheit verliert das Heiligste den Reiz der Neuheit, und die Freude daran nimmt sichtbar ab. Was alltäglich ist, verleitet leicht zur Gedankenlosigkeit und spricht eben darum kaum noch leise das Gemüth an. Daher kömmt es unfehlbar, daß Menschen, welche schon lange nicht mehr Gelegenheit hatten, einer öffentlichen Gottesverehrung beizuwohnen, bei erster Gelegenheit wieder so innig entzückt werden, und daß unsere Freude an gewissen feierlichen Tagen sich hebt und verdoppelt.

Es giebt wohl nicht leicht etwas Ehrwürdigeres und Schöneres als eine Versammlung, wo man mit einem Munde Gott lobt und preiset; wo man göttliche Lehren vernimmt; wo man tief gerührt dessen Andenken erneuert, welcher durch Wort und That Segen über unser Geschlecht brachte, und als das reinste Vorbild der Tugend sich darstellte. Man fühlt sich da in seiner ganzen Größe und Hoheit, fühlt seine Menschen- und Engelwürde, fühlt sich göttlichen Geschlechtes, und außer Gott und Göttlichem erscheint uns alles klein und niedrig. Da verbinden sich Arme nnd Reiche, Niedere und Hohe zur gleichen Göttesfamilie; da vor Gott steht der Fürst nicht höher als der Bettler; da ist Abhängigkeit von Gott allen gleich fühlbar; da muß Jeder in Demuth bekennen, wie wenig er ohne Gott sey.

Wer der öffentlichen Gottesverehrung sich schämt, und sich zu vornehm dünkt, das Heiligste mit der großen Menge gemein zu haben, hat auf den gesunden Menschenverstand verzichtet. Vor Gott darf und soll Jeder, wie viel er wisse und wie hoch er stehe, sich erniedrigen. Hochmuth ist überall übel angebracht, aber am meisten da, wo es dem Heiligsten gilt.

162. Gottes-Wort.

Das Weltall spricht eine allgemeine Sprache, die von allen menschlichen Sprachen unabhängig ist. Sie ist eine Urschrift, welche jeder zum Vernunftgebrauch gereifte Mensch zu jeder Zeit lesen kann. Sie kann nicht nachgemacht, verfälscht, verändert, unterdrückt werden, nicht verloren gehen. Die Be-

kanntmachung ihres Inhalts hängt nicht von dem Willen einzelner Menschen ab. Was das Weltall spricht, kann unmöglich falsch seyn, ist allgemein verständliches Gotteswort für alle Nationen und Welten. Menschliche Sprachen sind verschieden und veränderlich; keine ist an allen Orten verständlich, keine für allgemeine Mittheilung so geeignet wie die Sprache der Schöpfung, die alle Merkmale in sich vereiniget, die zum erschöpfenden Begriffe des Wortes Gottes gehören; keine von falscher Deutung so frei als sie.

Gottes-Wort, ausgesprochen in der Natur, widerhallt im Innersten des Menschen durch die Stimme seines Gewissens, und ward bald von Männern hohen Geistes in schriftlichen Urkunden zur Belehrung der Nachwelt niedergelegt. Unter allen Weisen der Vorzeit sprach das Wort Gottes Niemand so kräftig und klar aus, als Jesus, des Christenthums hochgepriesener Stifter und Menschenheiland. Was er lehrte, entsprach vollkommen allen höhern Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens, und noch jeder, der das heilige Wort in sich aufnahm, das aus seinem Munde floß, erfuhr die beseligende Kraft desselben am eigenen Herzen.

Jammer Schade, daß der Saame des göttlichen Wortes noch so häufig auf schlechtes Land fällt! Die Erscheinung wird leicht erklärbar, wenn man bedenkt, daß es bei der Mehrheit nicht selten am nöthigen Sinn fürs Höhere fehle; daß noch da und dort der Unterricht darüber sehr mangelhaft sey; daß der beste Unterricht neben schlechter Erziehung nicht wohl gedeihen könne; daß der Sinn fürs Göttliche, welcher in frühern Jahren lebendig war, von Zeit zu Zeit der Unterhaltung und Uebung bedürfe, wenn er nicht nach und nach ersterben soll; daß rohe Sinnlichkeit und zu ängstliches Sorgen für Erdengut den Sinn für's Heiligste nicht aufkommen lasse; daß Religion eine gewisse Bildung des Geistes und Herzens voraus setze ꝛc.

Ohne derjenigen zu gedenken, welche sehr beschränkten Geistes sind, giebt es ungleich mehrere, bei welchen der Sinn für's Höhere gar nie geweckt wurde. Von Kindheit auf verwahrlost, wuchsen sie als Thiermenschen heran, und lernten die Religion kaum dem Namen nach kennen; in rohe Sinnlichkeit versunken

lernten sie das Geistige nie würdigen; an solchen müssen also nothwendig die kräftigsten Religionsvorträge verloren gehen. Ist nun vollends der Religionsunterricht selbst sehr mangelhaft und wenig geeignet fürs Gute das Herz zu erwärmen, ist er nichts weiter als Gedächtnißwerk, als mechanisches Eintrichtern dunkler Worte und Formeln, was leider nur zu oft der Fall ist: kann es uns auffallen, wenn schlecht belehrte Kinder schlechte Christen werden, und Gotteswort, mit Feuereifer verkündigt, auf schlecht vorbereitete Zuhörer keinen, oder nur sehr schwachen Eindruck macht? — Man erwartet da überhaupt vergeblich Früchte vom Saamen des göttlichen Wortes, wo nicht vorerst das Land gehörig angebaut — das jugendliche Herz durch Erziehung fürs Höhere empfänglich gemacht wurde, was so vieler Eltern letzte Sorge ist. Es ist eine eben so richtige als traurige Wahrnehmung, daß im Geschäfte der Erziehung meistens von allem, was die Religion berührt und damit in Verbindung steht, Umgang genommen werde; man lehrt das Kind schon frühzeitig alle Annehmlichkeiten des Lebens kennen und kosten; man richtet es, bevor noch sein Verstand erwacht, zu allen Eitelkeiten ab; man bringt ihm Wohlgefallen an allem bei, was die Sinnlichkeit aufregt; man kömmt sorgfältig allen seinen Wünschen vor; nur äußerst selten verlautet ein Wort von Gott und Religion, und es scheint zum feinen Weltton zu gehören, vor ihm das Gespräche von allem abzulenken, was seinem noch weichen Herzen eine fromme Richtung geben könnte. Da ist also wohl nichts natürlicher, als daß Gottes-Wort einen so erzogenen Menschen aneckle und in der Andachtsstunde ihn peinliche lange Weile befalle. Wo das Herz verdorben ist, da ist nothwendig am Göttlichen aller Geschmack dahin. Sogar beim wohlerzogenen Menschen wird endlich im Umgang mit der Welt, im Gewühle zerstreuender Geschäfte und Vergnügungen der Sinn für's Höhere untergehen, wenn ihm nicht von Zeit zu Zeit durch Herz ansprechende Religionsvorträge und rührende Uebungen christlicher Andacht Nahrung zugeführt, wenn nicht dadurch sein Gemüth zuweilen in fromme Stimmung versetzt wird. Sey ein Feuer noch so groß, lodere dessen Flamme noch so hoch auf; es wird unfehlbar erlöschen, wenn man kein Holz mehr anlegt.

Besitzt Jemand in einer fremden Sprache noch so große Gewandtheit, er wird sie wieder verlernen, sobald er aufhört darin sich fortzuüben. Mit dem Heiligsten ist's nicht anders; es geräth allmählig in Vergessenheit, und Herzenskälte tritt unausbleiblich ein, sobald ihm die nöthige Nahrung auf die Dauer vorenthalten wird. Nichts thut der höhern Belehrung mehr Abtrag als vorherrschender Sinn für das Irdische. Es giebt Leute, die nur Sinn für zeitlichen Erwerb haben; alle Wünsche ihrer Seele, alle Anstrengungen ihrer Kräfte sind darauf gerichtet; nur was ihnen Gewinn und Vortheil bringt, ist ihnen wichtig; hier allein, wo es der Erhöhung des Wohlstandes gilt, sind sie wirksam, unermüdet, erfinderisch; hier allein zeigen sie feste Entschlossenheit und ausdauernde Stärke; hier allein kennt ihre Regsamkeit keine Schranken; dadurch allein legen sie den Beweis ab, daß sie Verstand haben. Aber das ist auch meistens die einzige Anwendung, welche sie von ihrem Verstande zu machen wissen. Alles übrige ist ihnen fremd, gleichgültig, geringfügig; alles, was ihnen nicht dazu dient ihren Lebensgenuß zu erhöhen, liegt außer ihrem Gesichtskreise und erscheint ihnen werthlos; sie überlassen es unbedenklich Andern, die nach ihrer Meinung nichts Besseres zu thun haben; die Veredlung des Geistes und Herzens kömmt bei ihnen in gar keine Berechnung. Ist's ein Wunder, wenn dem Menschen bei solchen Gesinnungen die Religion als eine lästige Freudenstöhrerin erscheint, und ihm jedes ernste Wort über das Höchste und Heiligste widerlich aufs Herz fällt? — Wo thierischer Lebensgenuß der Abgott ist, da ist Verarmung des Gemüths die natürliche Folge; wo Erwerb, Ruhm, sinnlicher Genuß Alles ist, da ist der erklärte Wille Gottes nichts. Gottes-Wort an einen Menschen, an dem man alle Bildung des Geistes und Herzens vermißt, ist ein Wort in der Wüste gesprochen; er lernt es blos mit dem Munde nachsprechen, ohne dessen Inhalt zu verstehen und ohne dessen Kraft an sich zu empfinden. So wenig aus dem Marmorblock eine den Gesetzen der Kunst entsprechende Statue wird, wenn nicht zuvor viele Stücke vom Bildner abgemeißelt werden, eben so wenig wird derjenige, der außer der Gestalt fast nichts Menschliches an sich hat, ein Christ. Soll

der Mensch sich zur Religion erheben, so muß er vorerst dafür empfänglich seyn. Je tiefer der Mensch steht, desto schwerer hält's ihn zu einiger Kenntniß des Göttlichen zu bringen. Man muß sich zuerst der Thierheit entheben, wenn man sich zur Kindschaft Gottes aufschwingen will. Auf einem schlechten Acker geht die beste Aussaat verloren. Man wundere sich doch nicht, wenn trotz des gründlichsten Unterrichts des rohen Volkes Glauben meistens noch nichts weiter als Aberglaube, und seine Gottesverehrung nichts weiter als geist- und herzloses Wortgeklingel und Zermonienwerk ist. —

203. Grab.

Schauerlich ist den Meisten das Grab; nur ungern lassen sie sich daran erinnern; nur mit Entsetzen richten sie zuweilen ihren Blick darauf. Und doch fanden es schon die ältesten Weisen vernünftig und nützlich, daß der Mensch zuweilen im Geiste an sein Grab trete, und im Gefühle seiner Sterblichkeit sich da auf den Abschied von der Erde und von den lieben Seinigen vorbereite. Dem trägen Sinnlichen allein graut beim Hinblick auf das Grab; mit dem Gottesverehrer und Tugendfreund ist's anders.

Den schreckt nicht des Grabes
Offene Nacht, nicht Erd' auf den Leichnam mit dumpfem Getöse
Niedergeworfen, nicht Stille verlassener, einsamer Gräber,
Noch der Verwesung Bild, wer, wenn dieß alles sein wartet,
Weiß, daß Gott ihn dereinst in seinen Himmel hinaufruft,
An dem Tage der großen Geburt, in das Leben der Engel.

Klopstock.

Wozu auch dem Gerechten Furcht und Grauen am Grabe? Ist es ja doch der Communicationsgraben zwischen Erde und Himmel, und nach Jean Pauls zarter Bemerkung der leuchtende Fußtritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand den letzten Pfeil auf das Haupt des Menschen abdrückt; so bückt dieser vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloß davon die Dornenkrone ab.»

Im Grabe ist aller Erdenleiden Ende. Fortan schweigt im menschlichen Herzen der Leidenschaften Toben; kein Wahn

täuscht, kein Sinnentraum berauscht mehr. Arglist, Haß, Zwietracht und Verläumdung trennen nicht ferner der Liebe und Freundschaft heiligen Bund; der Schmerz wühlt nicht ferner in Gliedern und Eingeweiden. Unwiderstehlich dringt sich uns hier die Ueberzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen auf. Mancherlei sündliche Begierden werden durch die Güter der Erde in uns geweckt; wir jagen ihnen oft mit leidenschaftlicher Hitze nach; wir legen ihnen nicht selten eine übergroße Wichtigkeit bei und machen sie zum einzigen Lebenszweck; wir schwelgen in ihrem Genusse mit einem Leichtsinn und Uebermuth, daß unsere höhern Bedürfnisse fast ganz in Vergessenheit kommen; ein bedächtlicher Blick aufs Grab vermag allein uns wieder zurechtzuweisen. Dadurch vorzüglich wird's fühlbar, wie richtig alles sey, was die Erde hat und giebt. Eitler Mensch! der du auf deine Schönheit stolz bist, der du deiner Stärke dich rühmst, der du auf deinen Reichthum pochest, der du mit deinem Ruhme, mit deinem höhern Stande, mit deinen Thaten viel Aufhebens machst; tritt im Geiste dem Grabe näher, das einst dich aufnehmen wird! Was wirst du von allen deinen Schätzen mitnehmen? Wie bald verschwindet der Zauber leiblicher Schönheit? Wie bald ist die größte Lebenskraft erschöpft? Welche Macht ist so groß, die nicht der Tod breche? Welcher Ruhm so glänzend, den nicht die Zeit der Vergessenheit übergebe? —

Wenn der Mensch auf dem stürmischen Lebensmeere gewaltig zeitlebens umhergeworfen wird, er findet endlich im Grabe Ruhe. Damit wird nicht gesagt, daß ihn im Grabe ein Gefühl der Ruhe beseligen werde. Er ist Leichnam; ein unbrauchbar gewordenes Werkzeug der Seele, aller Empfindung beraubt, und wir senken ihn in die Erde, nicht daß er in derselben fortdaure, und gleichsam von des Lebens Beschwerden und Mühseligkeiten ausruhe, sondern daß er sich auflöse und wieder zu Erde werde. Aber wenn es einmal mit dem Menschen dahingekommen, dann gilt das stille Grab, das seine sterblichen Reste umschließt, als vollgültiger Beweis, daß ihn die Bürde des Erdenlebens nicht mehr drücke, daß sein Geist nun frei sey und allen Leiden und Sorgen unzugänglich.

Die Sitte, Leichname zu beerdigen, ist so ehrwürdig als

alt, und wir legen dadurch den Beweis ab, daß wir die Menschen noch in ihren verweslichen Resten ehren. Wo man noch dem Genossen einer fremden Confession das anständige Grab verweigert, bedenkt man wohl nicht, daß man dadurch wider die Wahrheit und Güte der eigenen Confession zeuge. Es ziemt sich für Menschen, deren Herz für Liebe geschaffen ist, schon gar nicht, daß sie wegen abweichenden Lehrmeinungen und Satzungen einander die Seligkeit absprechen, und dieses harte Urtheil durch ein Grab am unziemlichen Orte nach der Nachwelt verkünden.

184. Greis.

Das Greisenalter hat viel Aehnliches mit dem Winter. Im Winter liegt die Natur öde, erstarrt, schmucklos vor unsern Blicken; man sieht in ihr nicht mehr die vorige Regsamkeit der Kräfte; Eis und Schnee liegen, wo zuvor schöne Blumen süße Wohlgerüche dufteten, wo das lebendige Grün des Grases das Aug erquickte, wo die nahrhaftesten Kräuter sproßten, wo die herrlichsten Früchte prangten.

Ein treffendes Bild des Greisenalters! — Auch da schwinden allmählig die vorigen Reize und Annehmlichkeiten des Lebens. Anstatt einer gewohnten, nützlichen Wirksamkeit, eines freien leichten Gebrauches der Fähigkeiten und Kräfte, tritt nun Schwäche und eine gewisse Erstarrung ein; die Stelle warmer, lebhafter Gefühle und Empfindungen nehmen fortan Kälte und Gleichgültigkeit ein; das Herz, das sonst so manchen schuldlosen Freuden offen stand, findet daran keinen Geschmack mehr; der heitere Himmel des Frohsinns hüllt sich in trübe Wolken grämlicher Sorgen ein; so manche Blume ehemaliger Vergnügungen welkt und verdorrt; so Manches, was man ehedem innig liebte, und woran man mit ganzer Seele hing, wird durchaus gleichgültig; so manche einst vertraute Lebensgefährten sind heimgegangen.

Der Winter wie das Greisenalter ist Zeit zum Ausruhen. Wenn die Natur in den bessern Jahrszeiten mit unabläßigen Trieben, mit stets reger Wirksamkeit, grünt, blühet und ihre Früchte darreicht; so ruht sie im Winter wieder aus, und er-

hält sich zu neuer Fruchtbarkeit. So ist's mit dem Menschen. Wenn er in den Zeiten seiner Kraft wirksam war, so tritt endlich für ihn im Alter die Zeit der Ruhe ein von so manchen Arbeiten und Anstrengungen, wozu ihm die Natur die nöthigen Kräfte versagt; von so manchen unstäten Trieben und Leidenschaften, die ihn einst bestürmten; von so manchen Zerstreuungen, woran er kein Wohlgefallen mehr findet, und deren Eitelkeit er aus langer Erfahrung kennen lernte. Eben darum ist aber das Alter auch die rechte Zeit zum Genusse aller edlern Freuden, die ohne Seelenruhe nicht wohl gedeihen. Er, der achtungswerthe Greis, nicht mehr durch so viele Stürme von Aussen und Innen bewegt, findet nun mehr Geschmack und Vergnügen an ernsten, belehrenden und nützlichen Uuterhaltungen; er theilt gerne und mit vergnügendem Bewußtseyn den Jüngern seine längern und reifern Erfahrungen mit; er sieht mit stiller Freude auf das Glück der Seinigen, dessen erster Grund sein Verdienst, sein Werk ist, und er gefällt sich in ihrem traulichen Kreise um so mehr, je mehr er jene freundliche Heiterkeit der Seele zu erhalten weiß, die eine Zierde des Alters ist, und je mehr es ihm gelingt die Eigenheiten, Schwächen und Wunderlichkeiten des Alters ihnen so wenig als möglich bemerklich zu machen. Nie fühlt er sich seliger, nie ergießt sich reinere Freude in seine Seele, als wenn er zufrieden zurückdenkt auf vergangene Zeiten, zurückblickt auf seine durchwanderte Laufbahn, und sich an so manches gestiftete Gute, an so manche gemeinnützige That, die ihm gelang, an so manche Schwierigkeit, die er glücklich besiegte, erinnert. Ihm ist fortan Religion, besonders wenn sie schon in früheren Jahren seine Lebensgefährtin war, die reichhaltigste Quelle der Freude und des Trostes. Je mehr die Erde mit ihrer Lust unter ihm sinkt, desto kräftiger hebt sein Geist sich himmelwärts; je kälter sein Herz für die Freuden der Welt geworden, desto wärmer wird es für höhere Freuden. Er ist keiner der Unwürdigen, die nicht anders, als mit Schaam auf die frühere Vergangenheit zurückdenken können; er ist gegen den Vorwurf sicher, daß er die Sünde dann erst verlassen habe, nachdem sie ihn verlassen hat. Er gehört mit so vielen Andern in die gleiche Klasse, die sich aus Angewöh-

nung von den Lüsten der Erde noch am Lebensabend nicht trennen können; die immer noch mit zitternder Hand nach den Gütern und Freuden der Zeitlichkeit greifen; die noch mit einem Fuße auf der Lasterbahn stehen bleiben, während sie schon mit dem andern den Rand des Grabes berühren.

Der überlegende Verstand sieht am Greisen nicht blos die leicht auffallenden Gebrechlichkeiten und Eigenheiten seines Alters: er sieht und ehrt an ihm die Ruhe nach einem thätigen Leben; er schätzt in ihm den Fremdling, der aus einer frühern Welt bei uns noch weilend zurückblieb, und auch schon näher mit der zukünftigen befreundet ist; er achtet in seiner stillen ernsten Heiterkeit und Freundlichkeit den Geist, der, seines höhern Ursprungs sich bewußt, unter dem Erliegen der körperlichen Natur sich dennoch unabhängig und aufrecht erhält, als ob er seine nahe Freiheit ahne. Kein richtig Fühlender kann seine Verehrung und Liebe einem Greise entziehen, der in einer langen Reihe von Jahren so manche Erfahrungen sich sammelte, so viel Lebensweisheit sich erwarb, so viel Segen um sich her verbreitete. Jeder Wohldenkende verkehrt gerne mit ihm. Durch seine Gegenwart werden sogar die Vergnügungen der Jugend erhöht; da sie aus Achtung von ihm immer in den Gränzen der Unschuld, in den Schranken der Mäßigung bleibt und in ihm einen Schützengel erkennt und verehrt, der die Ausbrüche jugendlicher Frechheit durch sein Daseyn verhütet.

Nichts in der Welt ist für ein empfindsames Herz kränkender als hören und sehen, wie man oft des Alters spottet. Nichts zeugt mehr von sittlicher Versunkenheit als Verachtung und Härte gegen ein Alter, das an sich schon Ehrfurcht und Schonung gebietet. Nichts empört mehr, als wenn man hilflosen, durchs Alter entkräfteten Leuten, oder wohl gar Anverwandten, Herz und Hand verschließt. Nichts geht über die Verworfenheit solcher Kinder, welche durch Wort und That zu erkennen geben, daß ihnen das längere Leben ihrer bejahrten Aeltern lästig sey; welche ihnen selten ein friedliches Wort reden; welche wohl gar sie Noth leiden lassen, ohne die Sorgfalt zu würdigen, die sie einst auf ihre Erziehung verwendet haben; welche auf alle erdenkliche Weise, anstatt der Stab

ihres Alters zu seyn, ihnen auf die widernatürlichste Weise ihren kleinen Lebensrest erschweren und noch am Rande des Grabes den süßen Trost rauben, gute Kinder zu hinterlassen.

205. Größe.

Ueber wenige Dinge sind die Urtheile der Menschen so schwankend, so unzuverläßig und so sehr von einander abweichend, als über menschliche Große. Ein Großer heißt bald ein Reicher, der viel Aufwand machen kann, bald ein Gewaltiger, der die Beschlüsse seines Willens leicht ausführt, und dem die Kräfte Anderer dienstbar sind; bald ein Mann im hohen Amte, vor dem Alles demüthig sich beugt. Die Weltgeschichte lehrt, daß von solchen angeblichen Großen noch nie das Größte für die Menschheit geleistet worden ist. Das wahrhaft Große kündet sich nicht mit Geräusche an.

Wer etwas Treffliches leisten will,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft!
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Wald's — den Baum.

Schiller.

Viele läugnen das Daseyn wahrer Größe, weil dieselbe sich ihrer Mittelmäßigkeit nicht fügen will. Der Flug des Adlers läßt sich nicht mit Anweisungen verfolgen. Einsichtsvollere sind andern Sinnes; sie wissen, daß der Mensch nicht groß ist durch das, was er hat, sondern durch das, was er ist und leistet. Wie sie die Sache ansehen, tritt wahre Größe, die der Mensch erstreben soll, rein aus dem Menschen selbst hervor; sie ist jene hochgepriesene Selbstbeherrschung, wodurch er sich über die Thierheit erhebt und die heftigsten Leidenschaften durch die Macht seines Gewissens bricht.

Wer nach dieser Größe ringt, die allein der Würde menschlicher Natur zusagt, der ist darum nicht gegen alle Forderungen der Sinnlichkeit gleichgültig; er hat, wie jeder Andere, sinnliche Gefühle, Neigungen und Begierden; aber er weiß sie durch Grundsätze einzuschränken. Er liebt seine Ehre;

aber sie geht ihm nicht über Alles. Er kennt den Werth des Geldes, aber er ist kein Sklave desselben. Er schätzt das Vergnügen, aber er kann es auch entbehren, und er vergißt sich nie im Genusse desselben. Er fühlt das Bittere des Schmerzes nnd des Verlurstes, aber er überläßt sich der Schwermuth nicht. Er behält ruhige Fassung, wenn ihn auch das Härteste trifft. Keine Beleidigung bringt Aufruhr in sein Herz; er kann vergeben und vergessen. Rachbegierde, wilde Entrüstung, aufbrausender Zorn sind ihm fremde. Er freut sich, aber seine Freude artet nie in Ausgelassenheit aus. Er hofft; aber er hütet sich stets vor Vermessenheit. Er fürchtet, aber er wird nicht muthlos. Er verlangt, aber er bleibt zufrieden und murrt nicht, wenn ihm auch nicht wird, auf was sein Verlangen steht. Er bleibt sich gleich unter allen Anwandlungen der Leidenschaften; nichts stört das Gleichgewicht seiner Seele; die Stärke seines Willens behauptet sich gegen alle Lockungen zum Bösen, die immer ohne Erfolg an seinem reinen Pflichtgefühl, und an seinem geprüften, Gott ergebenen Herzen abgleiten.

Diese Selbstbeherrschung — des Menschen höchster Adel — ist also Mäßigkeit im Genuß, Demuth bei den Anwandlungen zur Selbsterhebung, Sanftmuth bei Fehlern und Beleidigungen, Geduld im Leiden, und Ruhe bei allem, was das Innere aufregt. Durch sie allein schwingt sich der Mensch zur wahren Größe empor. Wer über sich selbst Herr ist, sagte schon Salomon, der ist größer, als wer Städte erobert. Den Helden mag Ehrgeiz oder Habsucht spornen; zur Selbstbeherrschung gehört ohne Vergleich mehr. Heilige Liebe zur Tugend, freudiger Aufblick zu Gott, frommer Gedanke an die vergeltende Ewigkeit, das ist allein, was jenen beharrlichen Eifer steigert, wodurch der Mensch im schweren Kampfe mit der Sinnlichkeit Sieger bleibt. Nur an den Strahlen eines höhern Lichtes erwärmt, fühlt er sich stark genug, es für die Tugend mit den größten Hindernissen und Beschwerden aufzunehmen.

Im Menschen, der sich selbst beherrscht, ist das Bild der Gottheit nicht zu verkennen; er ist gleichmüthig und selbstständig; seine Zufriedenheit hängt von zufälligen Dingen ab; die

Quelle des Lebens und der Ruhe ist in ihm selbst. Auf der Welt ist nichts, was der Kraft seines Willens etwas anhaben könnte. Wie tief unter ihm steht der Mensch, der nichts weiter, als Held ist! — Von wie vielen unerfüllten Pflichten scheidet er, wenn er stirbt? — Mit welchem strafenden Bewußtseyn geht er in die Ewigkeit? — Wie oft leiteten ihn die unlautersten Beweggründe? — Selten ist die Heldenbahn die Bahn der Tugend. Des Helden Hoffnungen sind Siegeskränze, die bald verwelken, Lobgesänge, die bald verstummen, ein Name, den Blut befleckt, ein Triumph, den das letzte Röcheln von tausend Sterbenden begleitet, ein Nachruhm, der bald vergessen ist. Ungleich heiterer und erfreulicher ist die Aussicht dessen, der sich selbst bezwingt. Er hat für die Ewigkeit gearbeitet, unvergänglich wird sein Erbe seyn. Sein Andenken bleibt im Segen, auch wenn er längstens heimgegangen ist. Ihn wird das Bewußtseyn beharrlicher Berufstreue ewig beseligen. Das ist der eigentliche Himmel, ausser welchem jeder andere werthlos ist.

206. Großmuth.

Wer, von reinster Menschenliebe getrieben, Andern, selbst dann, wenn sie seine Feinde sind, hilft, und sich von der Hilfsleistung durch keine Hindernisse, Beschwerden und Gefahren, durch keinen Undank, und selbst nicht einmal durch die bittersten Krärkungen abhalten läßt; wer, frei von Eigennutz, der heiligen Sache der Menschheit eigene Gemächlichkeit und eigenen Vortheil zum Opfer bringt, und der Pflicht sogar mit Lebensgefahr getreu bleibt, der übt Großmuth.

Großmuth ist nicht Jedermanns Tugend. Um großmüthig zu handeln, muß man stark genug seyn, sich über die dringlichsten Forderungen der Eigenliebe weg zu setzen, wo es der Rettung oder Hilfe Anderer gilt. Ein Mensch, dem sein werthes Ich Alles ist, der in Allem nur seinen Vortheil sucht, dem Lebensgemächlichkeit über Alles geht, läßt die Hand sogleich sinken, sobald sie sich öffnen oder bewegen soll zur Hilfe, welche Aufwand oder Mühe kostet. Man sucht Großmuth vergeblich da, wo die Liebe unter der Vormundschaft niedriger

Selbstsucht steht. Zum Höchsten wird der Mensch nur auf den Fittigen der Liebe getragen, die kein fremdartiger Zusatz entstellt. Wer im Menschen Anderes, als den Menschen, liebt und sucht, wird sich nur so lange für ihn verwenden, als ihm das, was er in ihm liebt und sucht, im Prospekte bleibt. Man kann nicht zugleich an der Oberfläche der Erde kriechen, und sich himmelwärts erheben, nicht zugleich dem Eigennutz fröhnen, und freudig für Andere Ruhe und Vermögen opfern. Zwischen Großmuth und Eigenliebe liegt eine Kluft, über welche keine Brücke führt. —

An Beispielen der Großmuth hat es nie ganz gefehlt: das schönste, erhabenste, anziehendste ist uns in Jesus aufgestellt, der nicht für sein Volk allein, sondern für die gesammte Menschheit sein Leben verblutete, und aller Welt den Beweis vorlegte, daß ihm Beseligung der Menschen durch eine reinere Religionslehre lieber, als das eigene Leben war. Was er für Menschenwohl und zum Segen der Welt wirkte, war reiner Erguß seines liebenden Herzens.

207. Gunst.

Einem günstig und gewogen seyn, ihm wohlwollen, sagen das Gleiche. Auf Gottes Gunst allein kann man sich fest und sicher verlassen, weil sie Ausfluß seiner unwandelbaren, ewigen Liebe ist. Menschengunst ist trüglich, weil sie nicht immer aus der ungetrübten Quelle allgemeiner Menschenliebe hervorgeht und nicht immer von ihr geleitet wird. Wo die Liebe, wie die Launen wechselt, wo ihr Eigennutz und Ehrgeitz die Richtung geben, wo sie erschmeichelt werden kann; da ist die Gunst von kurzer Dauer, und hört auf, wie die Liebe selbst eine andere Richtung nimmt. Da Menschengunst gar häufig auf falschen Vorstellungen von wahren Vorzügen und Verdiensten beruht, so darf uns ihre Wandelbarkeit um so weniger auffallen. Falsche Vorstellungen von dem, was dem Menschen Werth giebt, sind nicht geeignet, bleibende Gunst zu begründen.

Wäre der bei Hohen und Niedrigen der Angesehenste; wendete man nur dem seine Gunst zu, der sich um seine Zeit-

genossen die meisten Verdienste erwirbt, der rastlos durch Wort und That Geistes- und Herzensbildung befördert, der durch die reinste Berufstreue sich vor Andern auszeichnet: dann könnte man auf Gewogenheit Anderer sich mehr verlassen. Aber so mancher Edle und Tugendhafte, der nie vom Wege des Rechts und der Pflicht abwich, wird verkannt und hintan gesetzt, weil er zu bescheiden ist, um sich selbst vorzuschieben, während zuweilen ihm der Nichtswürdigste durch Schmeichelei und blendenden Schein den Rang abläuft, und bei aller Armuth an wahren Vorzügen und Verdiensten sich als Günstling vordrängt. Daher kam es, daß man schon in der grauen Vorzeit große Günstlinge für ein Zeichen eines nicht großen Fürsten hielt, was Plinius treffend mit nachstehenden Worten ausdrückte: praecipuum indicium non magni Principis magni liberti. Wo eine Schaar von Schmeichlern den Thron umlagert, und so Mancher in geborgter Gestalt erscheint, bedarf es hoher Weisheit, aus dem Gewühle scheinbarer Vorzüge und Verdienste richtig die wahren heraus zu finden.

Wer um Menschengunst buhlt, scheint auch nicht zu bedenken, daß sie meistens in ihren Forderungen sehr unbillig ist. Ein Günstling muß sich zuweilen den sonderbarsten Launen fügen, und die tiefsten Erniedrigungen gefallen lassen. Oft genügt das geringste Versehen in der übernommenen Rolle, um wieder in Ungnade zu fallen. Mensch, behaupte doch die Würde deiner Natur, und schäme dich, von menschlichen Launen abhängig zu werden! Was in aller Welt kann dir schaden, wenn Gott dir wohl will? Menschengunst ist für verlornen Beifall Gottes ein schlechter Ersatz; dagegen wird jene leicht entbehrlich, wo dieser lohnt.

208. Gruß.

Es ist kein Volk des Alterthums und der neuern Zeiten, das nicht seine Grüße hätte. Was allen Menschen gemein ist, hat seinen Grund in der edlern Natur des Menschen. Der Gruß in seinem Ursprunge war gleichsam eine Libation,

die der Mensch dem Menschen darbrachte; eine Huldigung und Anerkennung des Göttlichen im Menschen.

Ein Gruß, der nicht blos, wie es so oft der Fall ist, über den Zaun der Zähne springt, sondern aus Herzensgrund gesprochen wird, hat etwas ungemein Erquickendes; er ist uns erfreuliche Erinnerung, daß wir einander herzlich gut sind, und redliche Aeußerung der Geneigtheit, keine Gelegenheit vorüber zu lassen, einander durch Wohlthun das Leben zu verschönern.

So wie jedes Volk seine Münzen, so hat es auch seine eigenthümlichen Begrüßungsformeln. Wenn überhaupt in dem Gruße sich das Menschliche zeigt, so erscheint in der besondern Weise, einander zu begrüßen, das Nationale. Oft bezeichnen die Begrüßungsformeln die Stufe der Bildung und mitunter auch der Ueberbildung, auf welcher ein Volk, ein Stand ꝛc. steht. Wo der Grüßende sich gar zu tief neigt, sich gar zu kriechend benimmt und ausspricht, da ist auf die Aufrichtigkeit des Grußes nicht sonderlich viel zu halten. Es wird da mehr der Mode, als dem Drange des Herzens gehuldiget.

209. Gut.

Gut ist, was innern Werth hat, oder giebt, oder auch dazu als Mittel brauchbar ist, den innern Werth zu erhöhen. So ist der Mensch gut, wenn er zu werden strebt, was er nach den Forderungen seiner vernünftigen Natur werden soll; die Tugend ist gut, weil ohne sie der Mensch werthlos ist; ein Rathschlag ist gut, wenn die Befolgung desselben Heil bringt; sogar irdische Vorzüge und zeitliches Vermögen sind gut, wenn sich der Mensch ihrer zu löblichen Zwecke bedient, und sie auf eine Weise verwendet, die seinem Herzen Ehre macht. Ausser Gott ist nichts ganz Gutes; das Beßte ist mangelhaft; der edelste Mensch hat Fehler; die reinste Tugend hat Flecken

Das Gute erscheint in der Welt nirgends ohne einigen Beisatz des Schlechten: gute und böse Menschen wohnen da neben einander, sogar in einem und ebendemselben Menschen sehen wir gute und böse Eigenschaften, Tugenden und Laster,

Hoheit und Niedrigkeit gepaart. So mancher Mensch zieht uns durch seine guten Eigenschaften so sehr an, daß wir eine Verbindung mit ihm für ein großes Glück halten würden; aber kaum sind wir mit ihm vertrauter geworden, so entdecken wir an ihm so viele Unarten und Schlechtigkeiten, daß wir uns wundern müssen, wie wir so blind seyn, und diese Unarten und Schlechtigkeiten übersehen konnten. Dagegen fällt uns an einem Andern so viel Widerliches auf, daß wir ihm geflissentlich überall ausweichen; aber unwillkührlich mit ihm bekannter geworden, entdecken wir Vorzüge und Tugenden an ihm, daß sich unser Herz unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlt. Wie der beßte Mensch seine Fehler hat, so ist kein Mensch ganz schlecht. Der gewissenloseste Wüstling, der unbedenklich die unerfahrne Unschuld verführt, ist oft in seinem übrigen Betragen ein liebenswürdiger, friedliebender Mann, ein Armenfreund, ein Beschützer der Unterdrückten. Der ausgelassenste Schwelger ist oft in seiner Art der geschickteste Arbeiter ꝛc.

Daß das Gute durch das Böse so oft getrübt wird, und die Menschen in Beziehung auf innern Werth einander so ungleich sind, davon ist der Grund in der Schwachheit menschlicher Natur, in Verschiedenheit der Erziehung und oft auch in der Nachlässigkeit zu suchen. Wie kurzsichtig sind so Manche, wo es darauf ankömmt, Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden? Wie schwach sind meistens die edlern Triebe des Herzens? Wie gar viel braucht es oft, die Macht der Sinnlichkeit zu brechen, und ihre Forderungen den höhern Forderungen der Vernunft und des Gewissens unterzuordnen? Wie unmerklich fließt zuweilen, was gut und böse ist, in einander, daß man Mühe hat, die Mark, die beide Reiche schließt, wahrzunehmen?! — Kömmt dazu noch mangelhafte Erziehung, wie könnte das Gute denn herrschend werden? — Der Keim des Guten, der in der menschlichen Natur liegt, muß durch Erziehung entwickelt werden; aber wie so manches geht da vor, was den glücklichsten Anlagen eine falsche Richtung giebt? Wie kann das Gute gedeihen, wo alles, was man hört und sieht, darauf angelegt scheint, das Herz zu vergiften? —

Denke man dazu eigene Nachlässigkeit; wie soll bei Vielen

das Gute das Uebergewicht erhalten, wenn sie sich gar keine Mühe geben den Trieb zum Bösen in sich zu schwächen, und ihre Leidenschaften zu besiegen, und zu gemächlich sind, da sich anzustrengen, wo die Pflicht sie drängt.

210. Habsucht.

Unsittlicher Grad der Neigung, sowohl in Absicht auf Erhaltung, als in Absicht auf Vermehrung des Eigenthums, heißt Habsucht. Der Habsüchtige ist über Gebühr sparsam und im Erwerben ängstlich, und auf die kleinsten Vortheile bedacht, er zeigt durch sein Benehmen, daß ihm sein Eigenthum mehr, als sein persönliches Ich gelte.

Der Weise, frei von den Vorurtheilen einer überspannten Moral, die den Besitz zeitlicher Güter bald zur Thorheit, bald zum Laster macht, schätzt das Eigenthum überhaupt als ein Mittel vieler Lebensglückseligkeiten, jedoch allzeit in Beziehung auf Genuß; und nie in Beziehung auf das Vergnügen eines gebrauchlosen Besitzes. Wenn er es aber auch nicht gegen seine Würde findet, sein Vermögen zu erhalten und zu vermehren, und es sogar für Pflicht hält, mit Mäßigung nach Erdengut zu streben; so glaubt er doch auch verbunden zu seyn, jeden unnützen Aufwand eines sinnlichen, verschwenderischen Lebens zu vermeiden, und seine Erwerbsamkeit mit kluger Sparsamkeit zu verbinden.

Neigung für Geld und Eigenthum ist nur so lange zulässig, als sie nicht zur Leidenschaftlichkeit entartet und den Menschen entweder zur selbstdarbenden Kargheit, oder zur unmittheilenden Sparsucht, oder überhaupt zum wuchernden Gebrauch des Reichthums verleitet. Wer in der Kunst zu sparen so weit es treibt, daß er nicht nur allem Hang zur Freigebigkeit entsagt, sondern sogar gegen sich selbst bis zur Verletzung der Gesundheit und des Wohlstandes häuslich ist; wer beim kleinsten Verlust trostlos jammert; wenn es große Selbstverläugnung kostet, gegen einen Schuldner nachsichtig zu seyn, einem Bedrängten mit einem Darlehen auszuhelfen; wer mit der christlichen Mildthätigkeit nur immer auf die wohlfeilste Art sich abfinden will; wer nur für zeitlichen Segen zur Kirche

geht und betet; wem überhaupt Haben mehr gilt, als Seyn, bei dem ist das Streben zu haben sündhaft, ist leidenschaftliche Schwachheit, mit welcher sich christliche Wohlanständigkeit und uneigennützige Tugend, die allein des Namens würdig ist, durchaus nicht vertragen.

211. Häuslichkeit.

Ohne Häuslichkeit blüht kein wahres Lebensglück. Wo man kein stilles, arbeitsames, wohlgeordnetes Leben führt, da herrscht gemeiniglich eine leichtsinnige und ausgelassene Denk- und Sinnesart; da vervielfältigen sich die Versuchungen zum Bösen; da wird es selbst denen, welche sonst nicht eben zu den schlechten Menschen gehören, ungemein schwer, zu leisten, was sie nach ihrer Bestimmung leisten sollen. Mangel an Häuslichkeit rächt sich meistens schwer und empfindlich durch Zerrüttung des Hauswesens, durch Auflösung der Familienbande, durch Zwietracht zwischen Verwandten, durch Verwilderung und Verführung der heranwachsenden Jugend, durch andringende Nahrungssorgen.

Um die Häuslichkeit recht lieb zu gewinnen, darf man sie nur ihrer Natur nach würdigen. Häuslichkeit begreift im engern Sinne das in sich, was ihr Name sagt. Sie besteht in der Sorge für das Hauswesen, in der Führung desselben, in der Aufsicht über dasselbe, in der Theilnahme an demselben. Sie umfaßt alles das, was das Familienwohl, was die gute Ordnung desselben betrifft. Sie ist die ruhige, geräusch- und anspruchlose Thätigkeit, die nicht glänzen, sondern nützen will. Im weitern Sinne offenbart sie sich darin, daß man gerne und mit Lust thut, was Jedem sein Beruf auflegt; daß man gerne mit den Seinigen umgeht, und das gemeinsame Wohl befördert. In diesem weitern Sinne sind wir also häuslich, wenn wir uns mit Lust im Zirkel unserer Familie aufhalten, wenn uns die Gesellschaft der Unsrigen Freude macht, wenn es uns Bedürfniß ist, in ihrer Nähe zu seyn, wenn uns vorzüglich in ihrer Mitte wohl ist; wenn wir uns nirgend seliger fühlen, als bei ihnen, wenn wir an allem, was ihnen begeg-

net, den herzlichsten Antheil nehmen, wenn ihre Angelegenheiten und Bedürfnisse die unsrigen sind.

Wie in der Lust zur berufsmäßigen häuslichen Arbeit, so besteht ferner die Häuslichkeit, von welcher hier die Rede ist, im Geschmack an den Freuden und Erholungen, welche der häusliche Zirkel deren bietet, die darin genau ihren Pflichten leben. Es sind die Freuden der traulichen, ungeheuchelten Herzensergießungen, welche man nur da schmecken kann, wo man sich zeigen darf, wie man ist, wo man nicht fürchten muß, mißverstanden und verunglimpft zu werden, wo listige Verstellung und täuschende Höflichkeit nicht zum guten Tone, nicht zur feinen Lebensart gehören. Es sind Freuden, die keine Zurüstungen, keinen großen Aufwand erfordern, die sehr oft von selbst und unerwartet kommen. In keinem Haus fehlt es ganz an allen Mitteln dazu.

Die Häuslichkeit ist die Bedingung des häuslichen Glücks. Die Blume der ersehnten Herzensruhe, sagt Matthisson, gedeiht unverwelklich nur im Heiligthume eng umschränkter Häuslichkeit. Wo jene fehlt, da muß auch dieses fehlen. Wer nicht gern und willig, nicht mit Lust und Eifer verrichtet, was seines Berufes ist, den kann unmöglich häusliche Zufriedenheit beseligen; denn Zufriedenheit ist Wirkung der Tugend. Wo es an Mitgliedern einer Familie, an Liebe, an Zutrauen, an Theilnahme, an Herzlichkeit unter ihnen gebricht, da läßt sich der Natur der Sache nach kein froher Sinn, kein häusliches Glück erwarten. Wo verschlossener Mißmuth und zurückstoßende Kälte nahe Verwandte entzweit, ist eine Art Hölle.

212. Handlung.

Was der Mensch mit Bewußtseyn, Ueberlegung, Absicht und freier Willensbestimmung thut, heißt menschliche Handlung, und ist gut oder böse, je nachdem sie aufs Gute oder Böse gerichtet ist, und aus gutem oder bösem Willen hervor geht.

Um die Ueberzeugung zu haben, man habe recht gehandelt und Gutes gethan, muß man sich durchaus nichts vorzuwerfen haben. Was man thut, muß recht seyn, und den Forderungen des Gewissens entsprechen, und aus reiner Absicht geschehen.

Unzählige Dinge werden für gute Werke, für Theile eines Gott wohlgefälligen Wandels gehalten, die nichts weiter sind, als Erfindungen des Aberglaubens, als Forderungen eines falschen Gewissens, als Anstalten des Stolzes und der Eitelkeit. Wodurch kein wahrer Vortheil für Besserung des Herzens entspringt, wodurch der Mensch nicht besser wird, wodurch sein und Anderer Wohl nichts gewinnt, kann unmöglich gut seyn. Nicht abergläubisches Beobachten gewisser Gebräuche, nicht gedankenloses Mitmachen andächtiger Uebungen, nicht unverständiger Eifer für angenommene Meinungen, nicht wilder Verfolgungsgeist gegen Menschen, die über Religion anders denken, sind die Handlungen, auf die wir uns nie etwas zu Gute thun dürfen; sie sind nichts weiter, als entweder Heuchelei oder elender Selbstbetrug, wodurch der Mensch an innerm Werthe verliert. Die Rechtmäßigkeit einer Handlung muß aus statthafter Quelle erwiesen werden können.

Indessen reicht diese Rechtmässigkeit allein nicht hin, daß eine Handlung wahren sittlichen Werth habe, und vor Gott verdienstlich sey. Entspreche eine Handlung äußerlich dem Gesetze noch so genau, erscheine sie noch so vortrefflich: ist ihre wahre Quelle nicht lauter, fließt sie aus Eitelkeit oder Habsucht; so ist auf einmal ihr ganzer Werth dahin. Das Gute muß nicht allein mit dem Gesetz übereinstimmen, nicht allein Nutzen stiften, es muß, damit es vor Gott gelte, was Hauptsache ist, aus Gehorsam und Achtung gegen dasselbe geschehen; Gottes- und Menschenliebe muß dabei unser Antrieb seyn. Wir können reich an gesetzlich guten Werken, reich an wohlthätigen Handlungen, reich an Thaten seyn, die von Menschen bewundert werden; man kann uns einstimmig als tugendhafte, verdienstvolle Menschen preisen: haben wir das Böse, das Andere an sich haben, darum unterlassen, weil wir keine Neigung, keine Versuchung dazu hatten; haben wir das Gute, welches man an uns rühmt, darum ausgeübt, weil wir schon von Natur einen Hang dazu hatten, weil wir uns Vortheile, Ehre, Ansehen dadurch erwerben wollten ꝛc.: so hat unsere ganze Tugend keinen sittlichen Werth, kein wahres Verdienst, wir haben nicht edel, sondern eigennützig gehandelt, wir haben nicht Gott, son-

dern uns selbst gedient; wir haben nicht der Pflicht, sondern der Neigung gehorcht. Soll mit dem, was wir thun, unser Gewissen zufrieden seyn, so muß es aus reinem Herzen, aus lautern Absichten, und aus dem Vorsatz fließen, ohne eigennüzige Rücksicht auf Vortheil und Gewinn, nur zu thun, was recht ist. Je mehr uns unsere guten Handlungen kosten, je mehr wir dabei mit Versuchungen zum Gegentheil und mit widersprechenden Neigungen kämpfen, je mehr wir alles dabei zu Hilfe nehmen müßen, was uns mit Ehrfurcht gegen Gott und mit Achtung gegen unsere Pflicht erfüllen kann: desto größer ist der Werth, und desto mehr haben wir uns dabei als freie, vernünftige Geschöpfe gezeigt.

Wer das Gute aus Achtung thut, und weil er Gott lieb hat, der wird sich nie stolz und selbstgefällig benehmen, sondern stets mit ehrfurchtsvoller Rührung erkennen, daß alles Gute, das er vollbracht hat, Gottes Werk war, er wird nie vergessen, daß die Kräfte, mit welchen er wirkte, daß die Umstände, die seine Thätigkeit unterstüzten, von dem herkamen, von dem alle Kraft, alle Thätigkeit, alle Zeit und Gelegenheit sie zu üben, ausfließen; er wird eingestehen, daß, was er immer Gutes an sich haben mag, nichts von allem sein Eigenthum sey, daß er nichts von allem ohne fremde Hilfe vollbracht habe; daß er von Jugend auf in tausend Dingen von Andern abhängig war, daß Andere auf dem Wege des Wahren und Guten seine Führer waren, daß er ihrer Verwendung seine edlere Herzensbildung verdanke, daß Andere es waren, die ihn unterwiesen, zum Guten erzogen und angeführt haben, daß ihn Andere mit Rath, Aufmunterung und Mitwirkung unterstüzt haben, als es einer löblichen That galt; daß er noch lange nicht so viel geleistet, als er sollte; daß er seine Kräfte noch weit zweckmäßiger brauchen, das Vortheilhafte seiner Lage noch klüger benutzen, sich mit einem Worte fürs Gute weit thätiger hätte verwenden können.

Zum Handeln ist der Mensch da.

Handelt! sagt Salis, durch Handlungen zeigt sich der Weise, Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit;

Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nutzen so viel als ein jeder vermag,
O das erfüllet mit stillem Entzücken,
O das entwölket den düstersten Tag!

Der Mensch, wer er sey, kann nicht bedächtlich genug handeln, weil er nicht weiß, welche Folgen die Zeit aus seinen Handlungen entwickelt. So wie mit einzelnen Menschen, so ist's mit ganzen Völkern. Vermeiden konnte man z. B. die Gräuel der Reformation, den Krieg Englands mit seinen Kolonien und die blutigen Auftritte der französischen Revolution. Man durfte nur willig thun, was geschen muß, nur nicht unbesonnen gegen den Strom schwimmen. Hätten der römische Hof und die Geistlichkeit die Mißbräuche verdammt, die sie hartnäckig schützten; wäre das englische Mutterland gegen seine amerikanischen Besitzungen mütterlich gesinnt gewesen; hätte in Frankreich der Thron sich gehütet, gemeine Sache mit der Feudalaristokratie zu machen: nie würde es zu einem verderblichen Aufstand gekommen seyn. Wo aber die menschliche Klugheit und Gewalt die Noth der Zeit und die Macht der Umstände nicht erkennen will, da übernimmt diese die vollen Herrscherrechte. Allemal strafen sich Leichtsinn und Unbesonnenheit selbst.

Wer in seiner Handlungsweise bestehen will, wechsle mit seinen Geschäften, wenn's Noth thut! Einförmigkeit ist nicht immer gut. Neider und Feinde finden oft dabei ihre Rechnung. Es ist leicht einen Vogel zu schießen, der im Fliegen immer einen geraden Strich hält. Ein schlauer Spieler wirft nie das Blatt aus, welches sein Gegner erwartet. Eine gute Handlung kann durch Vorsicht nie verlieren.

213. Hart.

Im moralischen wie im physischen ist das Harte dem Weichen entgegen gesetzt. Der Mensch, den nichts rührt, der bei fremder Noth gefühllos bleibt, dem es, wenn Andere leiden, nicht zu Herzen geht, ist also ein harter Mensch, allen sanf-

tern Eindrücken unzugänglich; ihm sind die Freuden des Wohlthuns durchaus fremde; er kann scherzen, wenn Andere in Thränen zerfließen; er kann mit grinsender Schadenfreude des fremden Jammers spotten; die Liebe ist ihm weiter nichts, als ein leeres Wort, um damit seine Herzlosigkeit zu beschönigen; ihm mangelt so recht, was den Menschen zum Menschen macht. Darum zieht Jedermann sich von ihm zurück; Niemand will mit ihm ohne Noth verkehren; seine Härte ist für Jeden ein Stein des Anstoßes, dem man ungerne nahe kömmt, um unbeschädigt zu bleiben. Nur das Verwandte zieht sich wechselweise an; nur die Liebe kann die Gemüther einander näher bringen. Härte stoßt widerlich ab, und ist der Tod alles dessen, was gefällig das Gemüth anspricht.

214. Haß.

Haß trennt, was Liebe verbindet und zusammen führt. Der Seele fehlt der schönste Schmuck, wenn sie durch Haß entstellt ist. Wie Liebe des Menschen geistiges Leben ist, so ist Haß sein geistiger Tod. Der Mensch, welcher sein Herz dem Haß öffnet, und daraus die Liebe verbannt, der öffnet es einer giftigen Natter, die den letzten Keim des geistigen Lebens zernagt. Nichts wirkt aufs menschliche Herz zerstörender, als der natürliche Haß, wodurch der Mensch zum Teufel entartet. Alle sanftern Züge werden dadurch in seinem Antlitz verwischt. Wo Liebe dem Haß weicht, ist Verthierung unausbleibliche Folge. Könnte Haß im Himmel Platz nehmen, ohne Verzug würde dieser zur Hölle, und die Engel zu Teufeln werden. Ein guter Mensch kann nicht hassen; er hört auf gut zu seyn, so bald er von der Liebe sein Herz wegwendet.

Der größte Haß ist, wie die größte Tugend, und die schlimmsten Hunde, still. Leidenschaftliches Hassen erbittert weit weniger, als das besonnene und stille. Der Haß der Bösen hängt sich am liebsten an jene, die vor der Welt eine Auszeichnung genießen. Der Schatten ist da am schwärzesten, wo das hellste Licht hinfällt. Unbegreiflich! für Liebe geschaffen, und einander zum Schutz gegeben, sammelt so Mancher lieber Dolche, um sie in des Bruders Herz zu treiben, als daran das Sei-

nige zu wärmen. Nichts widerstrebt der menschlichen Natur mehr, als Haß, weil der Haß das Menschlichste, die Liebe, zerstört.

215. Hausfriede.

Durch Hausfrieden werden Eheleute, Aeltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Familienglieder und Dienstboten zu einer glückseligen Hausgenossenschaft verbunden. Im Hausfrieden liegt die Gewähr des wachsenden Vermögens für jeden, der einem Gewerbe vorsteht. Alles beruht da auf gemeinschaftlicher Wirksamkeit. Wo Zank, Eifersucht, üble Laune einheimisch sind — wo man täglich Verdruß hat — wo Keiner dem Andern etwas recht machen kann: da muß sich alle Lust zur Arbeit verlieren, und schon darum kann kein Wohlstand gedeihen. So ist Hausfriede auch Bedingung, ohne welche an's Gelingen der Kinderzucht gar nicht zu denken ist. Wer könnte darauf die nöthige Aufmerksamkeit richten, wenn er immer durch Verdruß davon abgezogen wird? Woher sollte er die Geduld nehmen, wenn das Gemüth stets erbittert ist? Wie sollen Kinder folgsam werden, wenn die Mutter gutheißt, was der Vater bestraft? Wie sollen sie ihre Aeltern achten, die selbst einander keine Achtung erweisen, und immer zerworfen sind?

Aus dem Hausfrieden allein quillt froher Lebensgenuß. Ohne Eintracht verdorrt jede Freude. Man ist unter den Seinigen wie in einer Wüste, wenn die Herzen einander entfremdet sind. Man wird mürrisch und übler Laune, wenn die im Hause einander kein friedliches Wort reden können, und es geflissentlich darauf anlegen, einander durch Kränkungen das Leben bitter zu machen.

216. Haushaltung.

Vermehrung des Eigenthums und Besitzes durch Fleiß und Sparsamkeit in einem Familienkreis heißt Haushaltung. Eine glückliche Haushaltung ist wie ein kleiner Zaubergarten, worin es nie an Blumen fehlt, und das Gemeinste oft die lieblichsten Früchte trägt.

Arbeitsamkeit, um Vieles zu erwerben, und Mäßigkeit,

um wenig zu genießen, sind gegen den Druck der Armuth das kräftigste Schutzmittel. Neben Müssiggang und Verschwendung besteht keine Haushaltung, die des Namens werth wäre.

Der Haushaltung Zweck ist nicht blos Vermögen zu sammeln. Wozu dient Reichthum, ohne ihn anzuwenden? Was hilft großer Besitz, wenn er nicht als Mittel gilt, sich angenehmen Lebensgenuß, oder dem Nächsten Nutzen zu schaffen? Erwerben, nur um zu haben, ist entehrender Geiz. Nie hat der Geizige genug: karg mit seinem Vermögen gegen Andere, darbt er selber, wenn er die Annehmlichkeiten des Lebens nicht unentgeldlich genießen kann. Er ist nie ganz zufrieden, wie viel ihm das Glück zutheilen mag. Immer ängstlich zittert er vor der Möglichkeit, durch irgend einen Zufall arm zu werden; er sitzt an den Quellen der Lebensfreuden, und dürstet. Die Aengstlichkeit und Unzufriedenheit, welche ihn beherrscht, verbreitet sich über alles, was von ihm abhängt. Zänkisch im Hauswesen, karg, unfreundlich und hart gegen seine Hausgenossen, mürrisch, zänkisch, argwöhnisch gegen Nachbarn, wird er Allen eine wahre Plage.

Wo eine Haushaltung in Aufnahm kommen soll, müssen Alle im Hause eines Sinnes seyn, und so gefällig als thätig zu allen Geschäften einander die Hand bieten. Nichts Gutes gedeiht im Familienleben, wenn alle im Hause nach ungleicher Richtung ziehen. Leben und Ordnung in alle Geschäfte zu bringen, zu Allem den ersten Anstoß zu geben, überall sich voran zu stellen, ist meistens Sache des Hausvaters; mit dem, was des Hausvaters Fleiß erwarb, häuslich zu seyn, Sache der Hausfrau; endlich gegen des Hausvaters Anordnungen und Befehle folgsam zu seyn, und nicht eigenwillig nur nach seinem Kopf sich zu richten, Sache der Hausgenossen, der Söhne und Töchter und Dienstbothen ꝛc.

217. Heilswissenschaft.

Der Wissenschaft, welche dem menschlichen Geist und Herzen auf's Ewige und Göttliche die nöthige Richtung gibt, heißt Heilswissenschaft, weil unser Heil dadurch bedingt ist.

So wichtig und unentbehrlich sie ist, und so weit jede andere hinter ihr zurück steht: so giebt es doch viele Menschen, welche in keiner andern Wissenschaft so fremde sind. Sie wissen über Alles Bescheid zu geben, nur nicht über das Heiligste; da schämt sich so Mancher, wo es dem Wichtigsten gilt, das leiseste Wörtchen abzugeben. Es ist, als besorgte man, sich dadurch zu entehren. So sehr die Heilswissenschaft Aller Sache seyn sollte: so gibt es doch viele Menschen, welche in dem, was zu ihrem bürgerlichen Beruf erfordert wird, viele Geschicklichkeit haben, aber in dem, was ihrem Gemüth den höchsten Werth, ihrem Herzen den reinsten Genuß, ihren Handlungen die größte Folgerechtigkeit geben kann, gänzlich unbeholfen sind. Es gibt Leute, welche mancherlei Kenntnisse, durchdringenden Verstand, zartes Gefühl haben, aber bezüglich aufs Religiöse gänzlich ungebildet da stehen, und daher im Urtheil über Werth und Unwerth der Religion ganz irrig daran sind, und vom bloßen Vorurtheil sich leiten lassen. Ist dieß nicht immer Wirkung der gedankenlosen Nachahmung, so ist es die Frucht des Leichtsinns oder der Versunkenheit in das gemeine Treiben des bürgerlichen Lebens, mitunter auch Folge vornehmer Eitelkeit, die darin einen Ruhm sucht, alles gering zu schätzen, was mit den niedrigen Ständen auf gleiche Linie sie stellt. Die Heilswissenschaft läßt allen Ständen wohl, am beßten denen, die einen höhern Rang einnehmen, weil das gute Beispiel kräftiger von Oben herab wirkt, und weil es immer lobenswerth ist, so die Vornehmern als die Verständigern und Bessern da stehen, und durch ihr erbauliches Benehmen Andern Ton und Richtung geben.

218. Heimlichthun.

Wer rechtschaffen und bieder ist, scheut das Licht nicht, nimmt keine Maske vor, liebt Offenheit, und kann, was seyn muß, Jeden sogar ins Herz sehen lassen. Wer seine Absichten und Thaten verheimlichen muß, hat Böses im Sinne; er schämt und fürchtet sich, fürchtet, daß Jeder sein Gegner werde, der seine Absichten erfährt; fühlt sich gerichtet von Gott und Menschen. Durchs Heimlichthun verräth der Mensch, daß er miß-

trauisch auf Andere sey, oder daß man ihm selbst nicht trauen dürfe. Wo Verschleierung nöthig ist, da muß etwas seyn, was beschämt, wenn es ans Tageslicht gezogen wird.

219. Heiterkeit.

Wo ein heiterer, froher Sinn ist, da gedeiht das Gute, was man ersehnt, ohne Vergleich besser, als da, wo sich die Stirne mißmuthig in Falten zieh. Daher Herder:

Suchst du Hilfe des Freundes: so suche mit heiterm Gesicht sie;
Leicht gedeihet ein Wort unter der fröhlichen Stirn.
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden einem vertrauen,
Gehe zum Heitern, er ist auch der barmherzige Mann.

Mürrischer Trübsinn und finstere Laune stoßen allzeit und überall ab. Man hilft nicht gern, wo schon der abstoßende Blick anzukünden scheint, daß die Wohlthat übel angebracht sey, und auf schlechten Dank rechnen dürfe.

220. Herablassung.

Der Herablassung schämt sich kein Großer und Vornehmer; Herablassung zeugt vielmehr von wahrer Größe, weil nur der Thor sich brüstet und den Kopf hoch trägt.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen
Neigen sich die Aeste freundlich nieder!
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt,
Neigt er sich, damit er Andern helfe.

Herder.

Aehren, die senkrecht dastehen, und andere, die sich neigen, weit überragen, sind nie die Beßten. Mit Menschen, die vornehm und übermüthig voll hoher Einbildung wegsehen über Andere, die von der Vorsehung niedriger gestellt sind, ist's nicht anders. Sie geben sich durch Erhebung über Andere nicht nur keine Ehre, sondern verrathen sich als stolze Narren, die es nicht einsehen, daß nur Geistes- und Herzensvorzüge wahren Werth haben.

221. Herkommen.

Nichts hemmt mehr das Gedeihen des Bessern, als die

Macht des Herkommens. Viele meinen, es könne in der Welt unmöglich gut gehen, wenn man nicht fein alles beim Alten, beim Gewohnten läßt. Immer noch steht die alte Großmama der vorigen Zeit hinter uns, drohend, knifend, und will von nichts hören als von ihrem seligen Eheherrn und von ihrem silberbeschlagenen Bethbuche. Werden wir die alte Zottelperüke des Herkommens nie ablegen?

Wenn das Herkommen rechtfertigt, so hat Kaiphas Jesum mit vollem Rechte verurtheilt: man durfte das Evangelium nie aufkommen lassen. Wäre, was das Gepräge des Herkommens trägt, unbedingt das Beßte, so müßte man allem Neuen den Eingang versperren.

Das Herkommen ist so wenig eine Regel des Verhaltens als die Neuheit. Nur Unverständigen kann es einfallen, den Mann zu tadeln, welcher, vorausgesetzt, es fehle ihm nicht am Vermögen, statt des Hauses, das den Einsturz drohet, sich ein neues baut: wie dürften wir uns abhalten lassen, das Bessere herbeizuführen, wenn unsere Kräfte dazu hinreichen, obwohl Stimmen ihm zuriefen, das Alte, Herbeigebrachte, Gewohnte, ohne Rücksicht, ob es tauge, zu ehren, und uns nicht eines Zweckes willen abzumühen, ohne dessen Ausführung ihrer Meinung nach die Welt sich noch immer gut genug befunden hatte. Vorurtheile, falscher Wahn, einseitige und beschränkte Ansichten können unmöglich hinreichende Gründe seyn, das zu unterlassen, was wir nach genauer Prüfung als sittlich nothwenig, als vollkommen pflichtmäßig anerkannten. Wie wenig wären wir des hohen Vorzugs würdig vernünftige freie Menschen zu seyn, wenn wir uns durch das Herkommen bestechen ließen!

Nur gewöhnliche Menschen glauben, weil einmal etwas da gewesen, müsse es auch wieder kommen. Die, welche weiter sehen, begreifen, daß gerade darum Manches nicht wiederkehren kann, weil es einmal da gewesen ist. Was durch Veralterung unbrauchbar, was nach veränderten Bedürfnissen zwecklos, wohl gar schädlich wurde, zu dessen fernern Beibehaltung ist kein vernünftiger Grund mehr vorhanden.

222. Herz.

Ueber den Werth eines guten reinen Herzens geht nichts; ohne dasselbe werden alle andern Vorzüge unsers Geistes gefährliche Kräfte, die um so mehr Schaden anrichten, je größer sie sind. Je reiner das Herz ist, desto reinere Freude quillt aus demselben.

— Reine Freude quillt allein aus reinem Herzen;
Sein Zeugniß, daß wir thun was uns die Pflicht gebeut,
Entwaffnet Ungeduld und Schmerzen,
In Tagen voller Dunkelheit. Uz.

Traurig ist's indessen, daß das menschliche Herz öfter einer lärmenden Feuertrommel aller Leidenschaften, als einer sanft erbebenden Aeolsharfe, auf der die Natur spielt, ähnlich ist.

Auf Richtung des Herzens, wenn es uns beseligen soll, kömmt Alles an. Zu dieser Richtung mag nachstehende Weisung nicht undienlich seyn:

Stell himmelwärts, stell himmelwärts,
Wie eine Sonnenuhr, dein Herz!
Denn wo das Herz nach Gott gestellt,
Da geht es mit dem Schlag, da hält
Es jede Prob in dieser Zeit,
Und hält sie in der Ewigkeit.
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach,
Es bleibt sich gleich, geht wohlgemuth,
Bis zu dem letzten Stündlein gut,
Und steht's dann still in seinem Lauf,
Zieht's unser lieber Herr Gott auf.

Zur Richtung und Veredlung des Herzens ist uns in der Lehre Jesu Anleitung gegeben, welche nie trügt. Es ist da so genau als deutlich angegeben, wie unsere Neigungen bestellt seyn müssen, und an welche Lebensregeln wir uns im Kampfe mit den Leidenschaften halten sollen; es ist da der unwiderstehlichste Beweis niedergelegt, daß der wahre Herzensadel in der Tugend bestehe.

223. Heuchler.

Unter allen Lastern ist Heuchelei das verächtlichste. Wer nur Ruhm sucht, so lange er davon Vortheil ziehen kann: wer mit schönen Gesinnungen und Handlungen Pracht treibt, als wäre Tugend ein gemeines Mittel der Eitelkeit und Gefallsucht: wer endlich, wenn er nur öffentlich als ein Rechtschaffener verehrt wird, sich die geheimen Sünden verzeiht, ohne sich um Besserung zu bekümmern: der ist ein niedriger Heuchler, der sich für die Ewigkeit den Stab selbst bricht.

Am Heuchler ist alles Betrug; sein gen Himmel gereichtetes Auge lügt, seine Lippen reden die Sprache der Engel, aber sein Herz ist schwarz wie das Herz eines Satans; sein Auge weint, und die Gedanken scherzen; selbst zur Zeit, wenn er den Arm dem Laster leiht, will er noch gottesfürchtig heißen.

Sehr schön drückt sich darüber Bronner in seinem ersten Kriege aus:

Wer kann dem Heuchler schau'n in's Herz?
Er hüllt mit trüglichen Künsten
Die Thaten der Nacht in's Gewand des Lichts,
Und gleißt in heiligen Dünsten.

Das Betragen des Heuchlers, wie laut für ihn der Ruf der Frömmigkeit spreche, ist unter aller Rechtfertigung.

Löblicher ist, nach Herder, der Sünder,
Der reuig zum Boden die Stirn neigt,
Als der Andächtige, der stolz in die Wolken sich hebt.

Unter allem Schlechten bei weitem das Schlechteste ist muthwilliges Spiel mit dem Heiligen.

224. Hingebung.

Völlig und unbedingt dürfen und sollen wir uns Gott hingeben, denn der ist unendlich mächtig, weise und gut; aber keinem Menschen, denn, hat dieser auch den besten Willen uns zu dienen, so fehlt ihm doch oft dazu die Kraft, und umgekehrt. Man kann wohl einem Menschen seine Neigung schenken, aber man muß nie seinem Willen Fesseln an-

legen. Mißbrauch des geschenkten Vertrauens zum Verderben ist unter Menschen keine Seltenheit.

Die schlechtesten Menschen sind meistens die gewandtesten, sich auf Schleichwegen in unverwahrte Herzen hineinzustehlen, um da die Neigungen zum eigenen Vortheil zu wenden. Satane können sich ins Lichtgewand der Engel kleiden, um sichere zu verderben.

Man kann auf sich nicht fest genug stehen, wenn man von fremder Verschmitztheit nicht in einer unseligen Stunde überworfen werden will. Ergebenheit und Redlichkeit sind nicht überall da, wo sie sich anmaßend und zudringlich zur Schau stellen.

225. Hindernisse.

Hinderniß heißt, was ein Vorhaben oder Unternehmen erschwert oder unmöglich macht. In allen Ständen und bei allen Geschäften hat man mehr oder weniger mit Hindernissen zu kämpfen. Viele lassen sich ohne sonderlichen Kraft- und Zeit-Aufwand, ohne große und beharrliche Mühe nicht besiegen. Am leichtesten kann's der Reiche mit Hindernissen aufnehmen, von welchen Loskauf statt findet. Mit Entrichtung der Dispensgebühren kömmt alles in's Reine. Mit Ehehindernissen war von jeher viel Unfug getrieben; ihr Zweck war mehr finanziell als moralisch. Dem Gewinnenden liegt alles daran den einträglichen Unfug festzuhalten. Sobald wird es damit nicht besser werden.

226. Hitze, blinde.

Wo man in Gefahr ist, in einen Abgrund zu sinken, da muß man mit gemessenen Schritten gehen. Unüberlegte Eile, gedankenlose Raschheit haben schon Manchem großen Nachtheil gebracht. Das Gute gedeiht am sichersten, wenn man dabei bedächtlich zu Werke geht und wohl alle Umstände überlegt. Nur Narren gehen mit blinder Hitze darauf los, denn Narren sind kühn. Was wir Gutes thun, soll die Frucht ruhiger Besonnenheit seyn, mit der sich ungestümme Leidenschaft nicht verträgt.

227. Hochmuth, Hoffart.

Wer an einen Andern das Ansinnen macht, sich selbst in Vergleichung mit ihm zu verachten, ist hochmüthig. Er trägt seinen Kopf höher als er soll, erhebt sich über Andere, die mehr werth sind, sucht seine Ehre in Kleinigkeiten, in Vorzügen. die wenig zu bedeuten haben, in Reichthum, ihm höhern Rang, in bessern Kleidern, in überlegener Leibesstärke, in schöner Gesichtsbildung in Dingen, welche keinen bleibenden Werth haben, weil sie zufällig und veränderlich sind, und dem Taugenichts so leicht als dem verdienstvollen Manne zufallen.

Wer bei andern gelten, bei ihnen in Achtung stehen will, werde ihrer werth durch innern Gehalt, durch Verdienste, welche die Probe halten, ärgere sich aber nicht, wenn seinen Verdiensten die Achtung nicht wird, die ihnen gebührt. Verdienste sind unrechter Art, wenn man sie fremder Anerkennung und Werthachtung unterordnet.

Hoheit frommt wenig wozu nicht das wahre Verdienst erhebt. Je höher der Verdienstlose sich aufschwingt, desto tiefer und sicherer wird sein Sturz, weil nichts ohne inwohnende Kraft lange auf unnatürlicher Höhe sich erhält, Sehr treffend schreibt Haller:

Was hilft es himmelan mit schwachen Schwingen fliegen,
Der Sonne Nachbar seyn, und dann im Meere liegen?

Gegen Hochmuth der Großen wird am lautesten und fast allgemein geklagt. Dagegen wirkt nur ein Mittel sicher:

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Große übt.
Der Großen Hochmuth wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich giebt.

Wenn Leute geringen Standes Hochmuth üben und mit Vorzügen prunken, die entweder keine sind oder ihnen fehlen; dann mag sie allein Verachtung und Spott heilen. Man läßt sich gern wieder aus Höhen herab, wo man das Gegentheil von dem findet, was man erzielte.

228. Hochzeit.

Bei einer Hochzeit erscheint den Brautleuten Alles im Rosenroth, daher der Name: Hochzeit, und ihre ganze Sehnsucht steht auf diese Zeit. Sähen sie den Apfel der Ehe von seiner grünen sauren Seite im Schatten versteckt, statt ihn roth und weich in der Sonnenseite der Liebe hangend: sie würden, anstatt sich am Hochzeitstage der Freude hinzugeben, vielleicht trauren und weinen. Schon Vielen war dieser Tag der Anfang ihrer Leiden. Man kann bei Schließung eines Bundes, der das Lebensglück bedingt, und den der Tod allein wieder trennt, nicht bedächtlich genug seyn, wenn man sich Reue ersparen und nicht zeitlebens für jugendliche Unbesonnenheit büßen will.

Leidenschaftliche Liebe, die alles im Lichtglanze der Seligkeit darstellt, wird bald matt, ihr erstes Feuer geht bald verloren, wenn der Bund der Herzen nicht auf Besserm beruht; wenn man auf hinlängliches Auskommen keine Aussicht hat, und nichts als Armuth und Noth im Prospekte liegt. Körperliche Schönheit mag wohl zuweilen zur glücklichen Heurath beitragen; aber was ist sie ohne Vorzüge des Geistes, welche allein auf die Dauer die Herzen binden. Reichthum mag wohl viel dazu beitragen, um ein zufriedenes Beisammenseyn zu bewirken. Es ist nicht nur erlaubt, es ist sogar heilige Pflicht, bei der ehelichen Verbindung auch auf ein hinlängliches Auskommen zu sehen; die Kinder, die aus jeder Ehe zu hoffen sind, wollen ernährt, gekleidet, erzogen und versorgt seyn; aber wie vergänglich sind die größten Reichthümer, wenn nicht häusliche Tugenden sie bewahren? welches Glück können Reichthümer gewähren, wo die Gemüther unverträglich sind? wo heftige Leidenschaften die Herzen verstimmen? wo Verschwendung leichtsinnig versplittert, was mit saurer Mühe zusammengebracht wurde? wo es an Sparsamkeit und Ordnung fehlt? — (Siehe Art. Ehe.)

229. Höflichkeit.

Höflichkeit sagt mehr als äußere Geschliffenheit, mehr als Artigkeit in den Manieren, mehr als Gewandtheit in leichten

gefälligen Formen des Umgangs. Höflichkeit ist reiner Zusammenklang aller Saiten des Lebens im ganzen Betragen, ist Uebereinstimmung des Benehmens mit allen Grundsätzen und Regeln guter Lebensart.

Der Höfliche kann keine andere Absicht haben, wenn er nicht heucheln will, als daß er verschönere das gesellige Leben, daß er in höhere Würde und Anmuth kleide die Freuden des Umgangs, daß er lieblich abrunde die mancherlei Ecken der Verhältnisse. Höflichkeit, wenn sie nicht Dichtung und blendender Schein ist, muß geeignet seyn, Liebe und Vertranen in Andern zu wecken; durch sie muß ihnen bei unserer Annäherung wohl werden. Es liegt in ihrer Natur, nie und nirgend abzustoßen, zu beleidigen, wehe zu thun; sie würde dadurch sich selbst widersprechen und zur derben Grobheit entarten. Was von Liebe erzeugt und darauf gebaut ist, muß wieder auf Liebe zurückführen. Höflichkeit ohne Liebe ist Betrug, Spott. Alle Formen der Höflichkeit drücken Liebe aus. Was verräth Miene, Ton und Gebärde, wenn wir mit freundlichem Angesicht den Fremden bewillkommen, dem Erwarteten traulich die Hand bieten? Was, wen wir mit Andern reden und sie begrüßen, wollen wir durch unsers Körpers Haltung und Bewegung anderes ankündigen, als ein bereitwilliges Hinneigen zu ihrer Person und ihrem Wohlergehen? Worauf deutet die Sitte, daß wir aufstehen wenn Jemand bei uns eintritt, und den beßten Platz für ihn räumen? daß wir zuvorkommend auch den Unbekannten begrüßen? daß wir im Umgange besonders zart das Weib behandeln? — doch wohl auf Humanität und Liebe, die, wie alle Gefühle veredelt, so nicht minder alle Formen verschönert.

Darum gehört Höflichkeit zum Wesen eines jeden Menschen, dem man Bildung zuschreibt und human nennt; denn sie ist ja nur der sichtbare Abglanz seines schönen Gemüthes, der mildere Wiederschein seiner freundlichen Seele, das passende Wort zu dem, was er Liebliches denkt, — die Art, wie durch Blick und Wort, durch Ton und Haltung, durch Sitte und Betragen ein Mensch von Bildung, dessen Inneres wohl geordnet ist, sich darstellt und darstellen muß.

Das Alles gilt indessen nur von der Höflichkeit, die auf

Wahrheit beruht, und in welcher der Geist unverstellter Humanität waltet. Ohne diesen Geist ist sie etwas Bedeutungs- und Werthloses, etwas, was sich schlechthin mit keinen vernünftigen Grundsätzen, mit keinen edlern Gefühlen vereinbaren läßt.

Höflichkeit muß seyn, was sie heißt. Ohne innern Gehalt ist sie mehr nicht, als ein schönes Wort, wobei nichts gedacht wird; als eine feine Form, aus welcher kein Geist spricht; als ein Spiel mit Manieren, um sicherer einander zu hintergehen; als ein tändeln mit der leeren Hülse, nachdem der Kern längstens erbrochen ist. *)

So werthlos und verwerflich die leere Höflichkeit ist, so ungleich entehrend ist sie, wenn der Eigennutz ihr fröhnt, und lediglich sich darum den Gesetzen guter Lebensart fügt. Triebe kein Eigennutz, wie so Mancher würde, der jetzt sich artig benimmt, die gemeinsten Regeln des Anstandes übertreten? — Nur seines Vortheils wegen, nur um Jemand, durch den er zu gewinnen hofft, sich gewogen zu machen, läßt er sich einzwängen in die Fesseln artiger Manieren; er will damit An-

---

*) Beinahe möchte man mit der Behauptung vortreten, daß dieß Spiel sich zur weit entwickelten Kunst gehoben, und seine festgesetzten Regeln erhalten habe. Jeder sieht den gesunden Menschenverstand entehrt und die bessern Gefühle entweiht, wenn eine Unzahl von Komplimentirbüchern, Journalen, Anstands- und Höflichkeitslehren, Bücklinge und Fußtritte auf lächerliche Weise messen, Verbeugungen zählen und jedem Gliede einer eitlen Modepupe seinen Takt einüben wollen. Es ist mehr als Thorheit, wenn diese seichten Schriftsteller ihre phrasenartigen Anreden, Bewillkommungen, Begrüßungen ꝛc. der Welt vortragen und aufbürden. Nicht selten endigen die Repräsentanten der Höflichkeit und feinen Lebensart ihre Schriften mit sehr unhöflichen Bemerkungen oder Fragen, z. B. an das weibliche Geschlecht. Der Mißgriff bleibt immerhin groß, wenn der Mensch nicht von der moralischen Seite, dem Herzen aus zu Aufrichtigkeit, Liebe und Herzlichkeit gebildet wird. Nur in Verbindung mit dem Redlichen lebt es sich wohl, der mehr um Biedersinn als um gehaltlose Formen und leere Ceremonie bekümmert ist.

dere nur für seine Zwecke bearbeiten. — Wie des vernünftigen Menschen unwürdig! Wie so ganz seiner hohen Bestimmung zuwider!

Die Höflichkeit rechter Art hat es sich weder mit dem Schmeichler, noch mit dem Eigennützigen zu thun. Der gefällige und Dienstfertige bleibt's sogar, wenn ihn Undank und Spott lohnen.

230. Hoheit.

Hoheit und irdisch seyn, geben einen widersprechenden Begriff. Der Erde höchster Stand endigt sich in — „Hier liegt er.“ Wie hoch ein Vornehmer sich brüsten mag: man kann das Laster wohl mit Hoheit umgeben, aber das Laster selbst giebt keine Hoheit. Was man im gewöhnlichen Leben hoch heißt, muß nie zum Uebermuth verleiten, weil das Höchste Gefahr bringen kann.

Der Kirchenthurm ragt über seine kleinern Nachbarn; — um so mehr also ist er dem Wind und Wetter ausgesetzt. Ueber die Gipfel der höchsten Bäume üben sich die Buben am meisten mit Steinen zu werfen.

231. Hospitäler.

Hospitäler sind Gasthäuser, welche die Vorsehung auf dem Wege des menschlichen Elends angelegt hat; sie sind nur für schwache, alte, kranke, gebrechliche Personen da, welche mit Arbeit sich das Nöthige nicht erwerben können. Die Aufschrift an einem Hospital, die mir besonders auffiel, ist mir unvergeßlich, und drückt mit wenigen Worten alles aus: «Asylum, si cogit necessitas.» Von solchen Freistätten des Elendes wurden von der christlichen Liebe einst häufige gestiftet, bis endlich die Verarmung allgemein wurde, und die Fürsten es räthlicher fanden, statt der armen Häuser stattliche Kasernen aufzubauen, oder Reiche es vorzogen, alles auf den Luxus zu verwenden. Einst wars anders! s. Artikel: Armuth.

232. Jammerthal.

Der Mensch findet überall sein Vergnügen, wo er mit sich

selbst zufrieden ist. Wenn die Erde ein Jammerthal wird, so sind es Menschen, welche sie dazu machen. Es ist wahre Lästerung der Vorsehung, eine unverzeihliche Sünde gegen das Christenthum, so finstere, unbescheidene Eiferer Klage führen, weil die Erde kein Himmel ist. Selbst in bittersten Leiden, in kläglichster Armuth, in drückendsten Nöthen behauptet sich der Mensch, so lang er es nicht vergißt, wozu er da ist. Das Irdische gewinnt den Sieg sogar mitten unter Gewittern und Schlägen aller Art, so lang Tugend den Menschen beseligt.

233. Immoralität.

Immoralität ist Sieg der Sinnlichkeit, ist der Gegensatz des Reinguten, Guten und Tugendhaften. Wie Nacht und Licht geschieden sind, so Laster und Tugend. Wie sich die zirkelförmige Bewegung des Wassers, das berührt wird, zur Kraft des Eindrucks verhält, der es bewegt; wie vom Mittelpunkt an die Kreise immer geringer werden, je nachdem sie sich von ihm entfernen, bis keine Spur mehr übrig ist, wie der Schall in der Entfernung verhallt, so müssen nothwendig die Folgen des Sinnlichen in dem Ablaufe derselben endlich dahin schwinden. Das Thierische, so lang es herrscht, kann neben dem Geistigen nicht bestehen. Wo der Mensch nieder gehalten wird, ist das Göttliche nicht gedenkbar.

234. Indifferentism.

Indifferentism und Verschiedenheit des Cultus und Glaubens sagen nicht das Gleiche. Bei verschiedener Gottesverehrung und Ueberzeugung ist Religion gedenkbar und ehrwürdig, wenn sie aus dem Herzen quillt. Nur der eigentliche Indifferentist verdient Verachtung, und nur kalte Gleichgültigkeit trifft das Heiligste. Wem alles gleich viel gilt, wem es einerlei ist, ob das Wahre oder Falsche, Gutes oder Böses ihn anspreche, ist der menschlichen Natur völlig entartet. Gleichgültigkeit gegen Religion ist so recht rohe Versündigung gegen die gesunde Vernunft, Versündigung an unserer menschlichen Würde, Versündigung gegen die erhabensten Aussprüche

des Christenthums, ist Versündigung an allem dem, mas uns beseliget. Lauheit und Gleichgültigkeit gegen das, was edel, wahr und schön ist, spricht das Bekenntniß aus, dem Unedeln, Irrigen und Eckelhaften anzugehören. Der eigentliche Indifferentism ist wahrer Unsinn, ist die größte Narrheit, weil ohne Religion das wahre Glück versiegt und untergeht.

236. Intereſſe. Intereſſirt.

Intereſſe erzielt Vortheile; intereſſirt ist also der, welcher bei einer Sache Vortheile hat oder sucht. Diese Eigenschaft legt man besonders einem Menschen bei, der wider Recht und Pflicht Vortheile sucht. Sein Benehmen ist mit der ganzen verkehrten Gemüths- und Handlungsweise schon mit dem Geitzigen geschildert worden.

Der Grund von diesem Zustande ist ein ungöttlicher Sinn, in welchem die Liebe zu den Gütern dieser Welt und die Begierde, immer mehr von denselben zu haben, vorherrscht; er sieht uur darauf zeitlichen Gewinn zu erhalten, redet, bezeugt, lobt, schilt, vertheidigt, klagt an, verurtheilt, nicht wie die Pflicht es erfordert, sondern je nachdem er einen oder keinen, einen großen oder geringen Vortheil davon hat. Er dehnt seine Geschäfte, wo er sie verkürzen sollte und könnte, damit er größern Lohn erhasche; er rathet seinem Nächsten nicht nach der Wahrheit und aus reiner Liebe, sondern flichtet, wo er kann, den Eigennutz mit ein, dem Andern Schaden zu thun; er sinnt so recht darauf, den Andern in's Netz zu verstricken und unvorsichtig zum Fall zu bringen; er erheuchelt den Schein der Gottfeligkeit, um ihn sicherer zu berücken. Der Intereſſirte ist ein erbärmlicher Mensch; vor ihm ist die Tugend ein leerer Name, und von ihm heißt es im eigentlichen Sinne des Wortes: er hat seinen Lohn dahin.

237. Irreligion.

Irreligion heißt Unglaube, der bei der Religion allein Statt findet. Wer nicht Religon hat, die Religion nicht ehrt, ist ein Verworfener. Sich schämen eine Religion zu haben —

heißt, es anstößig finden ein Mensch zu seyn und seines Daseyns sich schämen. Traurig ist's, daß in der Liebe zum Erdengrün schon oft das heilige Himmelsblau untergieng!

Menschen, die von Kindheit an im Unglauben, in einer Sittenlosigkeit ohne Scheu und ohne Schaam aufwachsen; eine Jugend ohne Zucht; Weiber ohne Sitten; Völker ohne Glauben; Könige ohne Achtung für Gesetze, ohne Furcht vor einem höhern Oberherrn; Mangel an Vaterlandsliebe; überhaupt kein anderes Baud der Gesellschaft als Gewalt; das läßt leicht vorausfehen, was aus dem Allem werden muß. Wo Irreligion überhand nimmt, und man es vornehm findet, sich über Anstand und Gesittung hinwegzusetzen, ist ohne Rettung Verschlechterung unvermeidlich.

237. Irrthum.

Irrthum ist Unrichtigkeit der Erkenntniß, und verschieden von Unwissenheit. Mangel des Unterrichts und der Aufmerksamkeit ist meistens unvermeidliche traurige Folge. Gar oft ist der ungöttliche Sinn des Herzens und Leichtsinn der verdorbenen Neigung Schuld. So manche Dinge lenken das Herz von der Erkenntniß der heilsamen Wahrheit ab.

Irrthum ist an sich menschlich und oft unsträflich. Niemand irrt geflissentlich und mit Vorsatz. Die Wahrheit liegt nicht Allen gleich nahe, nicht Alle haben das gleiche Maaß geistiger Kraft. Nur wo das Herz von Grund aus vergiftet ist, nimmt Irrthum vorsätzlich Antheil, und gewinnt ihn lieb. Nur die sündige Neigung richtet. —

238. Jugend. *)

Die Jugend ist die Blüthe des Lebens, wo uns dieses in seinem schönsten Lichte, in der ganzen Fülle seiner Herrlichkeit erscheint. Die Jugend erfreut sich des vollen Besitzes ihrer noch ungeschwächten Kraft, und des frohen Gefühls der Leichtigkeit, womit sie wirkt und handelt. Ihr Wunsch ist Genuß, und ihre Lage dazu geeignet, ihr denselben im reichsten Maaße und mit großen Abwechselungen zu verschaffen. Ihr leichter, veränderlicher Sinn, ihr hoher, noch wenig auf die Probe gestellter Muth, ihre natürliche, nur selten getrübte Heiterkeit begleiten sie zu ihren Geschäften, wie zu ihren Erholungen, und lassen sie allenthalben ohne viele Mühe und Anstrengung Vergnügen finden. Denn das Herz der Jugend steht im Grunde nur angenehmen Eindrücken offen, und alle

*) Diesen Aufsatz verfaßte der Hingeschiedene wenige Wochen vor seinem Tode.

andere damit streitenden Empfindungen sind bei ihr kurz und vorübergehend.

Die Jugend kennt die Leiden und Unfälle des Lebens nicht aus eigener Erfahrung, weil sie die Verhältnisse, worin man damit vertraut wird, noch nicht angetreten hat. Sie knüpft nur freiwillige, ihren Neigungen entsprechende Bande, und bleibt mit den Dingen, welche Gram und Kummer erregen, noch größtentheils verschont. Sie huldigt der Hoffnung; sie ist glücklich in Erwartung einer frohen Zukunft; sie schmeichelt sich mit der gewissen Erfüllung ihrer liebsten Wünsche, überläßt sich süßen, angenehmen Träumen, und geht auf blumigen, lachenden Pfaden der ihr dunkel geahnten Bestimmung entgegen.

Am lebhaftesten wird das Gemüth der Jugend von großen Wahrheiten bewegt, weil es das unbefangenste ist. Die Ueberbildung, welche der Religion entbehren zu können glaubt, führt unvermeidlich an die Gränzen der Verwilderung, und in ein verfeinertes Heidenthum zurück. Wo soll die Religion herkommen, nach welcher wir, als dem letzten Rettungsmittel, die Hände ausstrecken, wenn dieser göttliche Funke, der im Menschen glimmt, in der Brust der Jugend nicht geweckt, genährt und zur Flamme angefacht wird? —

Der Jüngling vermag sich nur durch das Wahre und Gute und durch die Religion zur reinen Humanität gehörig auszubilden, und über alle Eindrücke zeitlicher Leiden sich empor zu heben. Er nimmt an den sinnlichen Genüssen, selbst die erlaubten nicht ausgenommen, nur mit einer Art Beschämung Antheil, und giebt sich ihnen nie so hin, daß er seine Berufsgeschäfte darüber vernachläßigte, und den Frieden seines Gewissens dadurch gefährdete, oder gar ein Sklave niedriger Sinnenlust würde. Der Vernünftige vergißt nicht: wir leben nicht um zu essen, zu trinken, und Lustpartien zu machen; des Menschen Höchstes bleibt, wenn um ihn her alles verschwindet, und er die Herrschaft über sich selbst, zwar das Schwerste, aber doch das Ehrenvollste, behauptet.

Mögen dem jungen Leben bald wilde Stürme drohen: wer sich fühlt, läßt sich von der Sinnlichkeit nicht überwältigen. Er weiß, wie tief der Jüngling nach dem Verlurst der Herzens und Sittenreinheit sinkt, und wie unglücklich eine unbewachte Minute sein ganzes Leben machen kann.

Darum ist die Liebe, an der sich der geistige Menschheitstrieb des Jünglings entwikelt, immer auch die heiligste, und man kann in gewisser Hinsicht mit Recht behaupten, daß man nur Einmal im Leben recht lieben könne.

Nichts ist liebenswürdiger, als ein eingezogener Jüngling; er zeigt Gutes, und läßt noch Besseres erwarten. Auf den Jünglingen ruht und wächst die Welt. Zu welchem eckelhaft faulenden Gemische der Völker und Zeiten würde jede Zukunft aufgähren, wenn nicht der Himmel dem abgelebten Leben frische Jugend mit neuen Kräften zuschickte? — Es ist merkwürdig, daß in den starken Jüngling die Freundschaft eher, als die Liebe, einzieht. Der schönste Kranz des Jünglings war doch immer die Liebe der Jungfrau. Beide vereint, was Tugend zusammen führt. Nichts ist so bald zu verlieren. Die jungfräuliche Seele ist nach Jean Paul eine reife Rose, aus welcher, so bald ein Blatt gezogen ist, leicht alle gepaarte nachfallen. Mögen junge Leute immer damit zufrieden seyn, daß sie die Rosen dieses Lebens so brechen, daß sie ihnen nicht unter den Händen verwelken! —

239. Kampf.

Jedes Herrliche muß im heißen Streit sich erringen. Es giebt kein Kampf ohne Sieg. Natur und Gott bestehen einen zu ungleichen Kampf. Den Kampf mit der Natur der Dinge zu bestehen, sind alle Menschen zu schwach, und der Kampf des Menschen gegen Gott ist der Kampf des Wurms gegen einen Bergstrom, der über seinen Weg rauscht.

Indessen lag immer das Leibliche mit dem Geistigen, das Vergängliche mit dem Ewigen im Kampfe. Die Einen stritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Bessern; die Andern für das irrdische Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menschen Vernunft geoffenbart ist. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldsack und Stammbaum, gegen die reinen Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit und Recht. Aber der Geist siegt endlich doch. Die Wahrheit, das Göttliche, ist eine Flamme, welche zuletzt auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken, und die dann nur desto herrlicher lodert.

Anmerkung. Unter den in diesem Bande erscheinenden Aufsätzen dürften wohl im strengern Sinne genommen, nicht alle unter dem Artikel: „Moral" aufzurechnen seyn. Wenn sie dessen ungeachtet doch einen Platz daselbst behaupten, so wurde bloß der eigenen Wahl und Anordnung des verewigten Verfassers gefolgt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keller, Georg,

Georg Viktor Kellers Nachlass Eine Reihe moralischer, politischer und wissenschaftlicher Aufsätze mit beigefügter Biographie

Bd.: 1

Freiburg im Breisgau 1830

Ph.pr. 709 sc-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040988-7